GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Sexuelle Orientierungsmythen : Die Etabliertheit des klassischen Konzeptes der sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Kategorien Hetero-, Bi- und Homosexualität in der Sexualwissenschaft

Rimml, Mario

2017

https://doi.org/10.25595/1271

Veröffentlichungsversion / published version
Hochschulschrift / academic publication

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rimml, Mario: *Sexuelle Orientierungsmythen : Die Etabliertheit des klassischen Konzeptes der sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Kategorien Hetero-, Bi- und Homosexualität in der Sexualwissenschaft*. Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, 2017. DOI: https://doi.org/10.25595/1271.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: urn:nbn:at:at-ubi:1-11396

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

DISSERTATION

SEXUELLE ORIENTIERUNGSMYTHEN

MARIO RIMML

Die Etabliertheit des klassischen Konzeptes der sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Kategorien Hetero-, Bi- und Homosexualität in der Sexualwissenschaft

Sexuelle Orientierungsmythen

Die Etabliertheit des klassischen Konzeptes der sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Kategorien Hetero-, Bi- und Homosexualität in der Sexualwissenschaft

DISSERTATION

zur Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Geisteswissenschaften

eingereicht an der

Fakultät für Bildungswissenschaften

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

von

MMag. Dr. Mario Rimml, MSc

Betreuer der Dissertation

Univ.-Prof. Dr. phil. Dr. h.c. Josef Christian Aigner

Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

Innsbruck, im Mai 2017

ABSTRACT (deutsche Fassung)

Das klassische Konzept einer sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Kategorien Hetero-, Bi- und Homosexualität ist, beginnend in der Mitte des 19. Jahrhunderts, erstmals in der westlichen Welt aufgetreten und inzwischen zu einer häufigen Selbstidentifikation avanciert. Im Bereich der Wissenschaft wurde und wird das Konzept der sexuellen Orientierung intensiv von den unterschiedlichen Wissenschaftsrichtungen beforscht und in seiner klassischen, essentialistischen Form falsifiziert. Durch einen Erweiterungsprozess über den Geschlechterdualismus hinaus wird aktuell in der Sexualwissenschaft ein „Rettungsversuch“ des Konzeptes unternommen. Zum Konzept der sexuellen Orientierung kann eine Vielzahl an mythisch anmutenden, pseudowissenschaftlichen Annahmen, die vom Wissenschaftsbereich durch mediale Sensationalisierung in den öffentlichen Diskurs eingebracht wurden, beobachtet werden. In der vorliegenden Forschungsarbeit wird die Frage der Etabliertheit der stereotypen Begriffstrias aus hetero-, bi- und homosexuellen Begrifflichkeiten zur sexuellen Orientierung innerhalb des sexualwissenschaftlichen Diskurses erörtert. Dies geschieht mittels einer Worthäufigkeitsanalyse in publizierten Fachartikeln von 2005 bis 2014 in der „Zeitschrift für Sexualforschung“. In 63,4 % aller Fachartikel (Fachartikelanzahl: N=238) aus dem analysierten Publikationszeitraum konnten die stereotypen Begrifflichkeiten gefunden werden (Begriffsfunde: N=2926), in 21,6 % ≥ 10 Mal pro Fachartikel. Dabei zeigt sich eine klare Präferenz für homosexuelle Begrifflichkeiten mit 66 % gegenüber den heterosexuellen mit 18 %, den bisexuellen mit 12 % und den Oberbegriffen (sexuelle Orientierung und sexuelle Identität) mit lediglich 4 % der Suchbegriffsfunde. Einige dieser Suchbegriffe weisen signifikante Korrelationen zu thematischen Schlüsselbegriffen auf, die ebenfalls im Datenpool gefunden werden konnten. Zum Beispiel korreliert der Suchbegriff „schwul“ sehr signifikant mit dem Schlüsselbegriff „AIDS“, wodurch eine wortassoziative Verknüpfung beider Begriffe begünstigt wird, was Infektionsmythen befördert. Ähnlich verhält es sich mit Schlüsselbegriffen zum Thema Fortpflanzung, wo Fortpflanzungsmythen durch entsprechende korrelative wortassoziative Begriffsverknüpfungen forciert werden. Ange-

sichts der vorliegenden falsifizierenden wissenschaftlichen Befundlage zum Konzept einer sexuellen Orientierung überrascht seine immer noch vorhandene Etabliertheit im Wissenschaftsbereich.

ABSTRACT (English version)

The classical concept of sexual orientation with its stereotypical categories of heterosexuality, bisexuality, and homosexuality first appeared in Western thought in the mid-19th century and has since been widely appropriated as a basis for self-identification. The concept of sexual orientation has been studied intensively by various branches of science, which have proven it to be false in its classical, essentialist form. In a last-ditch "rescue attempt", sexology is currently attempting to extend this concept beyond gender dualism. The concept of sexual orientation is associated with a variety of seemingly mythical, pseudo-scientific assumptions that have been lifted from scientific work into public discourse by media sensationalism. In this research paper, we examine the prevalence of terminology associated with the three sexual orientation stereotypes of heterosexuality, bisexuality, and homosexuality within sexological discourse. We conduct a word frequency analysis of scientific articles published between 2005 and 2014 in the "Zeitschrift für Sexualforschung". Over this publication period, 63.4% of all articles (total number of articles: N=238) included instances of this stereotypical terminology (term matches: N=2926), and 21.6% of all articles mentioned these terms ≥ 10 times. There was a clear preference for terminology associated with homosexuality, which scored 66% compared to 18% for heterosexuality and 12% for bisexuality, whereas the superordinate terms (sexual orientation and sexual identity) only represented 4% of the search query results. Significant correlation was found between some of these search terms and topical keywords chosen from the data pool. For example, the term "schwul" ("gay") exhibited very significant correlation with the keyword "AIDS", which encourages word-associative connections between these two terms, aggravating infection-related myths. Similar relationships were found for keywords relating to reproduction, exacerbating reproduction-related myths by forcing word-associative correlations and links between concepts. Despite the scientific research invalidating the concept of sexual orientation, it remains surprisingly prevalent throughout science.

VORWORT

Im Jahr 2000 habe ich an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck eine Diplomarbeit im Fachgebiet Erziehungswissenschaften zum Thema *Sexualitätsstereotype: „Hetero-, Homo- und Bisexualität". Ein kritischer Diskurs zur menschlichen Sexualität* [Rimml, 2000] geschrieben. Während des erziehungswissenschaftlichen Studiums, aber auch schon davor während meines Psychologiestudiums habe ich mich intensiv mit dem Thema der sexuellen Orientierung bzw. Identität auseinandergesetzt. In der Zwischenzeit sind weitere Ausbildungen dazugekommen, und meine damals gewachsene Skepsis gegenüber den sexuellen Orientierungs- bzw. Identitätsbegriffen ist stetig gewachsen. Daran hat der rasant steigende weitere Forschungsoutput zu diesem Thema zu Beginn des 21. Jahrhunderts nichts geändert, sondern ganz im Gegenteil diese Bedenken weiter bestätigt bzw. verstärkt.

Die Frage der sexuellen Orientierung bzw. Identität war und ist für mich als ausgebildeter Psychotherapeut, Psychologe und Erziehungswissenschaftler ein mich ständig begleitendes, direktes oder indirektes Thema bei meiner Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sowie deren Bezugssystemen. Die damit einhergehenden Thematiken können jedoch stark variieren und nicht nur den Bereich der vielleicht vorschnell vermuteten *„sexuellen Reifungskrisen"*[1] [Remschmidt, 2001] bei heranwachsenden Kindern und Jugendlichen, aber auch bei deren Bezugspersonen betreffen, sondern zum Beispiel auch eine veränderte sexuelle Orientierung bzw. Identität eines Elternteils, sexuelle Orientierung bzw. Identität als Mobbingthema im schulischen und/oder Peerkontext, Entwicklungskrisen im Verlauf eines gesellschaftlich, familiären Offenbarungsdrucks bezüglich der eigenen sexuellen Orientierungs- bzw. Identitätsbezüge usw.

[1] ICD-10, Erste Achse, F66.0: *„Die betroffene Person leidet unter einer Unsicherheit hinsichtlich ihrer Geschlechtsidentität oder der sexuellen Orientierung, was zu Ängsten oder Depressionen führt. Dies kommt meist bei Heranwachsenden vor, die sich hinsichtlich ihrer homo-, hetero- oder bisexuellen Orientierung nicht sicher sind, aber auch bei Menschen, die nach einer Zeit scheinbar stabiler sexueller Orientierung – oftmals einer lange dauernden Beziehung – die Erfahrung machen, dass sich ihre sexuelle Orientierung ändert."* [Remschmidt, 2001, S. 276]

Mein Interesse am Thema der menschlichen Sexualität ganz allgemein und am populärkulturellen Konzept einer sexuellen Orientierung bzw. Identität im Speziellen ist ungebrochen und kumuliert in dem in der Zwischenzeit hinzugetretenen beruflichen Interesse daran, aber auch in den damit einhergehenden praktischen Erfahrungen mit diesem Thema. In meinem beruflichen Kontext konnte ich parallel zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung die immense Rolle und die Auswirkungen der sexuellen Orientierungs- bzw. Identitätsbegriffe für viele einzelne individuelle Entwicklungsverläufe von Kindern, Jugendlichen und in weiterer Folge späteren Erwachsenen beobachten. Es herrscht ein immenser offener, aber auch subtiler gesellschaftlicher Druck auf Kinder und Jugendliche vor, sich der allgemeinen Heteronormativität mit ihren stereotypen Implikationen entsprechend anzupassen und zu verhalten. Nicht selten hörte und höre ich bei meiner Tätigkeit erwachsene Bezugspersonen schon bei Kleinkindern die Befürchtung oder Prognose äußern, dass ein Bub sich allzu „feminin“ verhalte und wohl „homosexuell“ sei oder später „ein Schwuler“ werden würde. Oft hört man nach einer näheren Erörterung dieser Thematik von den Bezugspersonen, dass es ihnen gar nicht darum ginge, welche sexuellen Vorlieben die Kinder später tatsächlich einmal haben würden, sondern lediglich darum, eine homosexuelle Identität zu verhindern, also ein Leben als Homosexuelle/r.

Bei den sexuellen Orientierungen bzw. Identitäten gibt es also eine eindeutige gesellschaftliche, kulturelle Wertung im Hinblick auf ihre Erwünschtheit. Auf einer Skala der Erwünschtheit stellt die Heterosexualität den Pol der sehr erwünschten sexuellen Orientierung dar, und die Homosexualität den der unerwünschten. Die Bisexualität wird von vielen nicht als eigene sexuelle Orientierung oder Identität akzeptiert, aber läge jedenfalls zwischen einer Hetero- und Homosexualität. Diese diskriminierende und klar (ab)wertende Sichtweise eines Teils der menschlichen Sexualität(en) wird Kindern von Anfang an in vielfältiger Form durch die Sozietät (Eltern, Familie, Schule, Peergroup, Gesellschaft, Medien usw.) vermittelt.

Mit der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit versuche ich, anhand einer quantitativen Worthäufigkeitsanalyse unter Einbeziehung aller Fachartikel in einem der renommiertesten sexualwissenschaftlichen Fachjournalen für den deutschen Sprachraum, der

„Zeitschrift für Sexualforschung“, über einen Zeitraum von zehn Jahren (2005 bis 2014) die Etabliertheit dieser stereotypen Begriffe im wissenschaftlichen Kontext des beginnenden 21. Jahrhunderts zu analysieren. Es geht darum aufzuzeigen, inwieweit diese Begriffe im sexualwissenschaftlichen Diskurs des beginnenden 21. Jahrhunderts Einzug gehalten haben, was sich anhand von Worthäufigkeitsverteilungen darstellen lässt.

Letztlich stellt der sexualwissenschaftliche Diskurs einen wissensformenden Strang des öffentlichen und politischen Diskurses über die menschliche Sexualität bzw. menschlichen Sexualitäten[2] dar, infolgedessen dieser sexualwissenschaftliche Diskurs einen bedeutenden Einfluss auf die gesellschaftlich kulturelle Formung der menschlichen Sexualität bzw. deren Sexualitäten sowie deren Deutungshoheit einnimmt.[3]

[2] Sigusch [2013] schrieb ein so betiteltes Buch mit dem Bestreben, eine zeitgerechte kritische Sexualtheorie vorzulegen, und verweist damit auch auf die Vielgestaltigkeit von Sexualität sowie auf die Problematik einer Verwissenschaftlichung des Sexuellen.

[3] Waldschmidt [2010, S. 156] spricht in diesem Zusammenhang von einer „Macht-Wissen-Formation“ und schreibt zum Humangenetik-Diskurs: *„Die elaborierten Regeln der Wissenschaftsdisziplin und die hierarchisierten Strukturen der ‚scientific community‘, die institutionalisierten Beziehungen der Forschenden untereinander und zu den sogenannten Laien, die Prozesse des wissenschaftlichen Fortschritts und der Stellenwert von Wissenschaft in Gesellschaft und Politik können mit Fug und Recht als Dimensionen von Macht-Wissen-Formationen angesehen werden.“*

INHALTSVERZEICHNIS

1 EINLEITUNG ... 11

2 KONZEPTIMPLIKATIONEN ... 14

2.1 Sexuelle Orientierung, sexuelle Präferenz, sexuelle Identität ... 14

2.2 Geschlechterdualismus ... 17

2.2.1 Biologisches Geschlecht ... 18

2.2.2 Psychisches Geschlecht ... 27

2.2.3 Soziales Geschlecht ... 33

2.3 Zusammenfassung ... 38

3 EMPIRISCHE KONZEPTUALISIERUNG ... 46

3.1 Polarisierte Sexualität(en) ... 47

3.2 Essentialismus ... 48

3.3 Konstruktivismus ... 51

3.4 Forschungsgegenstand: Sexuelle Orientierung ... 52

3.5 Operationalisierungsversuche ... 58

3.6 Psychophysiologische Objektivierungsversuche ... 64

3.7 Zusammenfassung ... 72

4 FORSCHUNGSBEFUNDE ... 76

4.1 Psychoanalyse ... 79

4.2 Geschlechtsorgane ... 84

4.3 Endokrinologie ... 89

4.4 Genetik ... 94

4.5 Embodiment ... 103

4.6 Neurowissenschaft ... 108

4.7 AIDS-/HIV-Forschung ... 116
4.8 Fortpflanzung ... 122
4.9 Ausprägungshäufigkeit ... 128
4.10 Zusammenfassung ... 130

5 UNTERSUCHUNGSFRAGEN, -FOKUS UND -DESIGN ... 135

5.1 Untersuchungsfragen ... 136
5.2 Untersuchungsfokus ... 139
5.3 Untersuchungsdesign ... 139
5.3.1 Fachjournal ... 140
5.3.2 Publikationszeitraum ... 143
5.3.3 Gesamter Datenpool ... 144
5.3.4 Suchbegriffslisten ... 146
5.3.5 Worthäufigkeitsanalyse ... 146
5.3.6 Relevanter Datenpool ... 148
5.3.7 Ausgewählte Schlüsselbegriffe ... 148
5.3.8 Bivariate Korrelationsanalyse ... 150

6 ERGEBNISSE ... 152

6.1 Gesamtdatenüberblick (gesamter Datenpool) ... 152
6.2 Relevanter Datenpool ... 156
6.3 Schlüsselbegriffe ... 160
6.4 Schlüsselnamen ... 163
6.5 Korrelationen ... 164
6.6 Zusammenfassung ... 168

7 DISKUSSION ... 174

7.1 Mythenbildung ... 175
7.1.1 Geschlechtermythen ... 175
7.1.2 Fortpflanzungsmythen ... 178

7.1.3 Infektionsmythen 179
7.1.4 Entitätsmythen 181
7.1.5 Ausprägungsmythen 183
7.2 Resümee 188
7.3 Ausblick 193

8 LITERATURVERZEICHNIS 196

9 ABBILDUNGSVERZEICHNIS 221

10 TABELLENVERZEICHNIS 222

11 ANHANG A/Datenpool **223**

12 ANHANG B/Suchbegriffsfunde im gesamten Datenpool pro Heft|Jahr **238**

13 ANHANG C/Begriffsfunde im relevanten Datenpool pro Heft|Jahr **239**

14 ANHANG D/Suchbegriffsfunde im relevanten Datenpool pro Jahr **240**

1 EINLEITUNG

Das Konzept der mittlerweile weit verbreiteten und damit populären sexuellen Orientierung sowie der im sexualwissenschaftlichen Kontext häufig gebräuchliche Begriff der sexuellen Identität oder, wie es Mertens in seinem ersten Band der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie 1992 bezeichnete, der *„Geschlechtspartner-Orientierung"* [Mertens, 1992, S. 26 f.] wird mit seinen stereotypen Implikationen in dieser Arbeit dargestellt. Dabei wird die enge Verknüpfung sowohl mit dem biologischen, vielmehr anatomisch-morphologischen als auch sozialen, psychologischen Geschlecht[4] als eine *„vielfältige Interpretation"* [Butler, 1991, S. 22] des als gegeben postulierten binären morphologischen Geschlechtscode[5] aufgezeigt.

Im historischen Kontext können hierbei verschiedene zentrale *„soziale Disziplinierungen"*[6] [Maasen, 2010, S. 143] und *„Polarisierungen"* [Rimml, 2000, S. 9 ff.] der menschlichen Sexualität festgestellt werden. Ein Teil der menschlichen Sexualität wurde zur

---

[4] Im Englischen spricht man beim biologischen, anatomisch-morphologischen Geschlecht von „sex" und beim sozialen, psychologischen Geschlecht von „gender". Das englische Wort „gender" wird meist ins Deutsche auch als „Geschlechtsidentität" übersetzt.

[5] Butler [1991, S. 22 f.] schreibt dazu: *„Wenn der Begriff ‚Geschlechtsidentität' die kulturellen Bedeutungen bezeichnet, die der sexuell bestimmte Körper (sexed body) annimmt, dann kann man von keiner Geschlechtsidentität behaupten, daß sie aus dem biologischen Geschlecht folgt. Treiben wir die Unterscheidung anatomisches Geschlecht/Geschlechtsidentität bis an ihre logische Grenze, so deutet sie vielmehr auf eine grundlegende Diskontinuität zwischen den sexuell bestimmten Körpern und den kulturell bedingten Geschlechtsidentitäten hin. Setzen wir für einen Augenblick die Stabilität der sexuellen Binarität (binary sex) voraus, so folgt daraus weder, daß das Konstrukt ‚Männer' ausschließlich dem männlichen Körper zukommt, noch daß die Kategorie ‚Frauen' nur weibliche Körper meint. Ferner: Selbst wenn die anatomischen Geschlechter (sexes) in ihrer Morphologie und biologischen Konstitution unproblematisch als binär erscheinen (was noch die Frage sein wird), gibt es keinen Grund für die Annahme, daß es ebenfalls bei zwei Geschlechtsidentitäten bleiben muß."*

[6] Maasen [2010, S. 143] schreibt zur *„Therapeutisierung sexueller Selbste"* und der damit einhergehenden *„gesellschaftlichen Disziplinierung"*: *„Die Genealogie der Therapeutisierung sexueller Selbste zeigt einen Fall gesellschaftlicher Disziplinierung, und zwar im Bereich des abweichenden Begehrens – das zu Disziplinierende ist allerdings ein Konstrukt, dessen ‚eigentliche Natur' diese Diskurse im Zuge ihrer Problematisierungen allererst herstellen. […] Diese Disziplinierung betrifft zunächst vor allem elitäre Gruppen, zunehmend aber ergreift sie ‚die Gesellschaft' (die Gemeinschaften der Gläubigen, die Kranken, die Klienten, Männer, Frauen, Kinder etc.). Die Problematisierungen enthalten stets weitere kontextsteuernde Maßnahmen. Sie sehen beispielsweise Sanktionen im Fall der Nichtbeachtung der geforderten Praktiken vor, schüren Angst, Schuld, behaupten Gefahren. Auf verschiedene Weise werden die Gläubigen dazu angehalten, ihr unkeusches Verhalten zu beichten, geschlechtlich Verirrte, sich verschiedenen therapeutischen Maßnahmen zu unterziehen, und Klienten moderner Sexualtherapien, schon im Falle sexuellen Unwohlseins therapeutische Hilfe aufzusuchen. Kurz: Im Mitvollzug realisieren*

„Sünde“, zum „Verbrechen“, zur „Krankheit“ oder zur spezifischen „Disposition“ gemacht. Alle diese polarisierenden Disziplinierungen der menschlichen Sexualität implizieren gesellschaftliche Diskurse, die von einer Problematisierung über eine Subjektivierung hin zu einer Symptomatisierung sowie Therapeutisierung und schließlich Attribuierung eines Teils der menschlichen sexuellen Erlebens- und Verhaltensweisen geführt haben [vgl. Rimml, 2000, S. 9 ff.; Maasen, 2010, S. 134]. Diesen historischen *„Entstehungsprozess und Konnotation der postmodernen Sexualitätsstereotype“* [Rimml, 2000, S. 8 ff.] habe ich in meiner Diplomarbeit [Rimml, 2000] ausführlich dargestellt und kann daher dort nachgelesen werden. Punktuell werden jedoch historische Bezüge auch in dieser Arbeit dargestellt und erläutert, um deren Auswirkungen bis in die Gegenwart und die daraus resultierenden Prämissen verständlich zu machen. In der vorliegenden Arbeit geht es aber mehr um eine kritische Auseinandersetzung mit sexualwissenschaftlichen Erkenntnissen aus den unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen und dem damit einhergehenden aktuellen interdisziplinären Diskurs zum Konstrukt der sexuellen Orientierung bzw. sexuellen Identität im Wissenschaftsbereich.

Innerhalb der Sexualwissenschaften gibt es zwei fundamental unterschiedliche, dualistische Denk- und Erklärungsansätze zum Diskurs einer sexuellen Orientierung bzw. sexuellen Identität, nämlich mehr „essentialistisch“ versus „konstruktivistisch“ geprägte Denkrichtungen, in denen sich die teilhabenden Wissenschaftsdisziplinen bzw. deren Vertreter/innen mehr oder weniger stark polarisierend verorten. Dieses Spannungsverhältnis in den Denk- und Erklärungsansätzen ist seit dem Auftauchen und während der zunehmenden gesellschaftlichen Verankerung der Sexualstereotype in Form der Begriffe Bi-, Hetero- und Homosexualität fundamentaler Bestandteil dieses Diskurses zur sexuellen Orientierung geblieben.

Die Flut an wissenschaftlichen Arbeiten aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen zum Thema sexuelle Orientierung macht es notwendig, selektiv die relevanten wissenschaftlichen Aspekte der zentralen Wissenschaftsdisziplinen zu skizzieren, kritisch darzustellen und damit die wichtigsten Fakten für die vorliegende Arbeit abzubilden, um

alle individuellen Techniken der Selbstthematisierung immer effizienter die soziale Ordnung begehrender Selbst.“

darauf aufbauend die Untersuchungsfragen und -annahmen, das Untersuchungsdesign, die Materialbasis (Datenpool), das Analyseverfahren (Worthäufigkeitsanalyse) und die Ergebnisse darzustellen.

Im Vergleich zwischen historischer sowie aktueller sexualwissenschaftlicher Forschungsbefunde zum Konzept einer sexuellen Orientierung mit seiner stereotypen Dreiteilung, nämlich Hetero-, Bi- und Homosexualität, und den Ergebnissen quantitativer Worthäufigkeitsanalysen dieser Begrifflichkeiten über einen Publikationszeitraum von zehn Jahren in einem der renommiertesten deutschen sexualwissenschaftlichen Fachjournalen, der „Zeitschrift für Sexualforschung“, lässt sich die Bedeutung und Etablierung dieses Konzeptes in der Sexualwissenschaft bzw. -forschung zu Beginn des 21. Jahrhunderts darstellen.

Bei der vorliegenden Untersuchung zu dieser Arbeit handelt es sich infolge um eine frequenzanalytische, deskriptive, diktionärsbasierte Auszählung von Worthäufigkeiten zum Konzept einer sexuellen Orientierung im sexualwissenschaftlichen Kontext, der durch die Wahl eines Datenkorpus aus der deutschen „Zeitschrift für Sexualforschung“ repräsentiert wird.

2 KONZEPTIMPLIKATIONEN

„Sexuelle Orientierung“, „sexuelle Identität“, „sexuelle Präferenz“, „sexuelle Anziehung“, „sexuelle Attraktion“, „sexuelle Geschlechtspartnerorientierung“, „sexuelle Veranlagung“, „sexuelle Objektwahl“ etc. sind einige der Begriffe, die im Zusammenhang mit der dadurch postulierten sexuellen Ausrichtung der Menschen auf das scheinbar eindeutige (morphologische) Geschlecht anderer Menschen verwendet werden. Im Zentrum dieser Begrifflichkeiten steht ein geschlechterdualistisches, monosexuelles[7], heteronormatives und heterosexistisches Weltbild.[8] Es ist daher wichtig, sich im Zusammenhang mit der sexuellen Orientierung auch primär mit der Kategorie Geschlecht mit all ihren Implikationen auseinanderzusetzen, um diesen Bereich der diskursiven Bezogenheit zu verdeutlichen.[9] Die Kategorie Geschlecht mit all ihren unterschiedlichen Facetten und ihrer innewohnenden Unbestimmtheit ist letztlich die zentrale Bezugsgröße für die wissenschaftliche Konzeption einer sexuellen Orientierung. Es folgt zunächst eine Begriffsbestimmung und Abgrenzung der gebräuchlichsten sexuellen Fachtermini zur sexuellen Orientierung, um dann die drei häufig differenzierten Bereiche zur Kategorie Geschlecht, nämlich biologisches, psychisches und soziales Geschlecht, darzustellen.

2.1 Sexuelle Orientierung, sexuelle Präferenz, sexuelle Identität

Die sexuelle Orientierung, vor allem in Form der drei stereotypen Begriffe Bi-, Hetero-

---

[7] Schmidt spricht in diesem Zusammenhang auch von einem *„Gebot der Monosexualität“*, dem das *„Gebot der Heterosexualität“* nachgeordnet ist und unsere heutige sexuelle Ordnung darstellt [vgl. Schmidt, 2005, S. 139].

[8] Butler umschreibt eine solche Gesellschaftsordnung mit einer *„Produktion der heterosexuellen Matrix“* [Butler, 1991, S. 63 ff.], die sowohl den Geschlechterdiskurs als auch den Sexualitätsdiskurs maßgeblich für sich entschieden hat und nun zur gesellschaftlichen Norm bzw. zum gesellschaftlichen Gesetz schlechthin geworden ist.

[9] Sigusch [2013, S. 59 f.] schreibt: *„Deshalb lautet ja auch eine zentrale Frage Kritischer Sexualwissenschaft, wie Gesellschaft Sexualität und Geschlechtlichkeit konstruiert und aus ihnen spricht. Unstrittig ist heute, dass Gesellschaft unterschiedlich in weibliche und männliche Sexualität eingegangen ist und aus ihnen spricht. Natürlich sind sie also alle nicht. Und da die Gesellschaft nicht konstant ist, sind auch weibliche und männliche Sexualität, sind auch weibliche und männliche Geschlechtserfahrung nicht konstant, können verblassen, zerfließen und wechseln. Die Befunde der empirischen und klinischen Sexualforschung haben es belegt.“*

und Homosexualität, als begriffliche Konzeption verweist immer auf eine Geschlechtsidentität und -rolle, also eine eigene Festlegung auf eine der beiden postulierten bipolaren, stereotypen Geschlechterkategorien in Form von männlich versus weiblich sowie eine darauf bezogene sexuelle Ausrichtung auf eine der beiden oder auf beide bipolare Geschlechterkategorien für die eigene Wahl von menschlichen Sexualobjekten. Mit einer so verstandenen sexuellen Orientierung geht demnach immer eine geschlechtliche Positionierung der eigenen Person, aber auch potenzieller menschlicher Sexualobjekte und die Identifikation mit einer korrespondierenden Geschlechtsrolle einher.

Einerseits verweist der Begriff der sexuellen Orientierung *„in seiner engeren Bedeutung auf die bevorzugte sexuelle Partnerwahl“,* andererseits *„könnten darunter auch andere Orientierungen und sexuelle Vorlieben subsumiert werden, wie z.B. eine asexuelle Orientierung*[10]*, Polyamorie oder sexuelle Orientierung auf Tiere oder Objekte wie im Fetischismus“* [Schweizer & Brunner, 2013, S. 231]. Selten wird der Begriff der sexuellen Orientierung aber tatsächlich im Sinne von Schweizer & Brunner [2013, S. 231] weitergefasst, sondern fokussiert vielmehr auf ein menschliches adultes Sexualobjekt als Gegenüber und damit auf den zentralen *„Beziehungsaspekt des Sexuellen“* [Berner & Hill, 2004, S. 154].[11]

Im sexualwissenschaftlichen Bereich wird derzeit sehr kontroversiell diskutiert, ob die Pädophilie, also die sexuelle Präferenz für ein kindliches Objekt, als eigene sexuelle Orientierung gesehen werden kann oder vielmehr soll [vgl. Schmidt, 1999, S. 133 ff.; Berner, 2002; Berner & Hill, 2004, S. 153 ff.]. In der vorliegenden Arbeit wird dieser Frage aber kein zentraler Stellenwert beigemessen, weil es hier um die klassischen, stereotypen Sexualbegriffe der Bi-, Hetero- und Homosexualität und den mit ihnen einhergehenden Implikationen geht.

Im sexualwissenschaftlichen Kontext wird manchmal die sexuelle Identität als *„das subjektive Erleben einer Person als hetero-, homo- oder bisexuell“* [Richter-Appelt, 2004,

[10] Zum Diskurs der Asexualität als eigene sexuelle Orientierung kann die Studie von Walten et al. [2016] nachgelesen werden, in der die Frage erörtert wird.

[11] Schweizer & Brunner [2013, S. 233] stellen fest: *„Im konventionellen heteronormativen Alltagsdiskurs begegnen uns neben Homosexualität und Heterosexualität nur selten andere Formen sexueller Orientierungen.“*

S. 95] beschrieben, während die sexuelle Präferenz synonym auch für die sexuelle Orientierung als das Reizspektrum, das *„eine Person attraktiv findet bzw. wodurch sie sexuell erregt wird“* [Richter-Appelt, 2004, S. 96] steht. An anderer Stelle grenzt Richter-Appelt [2004, S. 244] die sexuelle Orientierung als bezogen auf die Partnerwahl von der sexuellen Präferenz ab. Richter-Appelt [ebd.] schreibt zur sexuellen Orientierung und sexuellen Präferenz: *„Meist stimmen diese mit der sexuellen Identität überein. In Ausnahmesituationen kann jedoch die sexuelle Präferenz von der sexuellen Identität abweichen (z.B. homosexuelles Verhalten von Soldaten in Kriegszeiten).“* Andere sehen im Konzept einer sexuellen Identität *„eine politische Kategorie“*[12] [Dannecker, 2004, S. 114], die vor allem zunächst der Separation von unterschiedlichen sexuellen Erlebens- und Verhaltensweisen der Menschen dient und schließlich hilft, zwischen dem politisch, ideologisch Erwünschten und Unerwünschten zu differenzieren [vgl. Rimml, 2000, S. 132 ff.]. Hill [2010, S. 50] schreibt wiederum: *„Sexuelle Orientierung ist nur ein Teil der Sexuellen Identität“*, während Savin-Williams [2006, S. 40] zur sexuellen Orientierung Folgendes festhält: *„Three components or expressions of sexual orientation have been proposed: sexual/romantic attraction, sexual behavior, and sexual identity.“* Hier wird also die sexuelle Orientierung als übergeordnete Kategorie gesehen, die sich aus sexueller romantischer Attraktion, Sexualverhalten und sexueller Identität zusammensetzt. Für Shively & DeCecco [1977, S. 41] setzt sich die sexuelle Identität aus vier Komponenten zusammen, nämlich „biologisches Geschlecht“, „Geschlechtsidentität“, „Geschlechtsrolle“ und schließlich „sexuelle Orientierung“.

Im englischen Sprachraum findet man häufig auch eine Mischung des Begriffs „sexual orientation“ mit dem Begriff „sexual identity“ zu *„Sexual Orientation Identities“* [Vran-

[12] Dannecker [2004, S. 114] schreibt dazu: *„‚Sexuelle Objektwahl‘ und ‚sexuelle Orientierung‘ sind zuallererst psychologische Kategorien, wohingegen die Kategorie ‚sexuelle Identität‘ allem anderen Anschein zum Trotz eine politische Kategorie darstellt, jedenfalls in ihrer Verwendung im schwulen und lesbischen Zusammenhang. Deshalb muss das, was als schwule oder lesbische Identität gehandelt wird, auch danach befragt werden, was von diesen Identitätskonzepten ein- und ausgeschlossen wird und ob und unter welchen Bedingungen sie als politische Strategien zur Aufsprengung der Minderheiten ausschließenden sexuellen Normalität taugen.“*

galova & Savin-Williams, 2012, S. 85 ff.], wobei diese Bezeichnung dann oft als eine Komponente der übergeordneten sexuellen Orientierung gesehen wird [vgl. Vrangalova & Savin-Williams, 2012].

Die Begriffe sexuelle Orientierung, sexuelle Präferenz sowie auch sexuelle Identität sind somit im Wissenschaftsfeld einmal synonym, dann wieder als übergeordnete Kategorie des jeweils anderen Begriffes sowie als völlig eigenständige Kategorien in Verwendung, sodass von keiner einheitlichen, eindeutig abgegrenzten Definition dieser Begrifflichkeiten ausgegangen werden kann. Wissenschaftler/innen, die sich auf diese Begriffe berufen oder sie verwenden, müssen demzufolge immer auch eine bzw. ihre Definition dieser Begriffe vermitteln, um klar zu machen, was darunter zu verstehen ist und wie ihre Aussagen, Ergebnisdarstellungen usw. dahingehend zu beurteilen sind. Fehlt eine eigene Begriffsdefinition oder ein Bezug zur Begriffsbestimmung, sind alle getroffenen Ergebnisinterpretationen ohne entsprechende begriffliche Einordnung erfolgt, und dies widerspricht empirischen Standards.

2.2 Geschlechterdualismus

Im Bereich des Geschlechts wird heute wie selbstverständlich von der bipolaren, dichotomen Geschlechterordnung[13] ausgegangen. Einem postulierten eindeutigen biologischen Geschlechterdualismus[14] von männlich versus weiblich folgend wählen die meisten, aber bei weitem nicht alle Menschen nach ihrem festgestellten biologischen Geschlecht eine entsprechende Geschlechtsidentität und -rolle. Die Geschlechterdichotomie setzt sich somit in der Entwicklung eines Menschen von der häufig schon pränatalen, jedoch spätestens postnatalen Bestimmung des biologischen Geschlechts hin zu einer vom biologischen Geschlecht abhängigen entsprechenden Geschlechtsidentität,

[13] Diese dichotome Geschlechterordnung der Gesellschaft wird auch als ‚Heteronormativität' bezeichnet.

[14] Schildberger [2011, S. 6] schreibt dazu: *„Das gesellschaftliche Dogma der Geschlechterdualität toleriert trotz wissenschaftlicher Erkenntnisse über die Entwicklung der Geschlechtlichkeit bzw. deren Variationen kaum Abweichungen von der definierten Norm des Weiblichen und Männlichen."*

dem psychischen Geschlecht sowie Geschlechtsrolle bzw. der Geschlechtsrollenidentität[15], zu dem sozialen Geschlecht fort. Zu diesen drei Geschlechtskategorien werden die wichtigsten wissenschaftlichen Fakten für das Verständnis der vorliegenden Arbeit dargestellt. Der primäre Zweck dieser Darstellung ist die kritische Auseinandersetzung mit den gängigen Fachtermini, die zur Beschreibung des Geschlechts eines Menschen im wissenschaftlichen Kontext verwendet werden.

2.2.1 Biologisches Geschlecht

Im Rahmen des Geschlechtsdiskurses tritt die Debatte um die Intersexualität (früher wurden intersexuelle Menschen als Hermaphroditen[16] oder Zwitter benannt) sowie Trans(gender)sexualität immer deutlicher in den Vordergrund, weil die Betroffenen auf das unbeschreibliche Leid, das ihnen von der Gesellschaft und den (medizinischen) Institutionen angetan wurde und wird, verstärkt aufmerksam machen [vgl. Fröhling, 2003; Richter-Appelt, 2004; Lang, 2006; Schweizer et al., 2007; Deutscher Ethikrat, 2012; Remus, 2014].

Die scheinbar eindeutige bipolare Geschlechterordnung wird durch eine Intersexualität stark in Frage gestellt bzw. gestört, sodass der Druck auf Angleichung[17] des biologischen

---

[15] Der Begriff Geschlechtsrollenidentität umfasst die *„öffentliche Manifestation der Geschlechtsidentität einer bestimmten Person in einem bestimmten Rollenverhalten. Sie beinhaltet alles, was eine Person sagt oder tut, um anderen und/oder sich selbst zu demonstrieren, in welchem Ausmaß sie sich dem einen oder anderen Geschlecht zugehörig erlebt.“* [Richter-Appelt, 2004, S. 95]

[16] In der griechischen Mythologie findet sich der Begriff „Hermaphrodit“ im Zusammenhang mit einem „Hermaphroditoskult“ um den Gott „Hermaphroditos“, der eine zweigeschlechtliche Gestalt hatte und für Fruchtbarkeit, Wachstum, Gesundheit und Sieg über den Tod stand. Ebenso bedeutend ist in der griechischen Mythologie der Begriff „Androgynie“, der Teil eines Schöpfungsmythos ist, der den Ausgang der Menschheitsgeschichte in drei Urgeschlechtern sieht. Groneberg [2009, S. 123] sieht darin eine Parodie auf wissenschaftlich begründete, essentialistische Erklärungsmodelle eines sexuellen Orientierungskonzeptes und schreibt: *„Der Mythos* [Anm.: Lobrede auf die Liebe bzw. Eros von Aristophanes, die von Platon in dessen berühmten Werk ‚Symposium‘ niedergeschrieben wurde] *wirkt wie eine Parodie ernsthafter wissenschaftlicher Ansätze, die sexuelle Orientierung in körperlichen Geschlechtsmerkmalen begründet sehen. Die Struktur der Erklärung ist dieselbe: Die aktuelle erotische Präferenz eines bestimmten Geschlechts wird abgeleitet aus (a) aktuell nicht offen zu erkennenden, (b) in der vorgeburtlichen Vergangenheit liegenden, (c) körperlichen Merkmalen, die (d) die Geschlechter differenzieren. Dieser Typ von Ätiologie findet sich in mythologischen wie in wissenschaftlichen Erklärungsansätzen wie den genetischen Theorien seit der Sexualwissenschaft des 19. Jh.“*

[17] Butler [2012, S. 95] schreibt: *„Die sozialen Strafen für Verstöße gegen die Geschlechternormen umfassen die operative Herrichtung von Intersex-Individuen in vielen Ländern, darunter auch den USA, die medizinische und psychiatrische Pathologisierung und Kriminalisierung von Menschen mit einer ‚Gender-Dysphorie‘, die Schikanierung von genderuntypischen Personen auf der Straße oder am Arbeitsplatz, Diskriminierung bei der Stellensuche und Gewalt.“*

Geschlechts (im Engl. „sex“) in eine der postulierten bipolaren Möglichkeiten auf Eltern betroffener intersexueller Kinder enorm groß ist, obwohl in nahezu keinem dieser Fälle ein wirklich akuter medizinischer Behandlungsbedarf aufgrund der Geschlechtsentwicklung des Kindes besteht [vgl. Richter-Appelt, 2004, S. 104; Ramus, 2014, S. 65 f.].

Richter-Appelt [2004, S. 93] schreibt zum biologischen Geschlecht: *„Determinanten der somatosexuellen Differenzierung und damit des biologischen Geschlechts sind nicht nur, wie oft angenommen wird, die Chromosomen, sondern eine Reihe von Gegebenheiten, Funktionen und Entwicklungen: Chromosomen, geschlechtsdeterminierende Gene, Gonaden, pränatale Sexualhormonmechanismen, Reproduktionsorgane, externe Genitalien, Gehirn, pubertäts- und adulte Sexualhormonwirkung, sekundäre Geschlechtsmerkmale und Habitus.“* Diese Erkenntnis spiegelt sich auch darin wider, dass es zwar Individuen gibt, die einen eindeutigen XX-Genotyp (wird mit weiblicher Geschlechtsentwicklung assoziiert) haben, aber einen männlichen Phänotyp,[18] und Individuen mit XY-Genotyp (wird mit männlicher Geschlechtsentwicklung assoziiert) einen weiblichen Phänotyp.[19]

Das biologische Geschlecht kann und wird im wissenschaftlichen Bereich infolgedessen auch in unterschiedliche Kategorien differenziert [vgl. Rimml, 2000, S. 44 ff.; Holterhus, 2004, S. 77 ff.]:

- Chromosomales (genetisches) Geschlecht
- Gonadales Geschlecht
- Morphologisches (phänotypisches) Geschlecht

[18] Diese Menschen werden in der Medizin mit der Diagnose „Adrenogenitales Syndrom (AGS)“ etikettiert, und dieses „Syndrom“ kann nach medizinischer Terminologie trotz XX-Genotyp *„zu einer Vermännlichung des weiblichen Genitales“* und *„in schwereren Fällen zu einem intersexuellen Genitale oder einem äußerlich komplett männlichen Genitale“* [Richter-Appelt, 2004, S. 99] führen.

[19] Diese Menschen werden in der Medizin mit der Diagnose „Androgenresistenz“ oder „Androgeninsensitivität“ oder auch veraltet mit „testikulärer Feminisierung“ etikettiert, und es wird *„zwischen kompletter und partieller Androgeninsensitivität (CAIS bzw. PAIS)“* [Richter-Appelt, 2004, S. 99] unterschieden. Richter-Appelt [2004, S. 99 f.] schreibt dazu: *„Da die männliche Genitalentwicklung eine normale Wirkung der Androgene in der frühen Embryonalzeit voraussetzt (v.a. 7.–12. Schwangerschaftswoche), entsteht bei CAIS trotz männlichem Chromosomensatz ein Kind mit einem komplett weiblichen äußeren Genitale. 46, XY Individuen mit CAIS werden oft erst in der Pubertät entdeckt, wenn die normale weibliche Pubertätsentwicklung nicht einsetzt.“*

Das chromosomale Geschlecht wird durch den Genotyp bestimmt. Lange Zeit nahm man an, dass vor allem dem 23. Chromosomenpaar, das aus nur X- oder X- sowie Y-Chromosomen aufgebaut ist, sowie dem sogenannten „SRY-Gen“[20], einem Genlokus auf dem Y-Chromosom, eine herausragende Rolle zukommt. Mittlerweile sind aber auch andere Gene (z.B. „WNT-4“, „RSPO1“) gefunden worden, die an der Entwicklung der Eierstöcke [vgl. Jordan et al., 2001] und Eileiter [vgl. Tomaselli et al., 2011] beteiligt zu sein scheinen. Schmitz [2006, S. 40] schreibt zur genetischen Geschlechtsentwicklung: *„Ganze Gruppen von Genen, sowohl auf den X- und Y-Chromosomen als auch auf den Körperchromosomen, scheinen an der Regulation der Geschlechtsentwicklung beteiligt zu sein. Demnach handelt es sich nicht um einen einfachen Schaltermechanismus, sondern um komplexe ‚Gen-Netzwerke‘, die aktiv sowohl die weibliche als auch die männliche Entwicklung regulieren.“*

Auf Ebene des chromosomalen Geschlechtes kann beim Menschen eine Variabilität festgestellt werden, die im Bereich der Genetik unter den Begriff Chromosomenaberrationen gefasst wird und in der Medizin unter dem Schlagwort *„Störungen der Geschlechtsentwicklung (DSD: **D**isorders of **S**exual **D**evelopment)“* [Wieacker, 2010, S. 4 ff.] abgehandelt wird. Mittlerweile ist eine Vielzahl von Variationen beim chromosomalen Geschlecht bekannt, die zu unterschiedlichen embryonalen Geschlechtsentwicklungen führen können. Es wurden schon 25 unterschiedliche Gene sequenziert, die an der Entstehung solcher DSD beteiligt sind [vgl. Ainsworth, 2015, S. 290]. Etwa ein Mensch von 4500 ist von einer DSD betroffen. Schließt man leichtere Formen der anatomischen Variabilität wie eine „Hypospadie“, „Mikropenis“ sowie „Klitorishypertrophie“ mit ein, dann gehen Forscher/innen davon aus, dass sogar jeder hundertste Mensch betroffen ist [vgl. Arboleda, 2014, S. 603 ff.; Ainsworth, 2015, S. 290]. Remus [2014, S. 65] kritisiert die medizinische Denkpraxis in Bezug auf die Intersexualität und schreibt: *„Obschon körperliche Unterschiede der einzelnen ‚intersexuellen‘ Menschen sich unterscheiden, eint*

[20] Das „SRY“-Gen (Sex-determining Region Y) soll eine entscheidende Rolle bei der Herausbildung von Hodengewebe aus der „bipotenten“ Gonadenanlage des Menschen haben [vgl. Rimml, 2000, S. 45; Holterhus, 2006, S. 79]. Andere sehen in diesem „SRY“-Gen zwar einen zentralen genetischen Faktor, aber sehen dieses Gen in einer *„Kaskade von Regulationsschritten plaziert“* [Garrels, 1999, S. 12] und keinesfalls isoliert wirkend.

sie, dass ihre körperliche Verfasstheit in der Medizin als behandlungsbedürftig unter diesem Begriff zusammengefasst wird, weil sie nicht der gängigen Vorstellung von ‚männlich' oder ‚weiblich' entsprechen." Remus [2014, S. 65 f.] verweist auf die Pathologisierung und Medikalisierung von *„Menschen, die nicht dem gesellschaftlichen Normgeschlecht entsprechen"*, und hält fest, dass dies geschehe, *„obwohl in den meisten Fällen keinerlei körperliche Besonderheiten existieren, die in irgendeiner Form lebensbedrohliche Auswirkungen hervorrufen könnten".* Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist es geradezu unmenschlich, welchen medizinischen Behandlungen[21,22] Menschen mit *„nichteindeutigem Genitale"* [Richter-Appelt, 2004, S. 102 ff.] unterzogen wurden und werden, nur um die scheinbare Eindeutigkeit des Geschlechterdualismus bzw. -dimorphismus aufrechtzuerhalten bzw. herzustellen. Der Deutsche Ethikrat [2012, S. 103 f.] schreibt in einer umfassenden Stellungnahme zur Intersexualität und zum Umgang im Bereich der Medizin mit intersexuellen Menschen: *„Man argumentierte, dass es für die Entwicklung eines klaren psychischen Geschlechts für ein Kind besser sei, Betroffene über die Art der vorliegenden Variationen und den Umfang der als notwendig erachteten Korrekturen im Unklaren zu lassen. Insofern war die Praxis lange Zeit durch unvollständige Aufklärung sowie durch frühzeitige chirurgische Interventionen zur Vereindeutigung oder Zuweisung eines Geschlechts charakterisiert: Die Betroffenen oder – im Falle einer noch nicht vorhandenen Verständnis- oder Entscheidungsfähigkeit – die Eltern wurden*

[21] Remus [2014, S. 66] schreibt zum *„Optimal Gender Policy"*-Konzept, das davon ausgeht, dass *„Menschen außerhalb der Zwei-Geschlechter-Ordnung nicht akzeptiert würden"*: *„Nach diesem Konzept werden intergeschlechtliche Kinder zunächst einem gesellschaftlich anerkannten Geschlecht zugewiesen und ihr Körper entsprechend operativ angepasst. Dazu werden mithilfe chirurgischer Techniken jene Geschlechtsmerkmale entfernt, die nicht zu dem Zuweisungsgeschlecht passen: eine als zu groß angesehene Klitoris wird verkürzt, eine zu kleine Scheide angelegt oder wenn bereits vorhanden, gedehnt, Harnröhren verlegt, im Bauchraum befindliche Hoden im Hodensack festgenäht, Keimzellen entnommen. Bei Menschen, die schon kurz nach der Geburt auffallen, weil ihre Genitalien nicht zu einem Mädchen oder Jungen passen, werden diese Operationen im Säuglings- und Kleinkindalter vorgenommen."*

[22] Richter-Appelt [2004, S. 103 f.] führt zur *„Behandlungsrichtlinie bei nichteindeutigem Genitale"* aus: *„Zunächst wurde in den Behandlungsrichtlinien gefordert, dass das Genitale möglichst unauffällig und normal sein sollte, woraus geschlussfolgert wurde, dass ein auffälliges Genitale auch dann behandelt werden müsse, wenn kein medizinischer Notfall vorliegt. Konkret wurde das so formuliert, dass der Penis oder die Klitoris eines Kindes nicht mehr als 2 Standardabweichungen von der Norm abweichen dürfe. Weiter wurde angenommen, dass ein Kind mit einem zu kleinen Penis keine ungestörte psychosexuelle Entwicklung zu einem Mann durchlaufen könne und daher sein Genitale zu einem weiblichen umgeformt und das Kind zu einem Mädchen umgewandelt werden sollte, zumal dies medizinisch machbarer erschien."*

teilweise gar nicht oder nicht im erforderlichen Umfang informiert und aufgeklärt und in korrekter Weise um Einwilligung ersucht oder die Eingriffe wurden ihnen sogar sehr nachdrücklich nahegelegt."

Forscher/innen gehen mit den neueren Forschungsergebnissen zu den DSD mittlerweile davon aus, dass es keinen Geschlechterdualismus gibt, sondern vielmehr ein Geschlechtsspektrum, das sich bis auf die zelluläre Ebene nachweisen lässt. Ainsworth [2015, S. 290] schreibt dazu: *„Studies of DSDs have shown that sex is no simple dichotomy. But things become even more complex when scientists zoom in to look at individual cells. The common assumption that every cell contains the same set of genes is untrue. Some people have mosaicism: they develop from a single fertilized egg but become a patchwork of cells with different genetic make-ups."* Im medizinischen Fachjargon wird auch von einem genetischen „Mosaik" und vom „Chimärismus"[23] gesprochen. James et al. [2011] berichten von einem Fall einer 46-jährigen Schwangeren, bei der sich im Blut, der Mundschleimhaut sowie in Gewebeproben parallel 46 XX- als auch 46 XY-Zelllinien fanden. Ein ähnlicher Fall wurde von einer in der 36. Woche durch künstliche Befruchtung Schwangeren berichtet [Wu et al., 2009], die einen zweieiigen Zwillingsbruder hatte, der ebenfalls einen Chimärismus aufwies. Wu et al. [2009, S. 226] schreiben zur Schwangeren dieses Zwillingspaares: *„Cytogenetic analysis of the female twin's cultured lymphocytes revealed the presence of two cell lines: 17 cells (47%) having a 46,XX female chromosome complement, and the other cell line of 19 cells (53%) having a 46,XY male karyotype."* Über 50 solcher Fälle (Stand 2011) eines solchen Chimärismus sind bis dato wissenschaftlich dokumentiert worden [vgl. James et al., 2011, S. 2484].

Auf sowohl gonadaler als auch morphologisch innerer sowie äußerer Geschlechtsdifferenzierungsebene kann eine sogenannte *„bipotente Anlage"* [Rimml, 2000, S. 46 ff.; Holterhus, 2009, S. 78 ff.] beim Menschen festgestellt werden. Die Begriffe „bipotent" wie

[23] Der sogenannte „Mikrochimärismus", ein bis dato wenig erforschtes, aber häufiges Phänomen, bezeichnet das Überleben fötaler bzw. adulter Zellen im jeweils anderen Körper der Mutter bzw. des Fötus. Diese sogenannten „Cross-over-Zellen" sollten eigentlich vom Immunsystem als fremd erkannt und zerstört werden, aber es wurden solche Zellen 27 Jahre nach einer Geburt im Blut von Müttern nachgewiesen [vgl. Ainsworth, 2015, S. 290]. Ainsworth [2015, S. 290] schreibt dazu: *„This type of work has further blurred the sex divide, because it means that men often carry cells from their mothers, and women who have been pregnant with a male fetus can carry a smattering of its discarded cells."*

auch „indifferentes Stadium“ oder „bisexuelle Anlage“ verweisen hierbei auf ein Stadium der Entwicklung, in dem noch keine Eindeutigkeit in Richtung einer postulierten männlichen versus weiblichen Ausprägung des entsprechenden zellulären Gewebes, Organs bzw. Körperteils feststellbar ist.

Das gonadale Geschlecht wird durch die Entwicklung von Eierstöcken oder Hoden aus einer bipotenten Gonadenanlage geprägt. Bei den inneren Geschlechtsorganen findet man zunächst sowohl die „Müllerschen Gänge“ (assoziiert mit oberem Drittel der Vagina, Uterus und Tuben) als auch die „Wolffschen Gänge“ (assoziiert mit Nebenhoden, Samenleitern und Samenblasen), völlig unabhängig, um welches chromosomale Geschlecht es sich handelt. Es wird meist nur ein inneres Geschlechtsorgansystem weiterentwickelt, während das andere bis auf eine rudimentäre Anlage verkümmert [vgl. Pinel, 1997, S. 289 f.; Garrels, 1999, S. 15 ff.]. Es sind aber auch Fälle wissenschaftlich dokumentiert, wo bei chirurgischen Routineeingriffen (z. B. Hernien-OP) bei Menschen mit voll entwickelten und zeugungsfähigen äußeren männlichen Geschlechtsmerkmalen, also Penis und Hoden im Hodensack, eine ebenfalls vollkommen entwickelte Gebärmutter im Bauchraum entdeckt wurde. So zum Beispiel bei einem 70-Jährigen, der im Laufe seines Lebens vier Kinder gezeugt hatte und sich wegen einer Hernie einer Operation unterziehen musste [Sherwani et al., 2014], ebenso in Indien bei zwei 40-Jährigen, die ebenfalls wegen Hernien operiert wurden [Agrawal & Kataria, 2015]. Im medizinischen Bereich werden diese Fälle unter dem Fachterminus „Müller-Gang-Persistenzsyndrom“ (engl. PMDS = Persistent Müllerian duct syndrome) erfasst, weltweit wurden bis dato ungefähr 150 solcher Fälle (Stand 2014) wissenschaftlich dokumentiert [vgl. Sherwani et al., 2014, S. 1286].

Zu den äußeren Geschlechtsorganen schreibt Holterhus [2004, S. 78]: *„Über die Entwicklung der bipotenten Anlagen des äußeren Genitales des Menschen ist bis heute erstaunlich wenig bekannt. Die bipotente Anlage des äußeren Genitales besteht aus den Genitalwülsten (urogenital swellings) mit den Urogenitalfalten (urogenital folds) sowie dem Genitalhöcker (urogenital tubercle).“* [siehe Abb. 1] Aus den beiden Genitalwülsten entsteht entweder das Skrotum (Hodensack) oder die großen Labien (Schamlippen), die Urogenitalfalten bilden sich zum größten Teil zurück oder vergrößern sich zu den kleinen

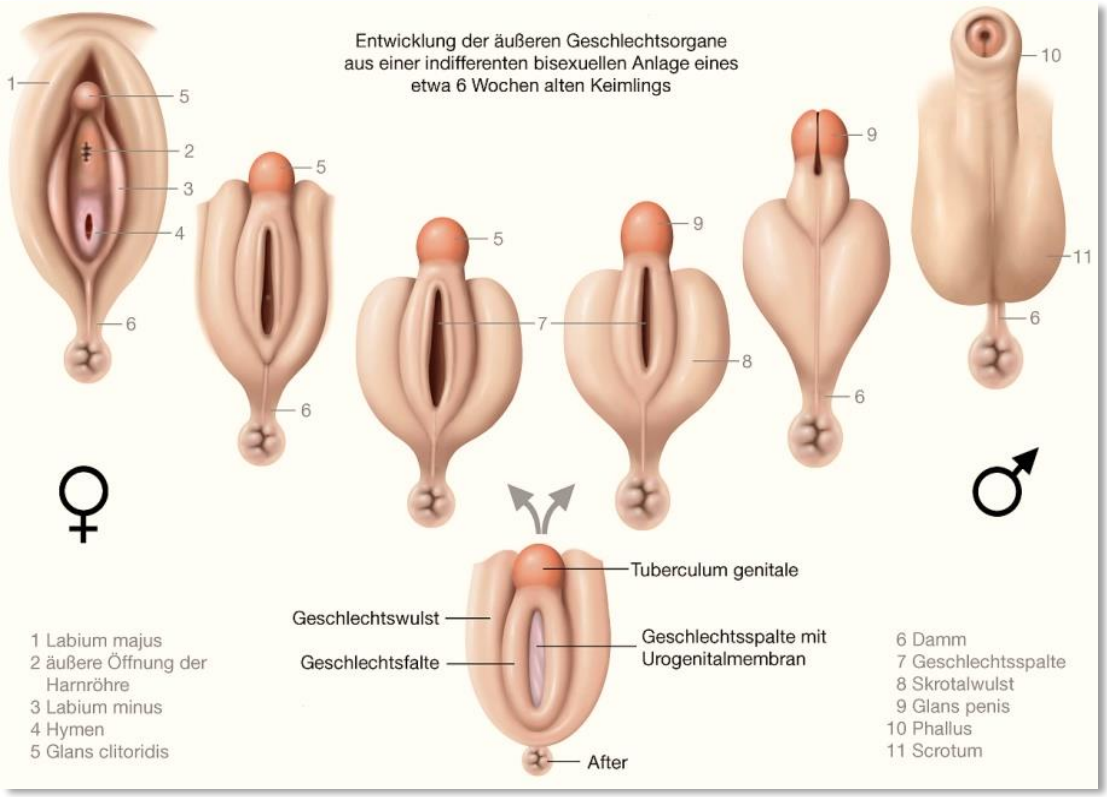


Abb. 1 **BIPOTENTE ANLAGE der äußeren Geschlechtsmerkmale des Menschen**
[© MediDesign Frank Geisler]

Labien, der Genitalhöcker entwickelt sich zum Penis oder zur Klitoris, und die beiden Lateralkörper bilden entweder den Penisschaft oder den Klitorishof [vgl. Pinel, 1997, S. 290 f.; Garrels, 1990, S. 19; Holterhus, 2004, S. 78].

Ah-King et al. [2014, S. 2] stellten in einer Metaanalyse fest, dass im evolutionsbiologischen Bereich zur Genitalentwicklung sich die Forschung hauptsächlich auf den Penis konzentriert, aber wesentlich weniger auf die Vagina: *„Of the 364 studies we analyzed, 48.6% (177) were on male genitalia, only 7.7% (28) on female genitalia, and 43.7% (159) on both male and female genitalia."* Die Ursache dafür sehen Ah-King et al. [2014, S. 4] in hartnäckigen Stereotypien gegenüber der Vagina, dass sie nämlich weniger variabel oder schwerer zu untersuchen sei als der Penis. Für Ah-King et al. [2014, S. 4] steckt hinter dieser Forschungsverweigerung immer noch die falsche Annahme, dass die Individuen mit Vagina „passiv" und daher aus der Perspektive der Selektionstheorie nach

Darwin bedeutungslos sind: *„In time and due to criticism from female perspectives, investigators have abandoned gender stereotypes, such as females being generally passive.“* Der Penis steht dagegen im Fokus der Forschung und wird massenhaft in deren Interesse und der scheinbar so ausgestatteten Menschen vermessen, um Mittelwerte, Standardabweichungen und Korrelationen zu anderen Körperindizes der Länge und des Umfangs zu errechnen und dann im klinischen Beratungskontext einsetzen zu können [vgl. Veale et al., 2015]. Eine Metaanalyse von Veale et al. [2015, S. 983], wozu 20 Studien ausgewertet wurden, kam darüber zur medizinischen Empfehlung, ab welcher Penislänge eine Penisvergrößerung indiziert sei: nämlich unter 6 cm Länge im schlaffen Zustand und 9,5 cm in einem gestreckten Zustand (max. in die Länge gezogener Penis). Vom Mikropenis wird gesprochen, wenn der schlaffe Penis unter 5,2 cm und der gestreckte Penis unter 8,5 cm lang ist. Die Länge des Durchschnittspenis beträgt nach Veale et al. [2015, S. 978] im schlaffen Zustand 9,16 cm, gestreckt 13,24 cm und erigiert 13,12 cm [siehe Abb. 2]. Der durchschnittliche Umfang beträgt im schlaffen Zustand 9,31 cm und erigiert 11,66 cm. Diese Studie weist aber einige Mängel auf, weil die Stichprobe nicht repräsentativ ist, „Männer“ mit *„complaint of small penis size“* [Veale et al., 2015,

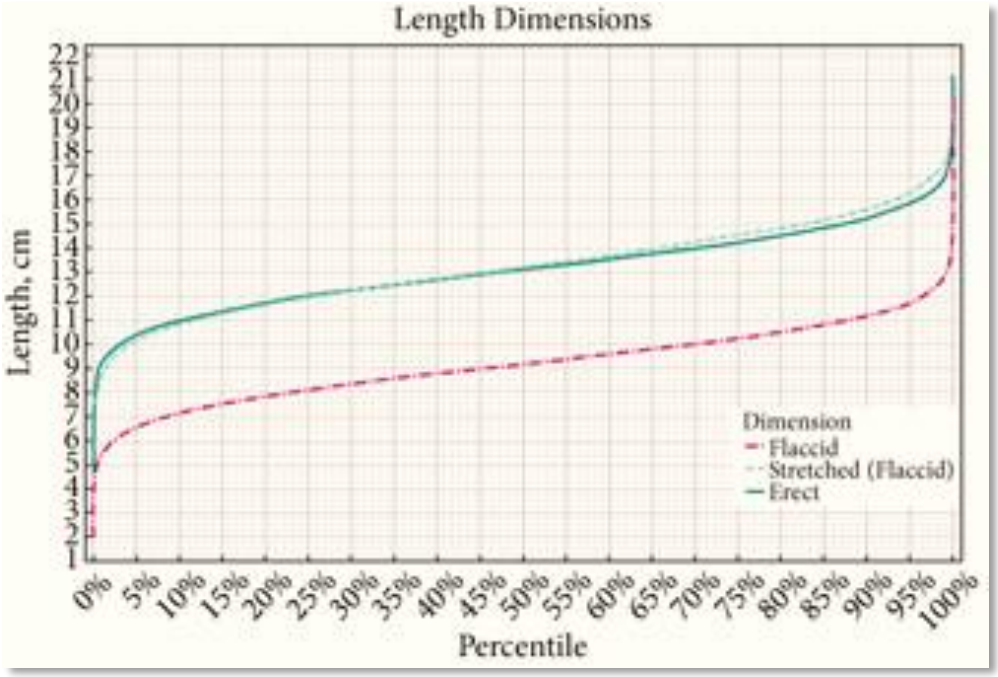


Abb. 2 **DIAGRAMM DER PENISLÄNGEN in cm und Prozentanteil der Stichproben**
(Flaccid = schlaff, Stretched = gestreckt, Erect = e“rigiert)
[Veale et al., 2015, S. 982]

S. 978] von vornherein ausgeschlossen wurden und damit nicht von Durchschnittswerten gesprochen werden kann und manche Teilstichproben überrepräsentiert sind.[24] Veale et al. [2015, S. 984] meinen, dass sich in den verschiedenen ausgewerteten Studien möglicherweise mehr Probanden, als in der Gesamtbevölkerung zu erwarten sei, zur Messung gemeldet haben, die mit ihrer Penisgröße zufrieden sind, und damit das Gesamtergebnis womöglich in den oberen Messbereich verschoben ist.

Deutlich wird in dieser Studie die enorme Variabilität der Länge und des Umfangs von Penissen aufgezeigt, was an den publizierten Diagrammen abzulesen ist [siehe Abb. 2]. Sowohl auf der Ebene der chromosomalen, gonadalen als auch morphologischen Geschlechtsentwicklung stellt man somit eine Variabilität, Vielfalt sowie Indifferenz, aber auch Parallelität (z. B. Mosaik, Chimärismus) fest, sodass die Eindeutigkeit der heutigen bipolaren Geschlechterordnung auf Grundlage der wissenschaftlichen Erkenntnisse in Frage zu stellen ist. Der heutige Forschungsstand zur biologischen Geschlechtsentwicklung des Menschen in der Biologie und Medizin sowie auch der Genetik[25,26] wirft ein völlig neues Licht auf die „heteronormative" Gesellschaftsordnung; es kann schon lange nicht mehr von einer *„Laune der Natur"* [Schildberger, 2010, S. 7] gesprochen werden,

---

[24] Veale et al. [2015, S. 984] schreibt selbst: *„The greatest proportion of participants were Caucasian and Middle Eastern men. Therefore, it is not possible from the present meta-analysis to draw any conclusions about any differences in penile size across different cultures."*

[25] Die Genetik hat in den letzten Jahren durch das Humangenomprojekt (engl. „Human Genome Project") einen großen Entwicklungsschub erfahren. Es gab eine große Überraschung durch die Erkenntnis, dass das gonadale Geschlecht bei einigen Lebewesen (primär Reptilien) durch die Temperatur in einer sogenannten *„thermosensitive period"* [Pieau et al., 1999] determiniert wird, obwohl auch bei diesen Lebewesen die entsprechenden Gene, die für die Differenzierung der entsprechenden Morphologie verantwortlich gemacht werden, gefunden wurden [vgl. Pieau et al., 1999; McCoy et al., 2015]. Mittwoch [2013, S. 592] schreibt dazu: *„The twentieth century witnessed rapid progress in genetic research, which climaxed with the human genome project. However, in the field of sex determination there was also an unexpected discovery: temperature-dependent sex determination in reptiles. That vertebrates as highly evolved as reptiles could develop into males or females without sex chromosomes and perhaps sex-determining genes was a surprice to many scientists, and indicated that there was, after all, no simple answer to the question of whether sex is determined by internal or external factors."* So hat das Humangenomprojekt damit aber auch aufgezeigt, dass die Gene keine Antworten auf die Steuerung und Kontrolle der Zellen bzw. des Organismus zulassen. Nun liegt die ganze Hoffnung auf der Epigenetik, obwohl diese Mechanismen noch schwerer zu verstehen sind als das Genom selbst [vgl. Krauß, 2014, S. 127].

[26] Die Forschungsergebnisse aus dem neuen Wissenschaftsfeld der Epigenetik, die sich mit der sogenannten *„funktionellen Identität"* von Zellen beschäftigt, die trotz gleichem Erbgut unterschiedliche Funktionen ausführen, zeigen, *„dass die Interaktion zwischen Genen und Umwelt weit dynamischer und komplexer ist als gedacht. Denn epigenetische Modifikationen können die Genexpression und damit den Phänotyp modulieren, ohne das Mutationen vorliegen."* [Kathmann, 2014, S. 573]

wenn man die Variationsbreite der biologischen Geschlechtlichkeit des Menschen betrachtet.

Auch auf hormoneller Ebene ist die Welt nicht einfach in „Östrogene(häufigstes: Östradiol)-Trägerinnen“ und „Androgene(häufigstes: Testosteron)-Trägern“ aufzuteilen. Beide Hormonarten werden von den Körpern der Menschen in mehr oder weniger großen Mengen produziert und für verschiedenste Abläufe im Körper benötigt, die bei weitem nicht nur mit geschlechtlichen sowie sexuellen korrespondieren, sondern für viele innere Organe [vgl. Voß, 2011, S. 138], die Knochen [vgl. Ohlsson & Vandenput, 2009], den Schlaf [Andersen et al., 2011, S. 84 ff.], die Haut usw. wichtig sind [vgl. Rimml, 2000, S. 51 ff.]. Wie sehr die wissenschaftliche Debatte über die Bedeutung von diesen („Geschlechts“-)Hormonen politisch genützt und damit auch wirtschaftliche Interessen verfolgt werden, zeigt der Diskurs zur „Östrogenisierung“ unserer Umwelt,[27] der auch unter dem Schlagwort „endokrine Disruptoren“ geführt wird, und zu den daraus postulierten Folgen für die Menschen (z. B. Abnahme der Spermienquantität und -qualität [vgl. Jensen et al., 1995; Lombardi et al., 2001; Oswald, 2016], ungewollte Kinderlosigkeit bei Paaren, Hyperovulation bei Frauen).

2.2.2 Psychisches Geschlecht

Aufbauend auf dem biologischen Geschlecht, vor allem der äußeren Morphologie des Menschen, wird ein psychisches Geschlecht parallel zum sozialen Geschlecht nach gängiger wissenschaftlicher Lehrmeinung im kindlichen Entwicklungsverlauf aufgebaut. Man spricht hierbei auch von Geschlechtsidentität: *„Ebenfalls in den ersten Lebensjahren nimmt das Kind zunehmend den eigenen Geschlechtskörper wahr, vergleicht ihn mit*

[27] Roberts [2003, S. 196] schreibt zur „Östrogenisierungsdebatte“ und den daraus resultierenden Fragen: *„Changes associated with the actions of environmental estrogens produce interesting questions about the ‚nature‘ of sex, gender and reproduction, and their relations to each other. If these endocrine disrupting chemicals (EDCs) are producing populations (human and non-human) that are unable to sexually reproduce without assistance, what are the implications for sex and gender? What sort of gender trouble is produced by exposure to EDCs? How might feminist theories of the body take on questions about sex hormones and EDCs without essentializing sex or reproduction, or underestimating their relevance as biological actors in the production of sex?“*

dem anderer und entwickelt ein Gefühl für das eigene Geschlecht, ein Zugehörigkeitsgefühl, das auch als Geschlechtsidentität definiert wird. So können wir vom psychischen Geschlecht sprechen." [Schweizer, 2010, S. 12]

Das psychische Geschlecht bzw. die Geschlechtsidentität wird im Entwicklungsverlauf erst herausgebildet. Mit der „eindeutigen" Bestimmung des äußeren morphologischen Geschlechts nach der binären Geschlechterordnung, spätestens bei der Geburt eines Menschen und „Benennung" des gleichen, beginnt die *„stillschweigende Performativität"* [Butler, 2006, S. 249 ff.] zu greifen und letztlich durch die performative Äußerung das Benannte zu (re)produzieren. Anders gesagt, die Etikettierung des Individuums als „Bub" vs. „Mädchen" erhält erst durch ihre gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Implikationen, die damit einhergehen, ihre Wirkkraft. Der Körper fungiert hierbei nur als Adressat für beharrliche, manipulative Forderungen der gesellschaftlich-sozialen geschlechtsstereotypen Subjektwerdung, *„in der ihr gesellschaftliches Leben mit einer Vielzahl diffuser und mächtiger Anrufungen inauguriert wird"* [Butler, 2006, S. 249].[28,29]

Der Deutsche Ethikrat [2012, S. 33 f.] hat in einer Stellungnahme zur Intersexualität folgende Definition des psychischen Geschlechts veröffentlicht: *„Das psychische Geschlecht (die Geschlechtsidentität) ist eine Sammelbezeichnung dafür, wie ein Mensch sich vor dem Hintergrund seines Körpers, seiner hormonellen Ausstattung, seines Empfindens und seiner Biografie (einschließlich der kindlichen Erziehungsphase) gesellschaftlich einordnet und sich darüber seine sexuelle Identität herausbildet."*

[28] Dannecker [2004, S. 123] schreibt in Bezug auf Butlers Performativitätsbegriff zur Geschlechtsidentität: *„Unter einer performativen Äußerung versteht man eine Handlung, eine Praxis, die das vollzieht oder produziert, was sie benennt. Das bedeutet im Hinblick auf das Geschlecht und die Geschlechtsidentität, dass ich unter einem Zwang stehe, das Geschlecht, zu dem ich geworden bin, zu wiederholen und es in dieser Wiederholung zugleich herzustellen."*

[29] Marxhausen [2010, S. 51] schreibt zu den Identitätsprinzipien, welche die Herausbildung einer Identität steuern: *„Die Identitätsprinzipien, die sozusagen das ‚erstrebenswerte Endprodukt' der Identitätsbildung festlegen und deshalb die Identitätsprozesse anleiten, werden als historisch und kulturell gebunden angesehen: Was eine Gesellschaft als positives Ich ansieht, ob dies überhaupt als ‚Ich' konzeptualisiert wird, ist in verschiedenen Kulturen durchaus unterschiedlich und ändert sich im Laufe der Mentalitäts-Geschichte."*

In dieser Definition findet sich im Unterschied zu vielen anderen neueren Definitionsversuchen vor allem aus dem medizinischen Bereich[30] kein Bezug mehr auf die immer noch vorherrschende gesellschaftliche binäre Geschlechternorm und damit ein bipolares Geschlechtsdenken, das nur zwei mögliche Geschlechterkategorien anerkennt und vielleicht gerade noch einen Graubereich dazwischen als denkbar ansieht. Auch die körperliche Anlage wird nicht mehr nur als einzige Entscheidungsgrundlage akzeptiert, sondern auch das individuelle Empfinden sowie der biographische Hintergrund (Entwicklungsverlauf).

Money [1985, S. 71], der Begründer dieses Begriffs, sprach in Bezug auf die Geschlechtsidentitätsentwicklung beim Menschen von keiner reinen Frage, ob nun Anlage oder Umwelt entscheidend sei, sondern ergänzte diese Dichotomie um den Begriff *„crucial-period“*, um damit die Aufmerksamkeit auf eine sensible Phase im Entwicklungsverlauf zu lenken: *„The new paradigm is nature/crucial-period/nurture, not nature/nurture.“* Money war der Meinung, dass man bei nicht eindeutigem Genital eine frühe Zuweisung zu einem der postulierten dichotomen Geschlechter, eine operative Angleichung, eine Geheimhaltung der Diagnose, keine Aufklärung über die operativen Eingriffe der Betroffenen und eine Hormontherapie vornehmen solle, um durch die Erziehung das gewünschte Geschlecht zu formen, was schließlich auch zur gängigen Richtlinie und Praxis der Medizin über viele Jahrzehnte wurde [vgl. Richter-Appelt, 2004, S. 102 f.].

Der Identitätsbegriff als solcher wird in der Forschungsliteratur kontroversiell diskutiert und je nach Forschungsdisziplin unterschiedlich definiert, sodass dieser Begriff sich durch seine Vieldeutigkeit, Diffusität, Beliebigkeit und Komplexität auszeichnet [vgl. Marxhausen, 2010, S. 41 ff.]. Es gibt also eine große Vielfalt an unterschiedlichsten Identitätstheorien und -ansätzen, und auch die Identitätsforschung ist zu einem eigenen großen Wissenschaftsfeld geworden.

[30] Richter-Appelt [2007, S. 53] definiert in einem Fachartikel zur ‚Intersexualität‘ ‚Geschlechtsidentität‘ noch so: *„Geschlechtsidentität ist hingegen das subjektive Gefühl eines Menschen, sich als Mann oder Frau (oder dazwischen) zu erleben.“*

Meyenburg [1997, S. 319] schreibt zur Geschlechtsidentitätsbildung: *„Die biologische Forschung hat bis heute nicht nachweisen können, daß genetische oder hormonelle Faktoren auf die Geschlechtsidentitätsbildung einen Einfluß haben, was grundsätzlich auch gar nicht denkbar ist. Eine Identität, ein Bewußtsein, zu einer bestimmten Gruppe von Menschen zu gehören, wird durch psychisch und sozial bedingte Identifikationsmechanismen ausgebildet und ist kulturell vermittelt."*

In den Identitätstheorien und -konzepten findet sich meist dieser von Meyenburg angesprochene psychische und soziale Identifikationsprozess. Identitäten bilden sich ihm zufolge an sozial vermittelten Kategorien bzw. Merkmalen aus und sind für die meisten Identitätstheoretiker/innen kultur- und gesellschaftsspezifisch[31] geprägt. Sehr vereinfacht ausgedrückt wird eine Kategorie, wie zum Beispiel hier ein scheinbar eindeutiges körperliches Merkmal „das (morphologische) Geschlecht" mit seinen spezifischen stereotypen Implikationen, die gesellschaftlich bereitgestellt werden, zum Bestandteil des Selbstkonzeptes bzw. Selbstbildes, somit auch zur (Geschlechts-)Identität. Eine Identität verhilft darüber auch zu einem Wir-Gefühl, anders ausgedrückt zu einem *„In-Group"*- versus *„Out-Group"*-Gefühl [Marxhausen, 2010, S. 60], sodass es immer auch um ein Zugehörigkeitsgefühl und eine Abgrenzung gegenüber anderen geht. In der In-Group wird maximale Homogenität und in der Out-Group maximale Differenz[32] angestrebt, sodass sich scheinbar klar abgrenzbare und vermeintlich „natürliche" Gruppen bilden [vgl. Hall, 2004, S. 171 ff.; Marxhausen, 2010, S. 60 f.].

Die *„kulturelle Form der Zweigeschlechtlichkeit"* [Düring, 1994, S. 201] mit den suggerierten polaren Gegensätzen von Mann versus Frau, die sich an den morphologisch äu-

[31] Hall [2004, S. 171] sieht Identitäten *„innerhalb und nicht außerhalb des Diskursiven konstruiert"*, deshalb *„müssen wir sie als an spezifischen historischen und institutionellen Orten, innerhalb spezifischer diskursiver Formationen und Praktiken wie auch durch spezifische Strategien hergestellt verstehen".*

[32] Hall [2004, S. 171] schreibt bezugnehmend auf Butler [1997], Laclau [1990] und Derrida & Engelmann [1986]: *„Letztlich sind Identitäten vor allem auf der Grundlage von Differenz konstruiert und nicht jenseits von ihr, d.h. im Gegensatz zu der Form, in der man sich gewöhnlich auf sie beruft. Dies hat die radikale und beunruhigende Erkenntnis zur Folge, dass die „positive" Bedeutung jeder Bezeichnung – und somit „Identität" – nur über die Beziehung zum Anderen, in Beziehung zu dem, was sie nicht ist, zu gerade dem, was von ihr ausgelassen ist, konstruiert werden kann; in Beziehung zu dem, was das ‚konstitutive Außen' genannt wurde."*

ßeren Geschlechtsmerkmalen kodiert, führt zu einem immensen subtilen Druck zunächst auf die Eltern und später auf deren Kind, es bzw. sich hier entsprechend zu verorten und in eine der zwei bereitgestellten Kategorien der Geschlechtsidentität mit den zugehörigen Geschlechtsrollen zu assimilieren.

Sigusch [2013, S. 345] sieht *„die ökonomische Strategie der perennierenden Flexibilisierung“* in Form der gesellschaftlichen Formel *„Offenheit muss das Leitbild sein“* auch *„die sexuelle und die geschlechtliche Sphäre erfasst“*. Festlegung oder Gebundenheit sowie *„starre soziale Rollen, stabile psychische Identifikationen und undurchlässige psychosoziale Identitäten“* sind damit nicht vereinbar. Diesen gesellschaftlichen Wandel bzw. Prozess fasst Sigusch *„unter der Bezeichnung deregulierende Diversifikation zusammen“*, der ständig fortschreitet.

Dass es nicht nur die vorherrschende Geschlechterdichotomie, -polarisierung gibt und geben muss und die *„deregulierende Diversifikation“* [Sigusch, 2013, S. 345] voranschreitet, zeigt der Diskurs zum sogenannten „Dritten Geschlecht“ [vgl. Bering, 2010] oder zu einer eigenen, vom Deutschen Ethikrat empfohlenen Personenstandsregisterkategorie *„anderes“* Geschlecht und andere Kulturen [Deutscher Ethikrat, 2012]. In dessen Verständnis spielt Geschlechtlichkeit keine solch determinierende Rolle und lässt mehr als zwei Kategorien der Geschlechtlichkeit wie zum Beispiel bei den Inuit [vgl. d’Anglure, 2005] zu [vgl. Deutscher Ethikrat, 2012, S. 120].

Der Deutsche Ethikrat [2012, S. 178] kommt in seinen Empfehlungen nach einer umfassenden Darstellung des Themas Intersexualität zur verpflichtenden Eintragung des Geschlechts im Personenstandsregister zur abschließenden Erkenntnis: *„Als Grundlage für künftige Entscheidungen des Gesetzgebers sollten die Zwecke, die mit der Pflicht zur Eintragung nach derzeitigem Recht verfolgt werden, evaluiert werden. Es sollte geprüft werden, ob eine Eintragung des Geschlechts im Personenstandsregister überhaupt noch notwendig ist.“* In Deutschland hat das mit 1. November 2013 zu einer Gesetzesänderung geführt, dass nämlich *„Geburten ohne Geschlechtseintrag“* ins Personenstandsregister

eingetragen werden können,[33] *„sofern ‚das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet' werden kann"* [Plett, 2014, S. 133].

Zusätzlich zum Begriff Geschlechtsidentität findet sich in der wissenschaftlichen Literatur zu diesem Thema parallel dazu auch der Begriff „Kern-Geschlechtsidentität"[34]. So schreibt Strauß [2007, S. 4]: *„Es wird heute nach wie vor davon ausgegangen, dass sich eine Kerngeschlechtsidentität (also die innere Überzeugung, männlich oder weiblich zu sein) bereits bis zum Ende des zweiten Lebensjahres gebildet hat, wenngleich im weiteren Entwicklungsverlauf bis ins Erwachsenenalter Veränderungen der Geschlechtsidentität möglich sind."*

Es wird also postuliert, dass sich eine sogenannte „Kern-Geschlechtsidentität" bis zum Ende des zweiten Lebensjahres auf Grundlage der morphologisch äußeren Geschlechtszuweisung ausgebildet hat und damit zu einem festen Bestandteil der Selbstkategorisierung eines Menschen wird[35,36] [vgl. Mertens, 1992, S. 24; Strauß, 2007, S. 4]. Diese geschlechtliche Selbstkategorisierung und damit das psychische Geschlecht wird durch hochkomplexe, bewusste wie unbewusste,[37] sozial, kulturell und gesellschaftlich vermit-

---

[33] Plett [2014, S. 144] schreibt in einem Fazit über die neuen sich daraus ergebenden rechtlichen Folgen: *„Die neue Regelung des Paragrafen 22 Absatz 3 PStG ist insofern zu begrüßen, als damit erstmals rechtlich zugelassen wird, dass Menschen ohne amtliches Geschlecht gleichwohl ihre amtliche Existenz zuerkannt bekommen. Bemerkenswert an der Vorschrift ist darüber hinaus: Zum ersten Mal in einem Rechtstext ist die Rede von der ‚Zuordnung' zum weiblichen und männlichen Geschlecht, d.h. es ist erstmals vom Gesetzgeber akzeptiert, dass es bei der Geschlechtsregistrierung nicht um nur die Bestätigung von etwas Selbstverständlichem oder Natürlichem geht."*

[34] Mertens [1992, S. 24] schreibt zur *„Kern-Geschlechtsidentität"*: *„Die Kern-Geschlechtsidentität stellt das primordiale, bewußte und unbewußte Erleben dar, entweder ein Junge oder ein Mädchen bezüglich seines biologischen Geschlechts (im Englischen ‚Sex' im Unterschied zu ‚gender') zu sein."*

[35] Mertens [1992, S. 24] schreibt zur Herausbildung einer *„Kern-Geschlechtsidentität"*: *„Sie entwickelt sich aufgrund des komplexen Zusammenwirkens von biologischen und psychischen Einflüssen ab der Geburt eines Kindes, wenn die Eltern mit ihrer Geschlechtszuweisung zumeist geschlechtsstereotyp auf ihre Kinder als Junge oder Mädchen reagieren, und ist gegen Ende des zweiten Lebensjahres als (relativ) konfliktfreie Gewißheit etabliert."*

[36] Strauß [2007, S. 4] schreibt zur *„Kern-Geschlechtsidentität"*: *„Mit der Geschlechtszuweisung ist eine Kaskade differenzieller Verhaltensweisen durch die Bezugspersonen gegenüber dem Kleinkind verbunden (resultierend aus einer kulturellen Übereinkunft der Zweigeschlechtlichkeit), die zur Formierung der Kerngeschlechtsidentität beitragen."*

[37] McDougall [1997, S. 10 f.] schreibt zur Herausbildung einer *Geschlechtsidentität* beim Kind: *„Auf dieser Grundlage bildet das Kind eine ‚männliche' oder ‚weibliche' Identität durch Vorstellungen aus, die nicht von biologischen Gegebenheiten bestimmt sind, sondern durch das Diktat des Unbewußten beider Eltern sowie durch die im kulturellen und sozialen Milieu der Eltern herrschenden Auffassungen."*

telte Erlebens- und Verhaltensschemata von der das Kind umgebenden Sozietät, vor allem den primären Bezugspersonen subtil vermittelt, beeinflusst sowie geprägt. Bezugspunkt ist hierbei, wie anfangs erwähnt, das äußere körperliche (morphologische) Erscheinungsbild des heranwachsenden Menschen.

2.2.3 Soziales Geschlecht

Parallel zur Entwicklung einer Geschlechtsidentität (psychisches Geschlecht) läuft die soziale Vermittlung der Geschlechtsrollen bzw. Geschlechtsrollenidentität, synonym wird auch vom sozialen Geschlecht eines Menschen gesprochen.

Richter-Appelt [2007, S. 53] schreibt bezugnehmend auf Money [1994] zur Geschlechtsrollenidentität: *„Unter Geschlechtsrollenidentität versteht man die öffentliche Manifestation der Geschlechtsidentität einer bestimmten Person in einem bestimmten Rollenverhalten. Sie beinhaltet alles, was eine Person sagt oder tut, um anderen und/oder sich selbst zu demonstrieren, in welchem Ausmaß sie sich dem einen oder anderen Geschlecht zugehörig erlebt.“*

Diese Definition der Geschlechtsrollen(-identität) verknüpft diese mit der Geschlechtsidentität, also das psychische mit dem sozialen Geschlecht. Wie wir zuvor gesehen haben, wurde eine ähnliche Verknüpfung schon des biologischen mit dem psychologischen Geschlecht gemacht, sodass sich nun eine Triangulation aus drei Bereichen des Menschseins, nämlich Physis, Psyche und Sozietät, ergibt. Die Physis steht hierbei im Zentrum als Ausgangspunkt bzw. Startpunkt, der durch die moderne Medizintechnik in Form von hochauflösenden Ultraschallgeräten bzw. Pränataldiagnostik in den vorgeburtlichen Bereich gerückt ist, einer klaren biologisch medizinischen, heteronormativen Einordnungsdoktrin, die sich im psychischen und sozialen Entwicklungsbereich des heranwachsenden Menschen beharrlich fortsetzt.[38]

[38] Connell [2015, S. 69] schreibt zur Vorstellung, dass dem biologischen Geschlecht förmlich die Geschlechtsrolle anhaftet: *„Dieses Konzept passt so gut zur Vorstellung angeborener Geschlechtsunterschiede, die sich leicht durch Geschlechtsrollen erklären lassen, dass beide Ideen seit den 40er Jahren dauerhaft miteinander verwachsen sind. Es gibt immer noch Fachzeitschriften, die Artikel veröffentlichen, in denen die (gewöhnlich geringfügigen) Geschlechtsunterschiede schlicht als Geschlechtsrollen bezeichnet werden.“*

Auch die Geschlechtsrollenidentität nimmt infolgedessen Bezug auf die Geschlechterdichotomie in männlich versus weiblich,[39] welche die *„sozial-normativen Wahrnehmungs-, Denk-, Verhaltens- und Handlungsmuster“* [Schildberger, 2011, S. 6] des Menschen in ein „Mannsein“ versus „Frausein“ aufspaltet. Nach Schildberger [2011, S. 6] gerät man beim „Nicht-Gelingen“ dieser *„individuellen Verortung als Frau oder als Mann“ „in unserer Gesellschaft gleichsam in ein soziales und kulturelles Niemandsland, in welchem die Prozesse der Sozialisation und Identitätsbildung ambivalent und widersprüchlich verlaufen können“.*

Der biologische Status eines Menschen wird zum Ausgangs- und Angelpunkt einer bipolaren bzw. dichotomen Rollenerwartung gemacht, die von der Prämisse ausgeht, dass es eine wechselseitige Bedingtheit der männlichen versus weiblichen (Geschlechts-)Rollen(-identität) gäbe, die wiederum auf den biologischen Status eines Menschen zurückzuführen sei [vgl. Rauchfleisch, 1996, S. 47; Connell, 2015, S. 72]. Die biologische Geschlechtlichkeit des Menschen wird hier als Erklärungsbasis für verschiedenste als „natürlich“ unterstellte Eigenarten eines „bipolaren ‚Sosein‘ einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeitsdoktrin“ herangezogen, wodurch Gene, Hormone, äußere Morphologie (z.B. Penis, Vagina, Hoden, Klitoris usw.), aktuell verstärkt auch Gehirntopografien und -aktivitäten, zu spezifischen *„Wahrnehmungs-, Denk-, Verhaltens- und Handlungsmuster“* [Schildberger, 2011, S. 6] einer „typisch männlichen“ versus „eindeutig weiblichen“ Geschlechtlichkeit propagiert wird.

Welche großen Veränderungen sich gerade beim sozialen Geschlecht, also in den Geschlechtsrollen(-identitäten) vollzogen, zeigt sich anhand des „Frauenstudiums“. Ging man in der männlich geprägten Wissenschaft Ende des 19. Jahrhunderts noch von der *„Unfähigkeit des weiblichen Körpers zu denken“* [Braun, 2000, S. 32] aus und hielt so argumentierend den Zutritt zu den Universitäten für Frauen verschlossen, sah die Situation hundert Jahre später völlig anders aus [vgl. Braun, 2000, S. 32 ff.].

[39] In der auf Money [1994] berufenden Definition von Geschlechtsrollen(-identität) von Richter-Appelt [2007, S. 53] heißt es: *„in welchem Ausmaß sie* [eine Person] *sich dem einen oder anderen Geschlecht zugehörig erlebt“*, womit auch hier eine dichotome, bipolare Aufteilung von Erlebens- und Verhaltensweisen den (Denk-, Wahrnehmungs-, Handlungs-, Interpretations- usw.) Rahmen vorgibt.

„Da wohl kaum davon auszugehen ist, daß die weibliche Natur in weniger als hundert Jahren eine radikale Mutation erfahren hat, muß es sich dabei um eine Veränderung der symbolischen oder kulturellen Ordnung handeln. Auch hat sich diese in erstaunlich kurzer Zeit, in kaum hundert Jahren, vollzogen. Verglichen mit der Langsamkeit, mit der sich sonst Geschichte bewegt – und gerade Mentalitätsveränderungen stattfinden –, setzte sich dieser Paradigmenwechsel, der ja nicht nur den Zugang von Frauen zu den Universitäten, sondern auch das Wahlrecht für Frauen, das Recht von Frauen auf Eigentum sowie den Einstieg von Frauen in zahlreiche Berufe mit sich brachte, in atemberaubend kurzer Zeit durch." [Braun, 2000, S. 34]

Mit dem sukzessiven Öffnen der Pforten der Universitäten für Frauen ergab sich automatisch ein höheres wissenschaftliches Interesse für die Unterschiede von Männern und Frauen, das bis heute ungebrochen anhält und zu einer Fülle bzw. Flut an Daten[40] und der Herausbildung einer modernen Geschlechterforschung führte [vgl. Connell, 2013, S. 14 f.]. So wurden und werden die Geschlechtsrollen von einem Teil der Wissenschaft als determiniert von (Geschlechts-)Genen, (Geschlechts-)Hormonen, Pheromonen, Neuronen usw. gesehen und erklärt. Fine [2012, S. 215] merkt dazu kritisch an: *„Für jede der folgenden Aussagen – höhere Testosteronwerte führen zu ‚besserer' mentaler Rotationsleistung, sie führen zu einer ‚schlechteren' Leistung, sie wirken sich auf die Leistung ‚überhaupt nicht' aus – finden Sie Studien, die sie jeweils belegen."* So verhält es sich aber auch in allen anderen Bereichen, wo versucht wird, die Geschlechtsrolle direkt auf Körpermerkmale oder Fähigkeiten und Fertigkeiten zurückzuführen oder daraus abzuleiten.

Connell [2013, S. 34], der auf die Beobachtungen bei Kindern der US-amerikanischen Soziologin und Ethnographin Barrie Thorne [1993] Bezug nimmt, welche die „Grenzarbeit" anhand von Gruppenspielen (z. B. Fangenspielen) als stetige Markierung der Ge-

[40] Connell [2015, S. 68] schreibt zum wissenschaftlichen Interesse zu den Geschlechtsunterschieden: *„Dabei ging es nicht nur um die mentalen Fähigkeiten, sondern auch um Gefühle, Einstellungen, Persönlichkeitseigenschaften, Interessen, eigentlich um alles, was Psychologen glaubten messen zu können. Es gibt eine ungeheure Menge an Untersuchungen zu Geschlechtsunterschieden. Methodisch gibt es dabei keine großen Schwierigkeiten, und das Interesse an den Ergebnissen scheint nicht zu versiegen."*

schlechtergrenzen beobachtete und beschrieb, schreibt: *„Grenzarbeit wird ständig verrichtet, um Geschlechtergrenzen zu markieren, wenn nicht durch Fangenspielen, dann durch Witze, Kleidung, Redeweisen usw. Die Geschlechterdifferenz ist nicht etwas, das einfach existiert. Sie ist etwas, das geschieht und das zum Geschehen gebracht werden muss; auch etwas, das aufgehoben, abgewandelt, weniger wichtiggemacht werden kann."*

Die heteronormativen Geschlechtsrollen werden infolgedessen dominant in allen Lebensbereichen (Paarbeziehung, Familie, Peergroup, Schule, Berufswelt usw.) zu Bezugspunkten gemacht. Eine große Rolle bei der subtilen Vermittlung spielen die technischen Möglichkeiten der Verbreiterung und endlosen Wiederholung durch die modernen Medien.[41]

Wie sehr sich gesellschaftlicher Wandel auch auf die äußerliche Inszenierung von Geschlechtlichkeit auswirken kann, veranschaulicht beeindruckend die Entwicklung der Mode. So zum Beispiel zeigten in der Renaissance **nur** Männer Bein, trugen Schuhe mit hohen Absätzen[42] (heutige Stöckelschuhe), kurze Ballonröcke (Herrpauke) und farbige, gestreifte oder weiß schimmernde Seidenstrümpfe[43] (Tricothosen). Zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert waren die Männer ostentativer als die Frauen und galten als „das schöne Geschlecht", das seine Reize bewusst zur Schau stellte [vgl. Vinken, 2014,

[41] Fine [2012, S. 343] übt Kritik an den Medien bezüglich der Vermittlung rigider Geschlechterrollen: *„Wie die Peergruppe, so erteilen auch die Medien Lektionen in den zivilisatorischen Entsprechungen der Geschlechtszugehörigkeit. Anstatt die Gelegenheit zu ergreifen, eine imaginäre Welt zu zeigen, die den Kindern einen Blick auf die Möglichkeiten jenseits festgelegter Geschlechterrollen ermöglichen würde, helfen Medien, die sich an Kinder wenden, meistens mit, Genderrollen festzuzurren, und zwar häufig sogar noch rigider, als es die Realität schon tut."*

[42] Vinken [2014, S. 15] schreibt zur Geschichte der Schuhe mit Absatz (Stöckelschuhe): *„Absätze trugen im 17. Jahrhundert zunächst nur Männer, bis die Frauen es ihnen abguckten. Die europäische Aristokratie übernahm diese Mode aus dem Orient."* Ursprünglich diente der Absatz als Hilfe, um *„reitend im Bügel stehend Bogen schießen zu können".*

[43] Vinken [2014, S. 14 f.] schreibt zur Geschichte der Seidenstrümpfe: *„Im Europa der Renaissance waren Seidenstrümpfe Männersache. Der spanische Hof beschenkte Heinrich VIII. mit dem Prachtstück einer seidenen Strumpfhose. Technische Revolutionen, vergleichbar der Erfindung der nahtlosen Nylonstrumpfhose, kamen damals nicht den Frauenbeinen, sondern den Männerbeinen zugute. Um die Tricothosen der Männer wurde ähnlich viel Aufhebens gemacht wie in Europa und Amerika zwischen 1950 und 1980 erst um die Seiden-, dann um die Nylonstrümpfe der Frauen."*

S. 14].[44] Aus unserer heutigen, historischen Sicht wird unbestreitbar, wie sehr sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in Bezug auf Mode, geschlechtliche Präsentation sowie Inszenierung der Geschlechtsrollen mittels Mode seit der Renaissance geändert haben.

Welches unbeschreibliche Leid Frauen aufgrund ihrer minderen gesellschaftlichen Stellung im heutigen Afghanistan, aber auch vielen anderen Teilen der Welt erleiden müssen, die auf der dortigen Auslegung der weiblichen Geschlechtsrolle fußt, beschreibt Jenny Nordberg [2015] in ihrem Buch *„Afghanistans verborgene Töchter“* mit dem Untertitel *„Wenn Mädchen als Söhne aufwachsen“*. Die gesellschaftliche Praxis, eine junge Mutter, die einen Jungen (*„bacha“* bedeutet *„Kind“*) geboren hat, mit einer eigenen Zeremonie („nashrah“) zu ehren und mit Geschenken zu überhäufen, während bei einem Mädchen (*„dokhtar“* bedeutet *„das Andere“*) die Mutter mit Hohn und Spott von Verwandten und Nachbarn zu rechnen hat, mehrere Tage nichts zu essen bekommt und zur Strafe geschlagen sowie in den Stall verbannt wird, führte dazu, dass verzweifelte Frauen ihre neugeborenen Mädchen als Jungen ausgeben und so aufziehen [Nordberg, 2015, S. 60 f.]. Die männliche Geschlechtsrolle leben diese Mädchen (*„bacha posh“*), weil sie dadurch die damit einhergehenden Vorteile genießen, wie eine wesentlich größere Bewegungsfreiheit außer Haus und eine höhere Schulbildung. Genau darin, nämlich in der Starre sowie Segregation der Geschlechtsrollen und damit der enormen Einschränkungen individueller Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen sieht Nordberg [2015, S. 285] den Grund für dieses weitverbreitet zu beobachtende Phänomen, dass Mädchen bzw. Frauen durch die männliche Geschlechtsrolle einer allzu engen heteronormativen, patriarchalen Gesellschaftsordnung zu entfliehen suchen.[45]

---

[44] Vinken [2014, S. 16 f.] schreibt zur bewussten Inszenierung von Männlichkeit in der Mode der Renaissance*: „Für die vorrevolutionären Männer waren nicht nur die Beine Vorzeigeobjekte; auch das nützlichste Glied der menschlichen Gesellschaft inszenierte man herausragend. Die Herren der Schöpfung ließen es durch die Schamkapsel eindrucksvoll vergrößert und reich verziert hervorragen. Scheinbar ständig erigiert, wurde es mit Bändern und Schleifen aufwendig verziert. Herrpauke und Hosenlatz ließen es zwar an diesem Naturalismus fehlen, aber auch sie lenkten verwegen geschlitzt, gut gepolstert, wattiert und geschmückt das Augenmerk auf die knallig aufgestylte Lustbeule.“*

[45] Nordberg [2015, S. 285] schreibt zum Phänomen des Geschlechtsrollenwechsels bei Mädchen und Frauen auf der Arabischen Halbinsel: *„Die unmittelbarste und verblüffendste Entsprechung zu den Mädchen in Kabul findet man in den Golfstaaten: auf den Straßen von Rijad, in den Shopping-Malls von Mekka und überall in Kuwait, Bahrain, Oman und den Vereinigten Arabischen Emiraten, wo die Kleiderordnungen für Frauen zu den striktesten weltweit zählen. Dort gibt es die sogenannten ‚boyat‘,*

Letztlich handelt es sich bei diesen geschlechtsspezifischen Verhaltens- und Erlebenszuschreibungen um Stereotype, die prototypisch sowie normativ einer Geschlechtsrolle zugeordnet werden, um so ein Mann- und Frausein mit klar definierten Geschlechtergrenzen zu konstruieren. Diese Geschlechtergrenze der Geschlechtsrollen wurde zu Ende des 20 Jahrhunderts aufgeweicht, und viele vormalige Schauplätze einer klar getrennten Geschlechterinszenierung wie Familie, Berufswelt, Politik usw. wurden zu Arenen eines Geschlechterkampfes um Verteilungsgerechtigkeit.

2.3 Zusammenfassung

Die Begriffsdarstellung im Zusammenhang mit der Konzeption einer sexuellen Orientierung zeigt deutlich auf, dass es innerhalb einer solcher Art verstandenen Sexualität eine enge Bezogenheit zwischen der/den Sexualität/en und einer postulierten Zweigeschlechtlichkeit gibt. Bezugsrahmen bildet hierbei die körperlich geschlechtliche Beschaffenheit des Menschen, die dem Diktat eines „Soseins“ unterworfen wird. So müssen die Geschlechtsrollen (**soziales Geschlecht**), die Geschlechtsidentitäten (**psychisches Geschlecht**), aber auch das körperliche Geschlecht (**biologisches Geschlecht**) ständig im Denken, Handeln, Erleben, Kommunizieren und Interagieren usw. (re-)produziert werden. Ein komplexer Prozess der sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Konditionierung wird mit der Zuteilung einer der beiden stereotypen Geschlechtskategorien noch vorgeburtlich in Gang gesetzt, um im Resultat das Kind schon vor der Geburt (z. B. Erstausstattung des Säuglings mit Kleidung, Kinderzimmergestaltung und Bereitstellung von Spielsachen in einer geschlechtsstereotypen Weise) bzw. spätestens mit der Geburt geschlechtskategorisierend zu verorten und einem alle Lebensbereiche umfassenden subtilen Konditionierungsprogramm hin zu einer der beiden scheinbar von Natur aus bipolar sich gegenüberstehenden Geschlechtskategorien in sowohl sozialer, psychischer

halbwüchsige Heiratsverweigerinnen aus traditionell orientierten Familien, die Hosen und Hemden tragen und sowohl Kopftuch als auch Ganzkörperbedeckung ablehnen. Sie fahren heimlich Auto und kommunizieren miteinander über das Internet, wo sie Bilder von androgyner Mode und Kurzhaarfrisuren austauschen und sich gegenseitig Tipps geben, wie man die Behörden austricksen kann. Auf der gesamten Arabischen Halbinsel wird das Phänomen der boyat und der jungen Mädchen, die nicht heiraten wollen, als derart große Gefahr angesehen, dass Ärzte und Psychologen die Schuld daran den unseligen Einflüssen aus dem Westen zuschreiben, es manchmal aber auch als vorübergehende Phase oder Trend kleinzureden versuchen.“

als auch physischer Hinsicht zu determinieren. Beginnend mit dem Körper, der chirurgisch, hormonell, kosmetisch usw. in „Form“ gebracht wird, wenn die Norm nicht oder per Definition nicht ausreichend erfüllt scheint, folgen sich darauf beziehende, subtil vermittelte Zuschreibungen eines geschlechtsstereotypen Erlebens- und Verhaltenskanons, der alle Bereiche des Menschseins umfasst.

Schon auf biologischer Ebene zeigt sich jedoch unter neuerer wissenschaftlicher Betrachtungsweise, dass das biologische Geschlecht keiner starren Entweder-oder-Logik folgt, sondern sich sehr variabel, mehr einem Spektrum an Möglichkeiten entspringend darstellt. So wurde ursprünglich angenommen, dass das genetische Geschlecht hinsichtlich der morphologisch äußeren und inneren Geschlechtsausprägung in zwei bipolare Geschlechterkategorien eindeutig sei, was sich nach heutigem Wissensstand als falsch herausgestellt hat. Der Diskurs zur Genetik hat gerade zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen radikalen Wandel durchlaufen, der die vormals so eindeutig erschienenen Postulate (z. B. ein Gen entspricht einer bestimmten phänotypischen Ausprägung) als nicht zutreffend nachwies.[46] Weiß [2009, S. 47 f.] schreibt dazu in Hinblick auf die Zeit nach der Veröffentlichung der ersten Ergebnisse des „Human Genome Project“[47]: *„Der neue*

[46] Weiß [2009, S. 46 f.] schreibt zum *„Ende des ‚Jahrhunderts des Gens‘“* bezugnehmend auf Evelyn Fox Keller [2001]: *„Paradoxerweise begann das Ende des ‚Jahrhunderts des Gens‘, das mit Gregor Mendels Versuchen im Klostergarten zu Brünn seinen Anfang nahm, mit der Veröffentlichung der ersten Ergebnisse des Human Genome Project, von dem man sich eigentlich die Klärung des Zusammenhangs zwischen Genen und phänotypischen Eigenschaften erwartet hatte. Denn anstatt die These vom genetischen Determinismus zu bestätigen, die die theoretische Grundlage des Projektes bildete, machten die Ergebnisse des Human Genome Project schnell klar, dass es äußerst schwierig sein würde, von gewissen Genen auf bestimmte Eigenschaften zu schließen. Vielmehr wurde offensichtlich, dass es keine kausal gerichtete Beziehung zwischen Genotyp und Eigenschaft gab, sondern es sich bei der Ausprägung phänotypischer Merkmale um einen hochkomplexen Prozess von Wechselwirkungen und Rückkoppelungen zwischen DNS, RNS, Proteinen und Zellplasma handelte, bei dem das, was wir gemeinhin ‚Gene‘ nennen, oftmals nur eine kleine Nebenrolle spielte und sich das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein eines zunächst als bestimmend angenommenen Gens oft als völlig folgenlos erwies bzw. das Vorhandensein derselben Gene gänzlich unterschiedliche phänotypische Wirkungen zeigte.“*

[47] Die Zeit nach der Entschlüsselung des menschlichen Genoms im sogenannten „Human Genom Project“ wird auch als „Postgenomik“ bezeichnet. Müller-Wille & Rheinberger [2009] haben dazu ein wissenschaftshistorisches Buch mit dem Titel *„Das Gen im Zeitalter der Postgenomik“* geschrieben, in dem die Autoren die Historie sowie die Entwicklungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts darstellen. Einerseits wird von einem Teil der Forscher/innen die Aufgabe des Genbegriffs zum Teil oder ganz gefordert, andererseits findet man in der medizinisch wissenschaftlichen Debatte Begriffe wie Rasse oder Vererbung wieder gehäuft, worauf Müller-Wille & Rheinberger [2009] als sehr bedenkliche Entwicklung innerhalb dieses Diskurses hinweisen.

postgenomische Gendiskurs ersetzt das mechanistisch-deterministische Modell der klassischen Genetik, das die Beziehung von Gen und Phänotyp als Ursache-Wirkungs-Verhältnis begriff, durch ein probabilistisches Modell, das das Genom lediglich als Prädisposition, d. h. als Anlage für bestimmte phänotypische Ausprägungen begreift, über deren tatsächliches Auftreten lediglich statistische Aussagen möglich sind. Das Genom ist heute kein festgeschriebenes faktisches ‚Programm' mehr, sondern nur mehr ein Hinweis auf Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die überdies durch äußere Umstände, sprich den jeweiligen ‚Lebensstil' beeinflusst werden können."

In der wissenschaftlichen Fachliteratur wird vielfach trotzdem von männlichen versus weiblichen Genen, Hormonen, Organen, Körpermerkmalen usw. gesprochen und damit einer stereotypen Vergeschlechtlichung („Doing Gender") des Körpers Vorschub geleistet, weil damit suggeriert wird, dass es zum Beispiel spezifisch männliche oder weibliche Hormone gäbe, tatsächlich aber diese so bezeichneten Hormone unterschiedlichste Prozesse in menschlichen Körpern steuern und in allen menschlichen Körpern in verschiedenen Konzentrationen und Zyklen vorkommen. So herrscht im wissenschaftlichen Bereich ein Mythos um die Wirkung von Testosteron, der das Hormon mit aggressivem, riskantem sowie eigennützigem Verhalten koppelt [vgl. Schultheiss et al., 1999; Pope et al., 2000; Archer, 2006]. Schon allein dieses Wissen um die scheinbare stereotype Wirkung von Testosteron erzeugt das entsprechend erwartete Verhalten bei Menschen. Eine Untersuchung von Eisenegger et al. [2010] brachte aber ein genau gegenteiliges Ergebnis bei seinen Versuchspersonen, weil diese unter Gabe von Testosteron sich fairer verhielten, außer sie waren der Meinung, statt ein Placebo Testosteron verabreicht zu bekommen. Mittlerweile gilt aber auch als wissenschaftlich gesichert, dass die Psyche [vgl. Leiber et al., 2010, S. 43], aber auch Sozialisation [vgl. van Anders et al., 2015, S. 13805] eines Menschen dessen Hormonspiegel beeinflusst.[48] In der Geschlechtlich-

[48] Leiber et al. [2010, S. 43] schreibt zur „bidirektionalen" Wirkung von Hormonen, im Speziellen Testosteron und Psyche bzw. Verhalten: *„Die Interaktion zwischen Testosteron und Psyche ist sicher wie bei allen Hormonen bidirektional, d. h. Hormone beeinflussen die Psyche, aber die Psyche kann auch zu hormonellen Veränderungen führen. So gilt als gesichert, dass Stress, Angst, Aggression oder sexuelle Aktivität einen Einfluss auf die Plasmaspiegel verschiedener Hormone haben. Wichtig ist jedoch im Folgenden, dass Hormone in der Regel keine direkte Änderung des Verhaltens bedingen, sie können jedoch*

keit zeigen sich unterschiedlichste Diskrepanzen zur vorgegebenen, scheinbaren Eindeutigkeit des postulierten ‚natürlichen' Geschlechterdualismus in der Natur, welche ebenfalls die Verwendung der Termini ‚männlich versus weiblich' im wissenschaftlichen Kontext stark in Frage stellen.[49]

Sämtliche begriffliche Ausdrucksformen von Männlichkeit versus Weiblichkeit werden sowohl im biologischen, psychologischen als auch soziokulturellen Bereich des Menschseins infolge als dichotome, bipolare Gegensätze stilisiert, worauf sich die modernen Sexualstereotypien in Form von Hetero-, Homo- und Bisexualität(en) beziehen und das Geschlecht zum primären Bezugspunkt der sexuellen Anziehung machen. Der menschliche Körper, vor allem mit seinen primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen, wird durch kosmetische und chirurgische Eingriffe optimiert, damit die scheinbare Eindeutigkeit dieser so bezeichneten männlichen versus weiblichen Merkmale augenscheinlich hervortreten kann. Haare müssen dort entfernt werden, wo sie nicht hingehören (z. B. Damenbart) und verpflanzt werden, wo zu wenige davon vorhanden sind (z. B. zu geringer männlicher Bartwuchs), Brüste oder Penisse vergrößert werden, wo sie zu klein ausgefallen sind, Klitorides verkleinert, wo sie zu groß sind usw. Die körperliche Variabilität der Geschlechtsmerkmale ist von Natur aus groß. So gibt es Klitorides, die penisartig hervortreten, sowie Penisse, die im schlaffen Zustand unter 3 cm messen. Interessant

die Wahrscheinlichkeit für ein bestimmtes Verhalten in Gegenwart eines bestimmten Stimulus erhöhen bzw. einen verbesserten Zugriff auf vorhandene Fähigkeiten ermöglichen. Bei der Darstellung von möglichen Auswirkungen des Testosterons auf die Psyche ist weiterhin zu beachten, dass ein Großteil der Ergebnisse aus tierexperimentellen Untersuchungen stammt, die auf den Menschen übertragen wurden oder aus epidemiologischen Studien mit Fall-Kontroll-Design, die jeweils nur Korrelationen aufzeigen, jedoch keine sicheren Kausalitäten nachweisen können."

[49] Dawkins [2007, S. 244], ein Evolutionsbiologe, schreibt kritisch zu den Beschreibungen männlich versus weiblich: *„Wir haben einfach akzeptiert, daß einige Tiere als männlich, andere als weiblich bezeichnet werden, ohne zu fragen, was diese Worte wirklich bedeuten. Was aber ist das Wesen des Männlichen? Wodurch ist ein weibliches Geschöpf prinzipiell gekennzeichnet? Für uns als Säugetiere sind die Geschlechter durch ganze Merkmalskomplexe definiert – den Besitz eines Penis, das Austragen von Jungen, das Säugen mit Hilfe spezieller Milchdrüsen, bestimmte Chromosomenmerkmale und so weiter. Diese Kriterien für das Geschlecht eines Individuums sind schön und gut, was die Säugetiere betrifft, für Tiere und Pflanzen im allgemeinen sind sie jedoch ebensowenig zuverlässig wie die Neigung zum Hosentragen als Kriterium für die Geschlechtszugehörigkeit beim Menschen. Bei den Fröschen beispielsweise hat keines der beiden Geschlechter einen Penis. Vielleicht haben dann die Wörter männlich und weiblich keine allgemeine Bedeutung? Es sind schließlich nur Wörter, und wenn wir feststellen, daß sie für die Beschreibung von Fröschen nicht brauchbar sind, so steht es uns völlig frei, auf sie zu verzichten."*

hierbei ist, dass Klitorides und Penisse einer gemeinsamen biologischen Anlage entstammen, die ein indifferentes Vorläuferstadium in der morphologischen Entwicklung aufweist [siehe Abb. 1]. Klitorides und Penisse gleichen sich infolgedessen in ihrem strukturellen Aufbau. Diese Entsprechung findet man bei allen primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen in mehr oder weniger großer Ausprägung. In diesem Zusammenhang ist es nicht zielführend, von weiblichen versus männlichen Merkmalen zu sprechen, sondern es ist vielmehr notwendig, jedes anatomische Geschlechtsmerkmal deskriptiv zu beschreiben,[50] wie es sonst im wissenschaftlichen Kontext für gewöhnlich lege artis ist.

Noch augenscheinlicher wird die Diskrepanz zwischen der postulierten Eindeutigkeit eines Geschlechterdualismus und der neueren wissenschaftlichen Befunde sowohl beim psychischen als auch beim sozialen Geschlecht. Unter historischer, sozialpsychologischer und soziologischer Betrachtungsweise und gesellschaftlicher Vergleiche wird deutlich, dass sich die Geschlechtsrollen und die dazugehörigen Geschlechtsidentitäten ständig ändern und sogar völlig ins konträre Wenden können, wie zum Beispiel anhand der Mode in der Renaissance im Vergleich zu heute [vgl. Vinken, 2014, S. 14 ff.]. In manchen Kulturen ist das Spiel mit diesen Geschlechtsrollen für einen Teil der Gesellschaft zur Überlebensstrategie geworden, um in den Genuss von gesellschaftlichen Privilegien wie Bildung, uneingeschränktem Bewegungsfreiraum im öffentlichen Raum oder Teilhabe am öffentlichen Leben zu kommen [vgl. Nordberg, 2015]. Offensichtlich ist hierbei, dass unabhängig von der Geschlechtsmorphologie von jedem Individuum ein Geschlechtsrollentausch vorgenommen werden kann. Die Bezogenheit des biologischen Geschlechts auf das soziale Geschlecht ist somit keinesfalls „naturgegeben", sondern vielmehr ein Produkt des jeweiligen soziokulturellen Raumes mit seinen Normen,[51] in

[50] Voß [2011b, S. 319] schreibt zur phänotypischen Normierung: *„In jedem Fall stellt die Zuschreibung ‚normal'/‚unnormal' eine verallgemeinernde Vorannahme dar, die in Untersuchungen von Entwicklungsvorgängen wesentliche Einsichten – Fragen nach ‚Stabilität, Variabilität, Individualität' – versperrt. Häufigeres oder selteneres Auftreten eines phänotypischen Merkmals weist nicht darauf hin, dass ein Merkmal ‚normaler' oder ‚unnormaler' ist – dies ist lediglich eine wertende Aussage; man sollte es bei Beschreibungen auf einer nicht-normativen Ebene der Feststellung von Häufigkeit belassen. (Auch hier ist der Fehler zu vermeiden, das Resultat von Entwicklungen durch Vorannahmen zu begrenzen und vorwegzunehmen.)"*

[51] Butler [2012, S. 85] schreibt zur Verkörperung einer gesellschaftlichen Norm: *„Tatsächlich besteht die Norm nur in dem Ausmaß als Norm fort, in dem sie in der sozialen Praxis durchgespielt und durch die*

dem ein menschliches Individuum hineingeboren wird. Eine dieser zentralen Normen wird mit dem Begriff der Heteronormativität umschrieben, der von einem binären Geschlechtermodell ausgeht, das zwei klar voneinander unterscheidbare, dichotome Geschlechter als „naturgegeben" postuliert, die wiederum den Bezugsrahmen für die Geschlechtsidentitäten sowie die Geschlechtsrollen bilden und in Form einer ebenfalls postulierten „naturgegebenen Heterosexualität" aufeinander bezogen sind. In einer solcherart strukturierten Welt werden Erlebens- und Verhaltensweisen, Handlungsmuster, Denkstrategien, Problemlösekompetenzen uvm. zu etwas spezifisch Männlichem versus Weiblichem. Der menschliche Körper (die Physis) kann aber eben nicht ohne die in ihm „wohnenden" Erlebens- und Gedankenwelten (der Psyche) und der ihnen umgebenden kulturellen, gesellschaftlichen Matrix (dem Sozialen) und vice versa gesehen werden. Es besteht somit eine enge, unauflösliche Bedingtheit dieser drei Komponenten der menschlichen Existenz. Welche Bedeutungen die physischen Ausformungen der Geschlechtsmerkmale letztlich für einen konkreten Menschen haben, wird somit von allen diesen drei Komponenten, nämlich Physis (tatsächliche Gestalt der Geschlechtsmerkmale), Psyche und Soziokulturellem, determiniert.

Walter [2000, S. 103] zitiert Böhnisch & Winter [1993] mit acht Bewältigungsstrategien, die eine männliche Sozialisation in einer heteronormativen Gesellschaft mit sich bringt, und verweist darauf, dass *„Männlichkeit unreflektiert als heterosexuell gedacht wird"* und sich daraus *„ein eher düsteres Bild von Männlichkeit ergibt"* [Walter, 2000, S. 103]:

1. *Externalisierung/Außenorientierung*
   (als grundlegendes Verbot, sich mit der emotionalen Innenwelt zu befassen)
2. *Gewalt*
   (gegen Frauen, gegen andere Männer und gegen sich selbst)
3. *Benutzung*
   (Funktionalisieren/Abwerten von anderen Menschen, aber auch der Umwelt)
4. *Stummheit*

täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens und in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird. Die Norm besitzt keinen unabhängigen ontologischen Stellenwert, und dennoch kann sie nicht einfach auf ihre Erscheinungen reduziert werden. Sie wird durch ihre Verkörperung (re)produziert, durch die Handlungen, die sich ihr anzunähern suchen, durch die Idealisierungen, die in und durch solche Handlungen reproduziert werden."

(aufgrund des fehlenden reflexiven Selbstbezugs über alles reden können, nur nicht über sich selbst)

5. *Alleinsein*

   (Zwang zur Autonomie, mit allem allein fertig zu werden)

6. *Körperferne*

   (Nichtwahrnehmen des eigenen Körpers, Angst vor körperlicher Nähe/intimität mit anderen Jungen/Männern, Objektivierung von Frauen)

7. *Rationalität*

   (Abwertung und Verdrängung von Emotionalität)

8. *Kontrolle*

   (Selbstkontrolle und Kontrolle der Umwelt)

Die von Böhnisch & Winter [1993] genannten Bewältigungsstrategien einer heteronormativen männlichen Identität verweisen nicht gerade auf ein menschliches Individuum mit sozialen, kommunikativen sowie reflexiven Kompetenzen. Der gesellschaftliche Wandel schreitet jedoch unaufhörlich voran, und so spricht Sigusch [2013, S. 250 ff.] von *„Liquid Gender, Liquid Identity“*, um auszudrücken, dass die binäre Geschlechtermatrix sich immer mehr „verflüssigt“ und die *„Separation der beiden großen Geschlechter“*[52] von immer mehr Menschen überwunden wird, was auch angesichts des tagtäglichen Leidens der Menschen an dieser Heteronormativität [vgl. Barnett & Rivers, 2005], die Herrschafts- und Gewaltverhältnisse [vgl. Walter, 2000, S. 105; Connell, 2015, S. 248 ff.] begünstigt, von Vorteil ist. Güldenring [2013, S. 168] schreibt in einem Debattenbeitrag in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ zur Psychodiagnostik der Geschlechtsidentität

[52] Sigusch [2013, S. 250] schreibt zur Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht: *„Längst sind jene Transsexuellen, die die überkommene, mühsam errichtete Ordnung, und das heißt Separation der beiden großen Geschlechter ratifizierten, indem sie als glühende Verfechter des Bigenus das jeweils andere Geschlecht perfekt inszenierten und scheinbar bruchlos erlebten, längst sind diese glühenden Verfechter des Bigenus, zu denen sie nicht zuletzt die blinde und blindwütige Schulmedizin – uns als Ärzte eingeschlossen – gemacht hat, flankiert von Menschengruppen, die sich jenseits von Medizin und Psychotherapie organisieren und der alten Ordnung zu entziehen suchen. Einige wissen nicht, wes Geschlecht sie sind oder wollen unentschieden ‚in between‘ verharren; etliche, die ‚Gender Blenders‘ genannt werden, entnehmen dem Geschlechterrepertoire das, was ihnen gefällt oder andere irritiert; immer mehr sind überzeugt, die Sensationen beider Geschlechter erleben zu können; es gibt jetzt nicht nur ‚Drag Queens‘, sondern auch ‚Drag Kings‘. Andere, die Transgenderisten, die früher umstandslos den Transsexuellen zugerechnet wurden, wünschen keine irreversiblen, operativen Eingriffe oder verzichten darauf. Andere schließlich, die Intersexuellen bzw. Intergeschlechtlichen, melden sich zum ersten Mal als solche zu Wort.“*

im Rahmen des Diskurses zur Reform des in Deutschland gültigen Transsexuellengesetzes: *„Die bisherigen Konzepte zur körperlichen Geschlechtsbestimmung (anatomische Merkmale, Chromosomen, Hormone, innere und äußere Geschlechtsorgane etc.) werden zur Historie, es ist an der Zeit, Geschlecht neu zu entdecken, zu begreifen und zu formulieren."* Derzeit ist die westliche Gesellschaft aber noch weit entfernt, sich von der Vorstellung des Geschlechterdualismus und einer allumfassenden Heteronormativität zu verabschieden. Die Annahme des Geschlechterdualismus wurde paradoxerweise gegenwärtig durch die moderne Neurowissenschaft verstärkt, sodass Fine [2012, S. 169 ff.], selbst eine Psychologin und Neurowissenschaftlerin, hier den Begriff *„Neurosexismus"*[53] eingeführt hat.

[53] Fine [2012, S. 264] schreibt zum Neurosexismus und zu seinen Auswirkungen im schulischen Bereich: *„Letztlich am meisten verstört mich allerdings der Sexismus, der sich, clever mit neurowissenschaftlichem Glanz verbrämt, in Vorschulen und Schulen breitmacht. Während die Methode des Neuroimaging gerade einmal die ersten Schritte auf der langen Reise zu einem echten Verständnis des Verhältnisses zwischen Neuronenaktivität und mentalen Fähigkeiten macht, treten scharenweise sogenannte Experten auf, die mit den pädagogischen Auswirkungen der physiologischen Unterschiede zwischen Jungen- und Mädchengehirnen hausieren gehen."*

3 EMPIRISCHE KONZEPTUALISIERUNG

Die Konzeption einer sexuellen Orientierung, wie im vorherigen Kapitel aufgezeigt, bezieht sich eng auf die Geschlechtlichkeit des Menschen, die aber mehr einem Spektrum an Möglichkeiten entspringt, als einem sehr lang und zum Teil immer noch im wissenschaftlichen Bereich als gängige Lehrmeinung postulierten dichotomen, bipolaren Geschlechterdualismus. So wird der Mensch auch heute noch schon von Geburt an bzw. vorgeburtlich als das eine (weiblich) oder das andere (männlich) benannt, bei Abweichungen von der postulierten bipolaren körperlichen Norm einem hohen subtilen Druck zur Angleichung in eine der beiden vorgegebenen Richtungen ausgesetzt. Mit tagtäglichen Anrufungen eines „Soseins“ wird versucht, ihn einem der beiden postulierten Prototypen des Menschseins, Frau versus Mann, anzupassen. Letztlich steht dahinter auch ein Fortpflanzungspostulat, das den auf die Reproduktionsorgane projizierten Geschlechtsstereotypien eine herausragende Rolle im Menschsein zuordnet. Geschlechtliche Differenzen werden polarisiert, über den Körper auf alle psychischen und sozialen Bereiche hinaus überbetont und zu wirkmächtigen Faktoren eines „Soseins“ eines binären Verständnisses von Geschlechtlichkeit gemacht.

Die heutigen populären sexuellen Orientierungsbegriffe, nämlich Homo-, Hetero- und Bisexualität, sind erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgetaucht, wobei zuerst der Begriff Homosexualität, dann Heterosexualität und später Bisexualität erwähnt wurden [vgl. Money, 1994, S. 122]. Sie nehmen Bezug auf den Geschlechterdualismus und sind zu starken Identitätsmarkern geworden, die von den Menschen vielfach unhinterfragt und wie selbstverständlich in die Charakterisierung ihrer Persönlichkeit integriert werden.

An der Erforschung eines Konzeptes einer sexuellen Orientierung mit ihrer Kategorisierung in Homo-, Hetero- und Bisexualität sind viele Wissenschaftsdisziplinen beteiligt. Der Forschungsgegenstand der sexuellen Orientierung wird intensiv beforscht, und es existiert ein enormer Output an Forschungsarbeiten zu diesem Thema. Es ist daher zu-

nächst wichtig, sich mit den wissenschaftlichen Erklärungsansätzen einer sexuellen Orientierungskonzeption auseinanderzusetzen, um den/die diesbezüglichen Diskurs/e und die einzelnen darin verwobenen Argumentationsaspekte besser zu verstehen.

3.1 Polarisierte Sexualität(en)

Hinter dieser Konzeption einer sexuellen Orientierung steckt ein langes Bestreben, die menschliche Sexualität zu polarisieren. Einerseits in eine reine, natürliche, normale, gesunde und eine unreine, unnatürliche, abnorme, ungesunde Sexualität. Die eine ist produktiv, soll primär der Fortpflanzung dienen, während die andere unproduktiv ist und damit lediglich dem Selbstzweck dient [vgl. Rimml, 2000 S. 9 ff.].

Diese Polarisierungsbestrebungen führten dazu, dass ein Teil der menschlichen Sexualität als Sünde, Verbrechen, Krankheit, Disposition betrachtet wurde und wird, während die gesunde, der Fortpflanzung dienende Sexualität als alleinig Glück versprechende hochstilisiert wurde [vgl. ebd.].

Ende des 19. Jahrhunderts schreibt Paolo Mantegazza [1880, S. 70 f.] in seinem medizinischen Fachbuch *„Hygiene der Liebe“* über die männliche Onanie: *„Ich habe mehr Vertrauen zu der Verhütung der Masturbation als zu ihrer späteren Heilung. Väter, Mütter und Lehrer müssen fast von der Wiege an nach diesem häßlichen, ekelhaften Scheusal ausspähen, um es von ihren Kindern und Zöglingen fern zu halten, und sie mit der aufmerksamen Wachsamkeit des Herzens vor dem Anfang des Lasters bewahren, wie man im Mittelalter durch gewisse Heiligenbilder den Teufel vom Sitz der Familie fern hielt.“* Eine solche Haltung gegenüber einer für die heutige Zeit völlig üblichen Sexualbetätigung eines anerkannten Mediziners – Mantegazza gilt als Pionier bzw. Wegbereiter der Sexualmedizin [vgl. Sigusch, 2008] – wirkt aus gegenwärtiger Sicht sehr befremdlich, ja unbegreiflich, zeigt aber deutlich auf, welche sexualfeindliche Atmosphäre zur Geburtsstunde der Sexualwissenschaft vorherrschte.

In dem Maße, wie die sexuelle Orientierung als Disposition zu erklären versucht wurde, bekam sie im wissenschaftlichen Diskurs den Charakter eines Persönlichkeitsmerkmals

und wurde zu einer menschlichen Identitätskategorie gemacht [vgl. Rimml, 2000 S. 132 ff.].

In den Wissenschaften findet man einhergehend mit den gesellschaftlichen Polarisierungsdiskursen in eine erklärungsbedürftige versus selbstverständliche Sexualität,[54] parallel eine Spaltung des sexualwissenschaftlichen Wissenschaftsfeldes und Diskurses in den sogenannten Essentialismus versus Konstruktivismus. Hierbei wird auch von der sogenannten *„Essentialismus-Konstruktivismus-Kontroverse"* gesprochen, die in keinem Wissenschaftsbereich *„so unerbittlich und auch so polarisierend geführt"* wurde *„wie im Rahmen der akademischen Auseinandersetzung mit Sexualität"* [Dekker, 2013, S. 35]. Das essentialistische Menschenbild sieht die Ursache einer sexuellen Orientierung in der körperlichen Anlage (z. B. pränatale hormonelle Einflüsse, Gehirnstrukturen, Gene usw.) des Menschen begründet, während das konstruktivistische Menschenbild dahinter den Einfluss des soziokulturellen Umfeldes als Konstrukteur (z. B. interkulturelle, intrakulturelle, sozial-emotionale Einflüsse usw.) erkennt [vgl. Rimml, 2000 S. 26 ff.].

Je nachdem, aus welcher Perspektive man auf den so entstandenen Forschungsgegenstand einer sexuellen Orientierung blickt, kommt man auch zu unterschiedlichen wissenschaftlichen Bewertungen, Herangehensweisen, Forschungsfragen, Hypothesen und schließlich auch empirischen Ergebnissen.

3.2 Essentialismus

DeLamater & Hyde [1998, S. 10] definieren Essentialismus wie folgt: *„According to classical essentialism, there are underlying true forms or essences, there is discontinuity between different forms rather than continuous variation, and these true forms are*

[54] Sigusch [2000, S. 97] schreibt zum Begriff Sexualität zur Jahrtausendwende: *„Das Hauptwort ‚Sexualität' findet sich weder in der Bibel noch bei Homer noch bei Shakespeare. Für die Sexualwissenschaft ist das kein Nebenbefund, sondern die Sache selbst. Als kulturell-symbolische Form und als Begriff existiert das, was wir ‚Sexualität' nennen, erst seit etwa 200 Jahren, also seit wenigen Generationen, und zwar nur im europäisch-amerikanischen Gesellschaftskreis als ein allgemein Durchgesetztes und isoliert Dramatisiertes. Erst im 19. Jahrhundert erhält die kulturelle Sexualform den ihr angemessenen Namen, einen Kollektivsingular, der die zahllosen Vorgänger von Venus bis Nisus verschlingt; erst dann wird das Adjektiv ‚sexuell' (wie das Adjektiv ‚modern') in den europäischen Sprachen substantiviert: ‚Sexualität' gibt es zuerst bei den Pflanzen, dann bei den Tieren, eine epistemische Mitgift, die nach wie vor kausale Schatten wirft."*

constant over time. Modern essentialism consists of a belief that certain phenomena are natural, inevitable, and biologically determined."

Diese Denkrichtung geht auf die griechischen Philosophen Platon und Aristoteles zurück und verweist auf eine Wesensart, das Sein, eine Entität, die als „Essenz" bezeichnet wird, woraus sich der Name „Essentialismus" ableitet. Die Aufgabe der Wissenschaften ist demnach, diese „Essenz" in ihren Forschungsgegenständen zu erkennen.

In der Denkart des Essentialismus erklärt sich Geschlechtlichkeit[55] und Sexualität aus einer irgendwie gearteten biologischen Anlage (z. B. Hormone, Gehirnstruktur, Gene usw.) heraus. In modernem Gewand verbirgt sich diese Denkart im *„biologischen Determinismus"* [Schütze, 2010, S. 25], *„Biologismus"*, aber auch einem biologischen *„Reduktionismus"* [ebd., S. 24].

Letztlich wird im Essentialismus bezogen auf die sexuelle Orientierung postuliert, dass eine biologische Anlage im Menschen dafür vorhanden sei und irgendwann in der empirischen Forschung nachgewiesen werden wird. Für Essentialist/inn/en sind infolgedessen sexuelle Orientierungen wie Hetero-, Homo- und Bisexualität(en), in der biologischen Anlage des Menschen zu findende Entitäten [vgl. Rimml, 2000, S. 26].

Im 2015 veröffentlichten Buch *„This Idea Must Die"* mit dem Untertitel *„Scientific Theories That Are Blocking Progress"* von dem Herausgeber John Brockman et al. [2015] wurden 175 der weltweit einflussreichsten Wissenschaftler/innen gefragt: *„What scientific idea is ready for retirement?"* Zahlreiche Wissenschaftler/innen wie Richard Dawkins (Evolutionsbiologe), Peter Richerson (Biologe), Lisa Barrett (Psychologin), um nur einige zu nennen, stimmen darin überein, dass der Essentialismus einer jener Theorien ist, die ausgedient hat und sich letztlich als irreführend bzw. sogar falsch herausgestellt hat.

In zahlreicher Kritik am Essentialismus und der Abwendung von ihm schwingt die große Enttäuschung der Scientific Community mit, dass nämlich die Entschlüsselung des

[55] Schütze [2010, S. 25] schreibt zum Verständnis der Geschlechtlichkeit: *„Ist die Geschlechtercharakterlehre von Beginn an eine Lehre über das Wesen der Dinge, d.h. eine Spielart des Essentialismus, so nimmt diese in der Moderne die Gestalt des biologischen Determinismus an."*

menschlichen Genoms nicht den erhofften Durchbruch in der Aufklärung des Zusammenhangs zwischen Genen und ihrer biologischen Bedeutung gebracht hat. Die euphorische Stimmung mit der Veröffentlichung der Ergebnisse aus dem „Human Genom Project" zu Beginn des 21. Jahrhunderts zeitgleich in den beiden weltweit wichtigsten wissenschaftlichen Fachjournalen, nämlich „Nature" [Lander et al., 2001] und „Science" [Venter et al., 2001], wich schnell einer allgemeinen Ernüchterung [vgl. Groß, 2016] und einer neuen Bescheidenheit[56] [vgl. Keller, 2001, S. 11 ff.] in der Wissenschaft.

Schon die amerikanische Forscher/innen/gruppe zum „Human Genom Project" warnte in „Science" vor Determinismus und Reduktionismus[57] in der Bewertung und auch der öffentlichen Darstellung ihrer bisherigen Forschungsergebnisse. Damit wurde aber auch indirekt vor einer essentialistischen Interpretation der Ergebnisse gewarnt und einer solchen Ergebnisdarstellung eine Absage erteilt. Müller-Wille & Rheinberger [2009, S. 134] schreiben: *„Die Ordnung des Genotyps ist, so hat sich außerdem gezeigt, ihrerseits nicht fundamentaler oder der sichtbaren Ordnung des sich entwickelnden Organismus im Sinne eines Präformationismus vorgeordnet."*

[56] Keller [2001, S. 19] schreibt zu diesem ernüchternden Prozess innerhalb der Scientific Community: *„Es ist ein seltener und wunderbarer Augenblick, wenn Erfolge uns Bescheidenheit lehren, und wir befinden uns, so behaupte ich, seit dem Ende des 20. Jahrhunderts in genau so einem Moment. Ja, von all den nützlichen Dingen, die uns die Genomik beschert hat, erweist sich vielleicht diese Bescheidenheit als ihr größter Beitrag. Fast fünfzig Jahre lang wiegten wir uns in dem Glauben, wir hätten mit der Entdeckung der molekularen Basis der genetischen Information das ‚Geheimnis des Lebens' gefunden. Wir waren zuversichtlich, dass wir, nachdem die Botschaft in der Nucleotidsequenz der DNA einmal entschlüsselt war, das ‚Programm' verstehen würden, das einen Organismus zu dem macht, was er ist. Und wir waren erstaunt, wie einfach die Antwort zu sein schien. Doch heute klingt in der Forderung nach einer funktionellen Genomik zumindest das stillschweigende Eingeständnis durch, dass in Wahrheit die Kluft zwischen genetischer ‚Information' und biologischer Bedeutung groß ist. Natürlich hatte man von der Existenz einer solchen Kluft schon lange Zeit intuitiv gewusst, und nicht selten hörte man Stimmen, die uns zur Vorsicht mahnten. Erst heute allerdings loten wir allmählich aus, wie tief sie ist, und staunen, statt über die Einfachheit, über die Komplexität der Geheimnisse des Lebens. Man könnte sagen, die strukturelle Genomik habe uns die nötigen Einsichten vermittelt, um uns mit unserer Hybris zu konfrontieren – Einsichten, die womöglich die Grenzen der Vision erhellen, mit der wir begannen."*

[57] Venter et al. [2001, S. 1348] merken kritisch zur Interpretation bzw. Darstellung der Ergebnisse des „Human Genom Project" an: *„There are two fallacies to be avoided: determinism, the idea that all characteristics of the person are ‚hard-wired' by the genome; and reductionism, the view that with complete knowledge of the human genome sequence, it is only a matter of time before our understanding of gene functions and interactions will provide a complete causal description of human variability."*

3.3 Konstruktivismus

Im Konstruktivismus geht es um das „Werden“ und den Prozess des „Entstehens“, was Pörksen [2015, S. 11] wie folgt beschreibt: *„Zielpunkt der Erkenntnisbemühungen ist eine Umorientierung vom Sein zum Werden, vom Wesen einer Entität zum Prozess ihrer Entstehung. Es sind die Bedingungen, die eine Wirklichkeit erzeugen und überhaupt erst hervorbringen, die interessieren. Nichts gilt aus einer solchen Perspektive als unveränderlich und gegeben, alles kann auf seine besondere Entstehungsgeschichte zurückbezogen und aus ihr heraus erklärt werden. Wirklichkeit gilt als Resultat von Konstruktionsprozessen.“*

Für den Konstruktivismus gibt es keine beobachterunabhängige Wahrnehmung etwas außerhalb des Menschen real Existierenden. Der Mensch ist also immer auch Konstrukteur seiner eigenen Wahrnehmungen und erschafft seine eigene(n) Wirklichkeit(en).[58] Indem im Beobachten bzw. Wahrnehmen eine Unterscheidung getroffen wird, *„wird die eine Seite der Unterscheidung bezeichnet, mit der Folge, dass die andere Seite im Moment der Unterscheidung im Dunkeln bleibt“* [Hintz, 2013, S. 48].

In konstruktivistischer Denkart sind Kategorien wie Geschlecht und sexuelle Orientierung von einer Gesellschaft, Kultur bzw. Sozietät konstruiert und werden dadurch bedeutungstragende Elemente im Sozialisationsprozess eines jeden Menschen des betreffenden soziokulturellen Gesellschaftsraumes, der die entsprechend stereotypen Erlebensapriori, Identitätsschablonen, Verhaltensskripte, Rollenmuster usw. bereithält [vgl. Rimml, 2000, S. 27 f.].

Westmeyer [2015, S. 406] sieht bezugnehmend auf den *„sozialen Konstruktionismus“* nach Gergen [2002] den Begriff des *„Konstruierens“* durch zumindest vier Relationen gekennzeichnet, nämlich durch *„ein Konstruktionssubjekt x, ein Konstruktionsobjekt y, ein Konstruktionsresultat z und ein Konstruktionszeitpunkt t“*, die nach der Formel *„x*

[58] Pörksen [2015, S. 12] schreibt zur individuellen Wirklichkeitskonstruktion: *„Jede Wahrnehmung bedeutet unvermeidlich die Ausblendung einer gewaltigen Restwelt auch möglicher Wahrnehmungen. Jedes Sehen ist gleichzeitig blind. Wenn man etwas sieht, sieht man etwas anderes nicht; wenn man etwas beobachtet, beobachtet man etwas anderes nicht. Jede Beobachtung besitzt einen blinden Fleck, sie ist im Unterscheidungsprozess selbst blind für die gewählte Unterscheidung, die sich erst in einem Beobachter zweiter Ordnung offenbart, der natürlich seinerseits einen blinden Fleck hat.“*

konstruiert y als z zur Zeit t" zusammenspielen. Darin wird die herausragende Rolle des zeitlich-historischen und sozialen Kontextes einer jeden Konstruktion hervorgehoben.[59]

Damit steht der Konstruktivismus aber im krassen Widerspruch zum Essentialismus, der nach der Diktion von Westmeyer Aussagen wie „(Objekt) y ist bzw. führt zu (Resultat) z" postuliert und als Entität des Menschen versteht. Der Konstruktivismus greift solche Feststellungen auf, um das „Konstruktionssubjekt x" und den „Konstruktionszeitpunkt t" (Entstehungsgeschichte) zu ergänzen, alternative „Konstruktionsobjekte y" einzufügen und damit eine Relativierung bzw. Dekonstruktion vorzunehmen sowie zu den Entstehungsprozessen beschreibenden, deskriptiven „Konstruktionsresultaten z" zu kommen. Die kontextuellen Bedingungen mit ihren historischen Implikationen werden zu zentralen Bezugsgrößen im Konstruktivismus [vgl. Westmeyer, 2015, S. 407].

Für DeLamater & Hyde [1998, S. 10] kann es zwar wissenschaftliche Versuche geben, die sowohl biologische als auch psychosoziale Faktoren des Konstruktes sexueller Orientierung theoretisch zu verbinden versuchen, aber letztlich bleiben Essentialismus und Konstruktivismus zwei völlig konträre Sichtweisen auf den Forschungsgegenstand der sexuellen Orientierung und solcher Art nicht miteinander zu vereinbaren.

3.4 Forschungsgegenstand: Sexuelle Orientierung

Sexuelle Orientierung als Forschungsgegenstand wurde und wird im Spannungsfeld zwischen einer essentialistischen versus konstruktivistischen Betrachtungsweise entweder als angeboren (Typus, Merkmal) oder anerzogen in den Wissenschaftsdisziplinen postuliert und infolgedessen als Disposition (genetisches, hormonelles, neurologisches usw. Erklärungsmuster) oder Konstruktion (soziales, kulturelles, gesellschaftliches usw. Erklärungsmuster) betrachtet, erforscht und dargestellt.

[59] Westmeyer [2015, S. 403] schreibt zum zeitlich-historischen und sozialen Kontext einer jeden Konstruktion der Welt: *„Unser Verständnis von der Welt leitet sich aus sozialen Beziehungen ab. Soziale Beziehungen, nicht einzelne Personen sind das Primäre. Aus der Interaktion zwischen Personen, denen an einem gemeinsamen Verständnis gelegen ist, resultiert ein bestimmtes Verständnis unserer Welt. Aber dieses Verständnis (dieses Wissen) ist nicht universeller Natur, sondern an eine bestimmte historische Situation gebunden. Zu anderen Zeiten, in anderen sozialen Kontexten kann es zu anderen sozialen Konstruktionen der Welt kommen."*

Haeberle [1994, S. 32] schrieb Ende des 20. Jahrhunderts zur Position des Konstruktivismus zur sexuellen Orientierung: *„Die Konstruktionisten bestreiten nicht, daß es homosexuelles Verhalten gibt, aber sie leugnen, daß dies Verhalten einen bestimmten Menschentypus definiert. Vielmehr kommt dieses Verhalten bei vielen Menschen selten, gelegentlich, häufig oder ständig vor; es verstärkt sich, schwächt sich ab oder verschwindet, und es existiert in vielen Fällen zusammen oder abwechselnd mit heterosexuellem Verhalten."*

Für den Konstruktivismus stellt die sexuelle Orientierung mit ihrer stereotypen Unterteilung in Hetero-, Homo- und Bisexualität eine durch soziokulturelle Bedingungen hervorgebrachte Konstruktion dar, während der Essentialismus in den drei Unterteilungen des Konzeptes einer sexuellen Orientierung vorzufindende Entitäten postuliert, zu denen eine irgendwie geartete körperliche Anlage existiert.[60]

Im Prinzip geht es in dieser Kontroverse zwischen Essentialismus und Konstruktivismus im Bereich der Sexualwissenschaft auch um die Definition eines theoretischen Konzeptes einer sexuellen Orientierung als Forschungsgegenstand. Während der Essentialismus ein „Sosein" des Menschen als Hetero-, Homo- oder Bisexueller postuliert und die daraus sich ableitende Entität, nämlich die entsprechende körperliche Anlage, nur noch zu finden glaubt, rückt der Konstruktivismus den Entstehungsprozess des Konzeptes einer sexuellen Orientierung, damit das „Werden"[61], vielmehr die kulturhistorische Grundsteinlegung sowie den gesellschaftspolitischen Implementierungsverlauf dieser Begrifflichkeiten in den Vordergrund.

Das konstruktivistische Forschungsbestreben bzw. der Forschungsfokus richtet sich dementsprechend auf völlig andere Forschungsinteressen im Zusammenhang eines

[60] Für den Essentialismus gilt es also, die körperliche Anlage (nach Westmeyer: „Objekt y"), die zur „Hetero-, Homo- oder Bisexualität" (nach Westmeyer: „Resultat z") führt, zu entdecken, um den innewohnenden linearen Erklärungszusammenhang (nach Westmeyer: y = z) herzustellen [vgl. Westmeyer, 2015, S. 406 f.].

[61] Der Konstruktivismus dekonstruiert den linearen Erklärungszusammenhang (y = z) des Essentialismus, indem das *„Konstruktionssubjekt"* (nach Westmeyer: x) und der *„Konstruktionszeitpunkt"* bzw. die Historie (nach Westmeyer: t) ergänzt wird, sodass die schon erwähnte Formel nach Westmeyer *„x konstruiert y als z zur Zeit t"* [Westmeyer, 2015, S. 406] herauskommt.

Konzeptes einer sexuellen Orientierung. Hier werden zum Beispiel Diskrepanzen zwischen *„der großen Anzahl bisexuell aktiver Personen und der kleinen Anzahl derer, die sich selbst als bisexuell definieren“* [Gagnon, 1994, S. 88] aufgezeigt.[62] Diese Widersprüche zwischen den essentialistischen Postulaten zum Konzept einer sexuellen Orientierung und den tatsächlich vorzufindenden empirischen Daten, die diesen widersprechen, aufzuzeigen, entspricht dem zentralen Bemühen des konstruktivistischen Fokus auf den Forschungsgegenstand der sexuellen Orientierung.

Innerhalb dieser Essentialismus-Konstruktivismus-Kontroverse im Bereich der Sexualwissenschaft, was den Forschungsgegenstand einer sexuellen Orientierung anbelangt, stehen sich kontrovers gestellte Forschungsfragen hinsichtlich biologischer Anlage versus soziokulturell Konstruiertem gegenüber.[63] In noch pointierterer Form kann auch von einer Erklärungspolarisierung in Natur versus Kultur bzw. eben angeboren versus anerzogen gesprochen werden. In diesem Wissenschaftsdisput geht es aber auch um eine Erklärungshoheit eines wesentlichen Bereichs des Menschseins und Verankerung des relativ jungen Konzeptes einer sexuellen Orientierung im Bewusstsein der Menschen. Schmidt [2005, S. 140] schreibt dazu: *„Die monosexuelle Ordnung verankert Ursprung und Bedeutung der sexuellen Orientierung fest ins Innere des Individuums, in seine Bio-*

[62] Seit der umfassensten empirischen Untersuchung in der Sexualwissenschaft, dem Kinsey-Report, liegen wissenschaftliche Ergebnisse für die USA vor. Ungefähr die Hälfte der amerikanischen männlichen erwachsenen Bevölkerung gaben an, sich in einer Periode von wenigstens drei Jahren nach Erreichung des 16. Lebensjahres ausschließlich oder zeitweise gleichgeschlechtlich sexuell betätigt zu haben [vgl. Kinsey, 1964, S. 605, S. 656].

[63] Sigusch [2011, S. 44] schreibt auf Kants [2005] „*Kritik der reinen Vernunft*“ verweisend zur Natur-Kultur-Kontroverse im Wissenschaftsbereich: *„Seit der Antike ist es epistemische Wirklichkeit und seit Kant außerdem ein epistemologischer Gemeinplatz, dass auch die scheinbar ‚objektiven‘, ideologiefernen, intentionslosen, gewissermaßen neutralen und integren Naturwissenschaftler ‚Natur‘ konstruieren, weil, wie es in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ heißt, ‚die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurf hervorbringt‘. Da der Prozess der Aufklärung ein radikaler Prozess des Zerlegens und Neuzusammensetzens von Natur und Mensch und damit auch von Leben und Tod ist, müssen ultraradikale Positionen eingenommen werden, sollen die ‚naturalen‘ Naturgrenzen als unhintergehbar begriffen und als ethisch bedeutsam oder gar in Relation zu ‚künstlichen‘ Naturdingen und ‚künstlichen‘ Naturvorgängen, letztlich in Relation zur ‚Kultur‘ als ‚höherwertig‘ verstanden werden – ein Streit um Denk- und Politikmöglichkeiten, der im Augenblick am deutlichsten an den Extrempositionen des Essenzialismus einerseits und des Konstruktivismus andererseits abgelesen werden kann.“*

graphie, seinen Charakter oder seine Biologie. Gesellschaftliche und historische Zusammenhänge sind nachgeordnet, wenn sie überhaupt vorkommen. Das aber ist eine relativ neue Betrachtungsweise."

Gooß [2003] umschreibt diesen Prozess der Marginalisierung jeglicher nicht in diese *„monosexuelle Ordnung"* [Schmidt, 2005, S. 140] passenden menschlichen Sexualität(en) als *„Zwang zur Monosexualität"* [Gooß, 2003, S. 51]. Eine bisexuelle Orientierung als eigenständige Kategorie bzw. Identitätsform wurde und wird daher von vielen Wissenschaftler/innen als *„Übergangsphänomen"*, *„Abwehrbisexualität"* oder *„Identitätskonflikt"* [Gooß, 2003, S. 61] unzutreffend beschrieben. Gooß schlägt aber überhaupt vor, in der Sexualwissenschaft *„nicht die sexuelle Orientierung der Subjekte, sondern vielmehr die Strukturen sexueller Beziehungen und hier insbesondere die nicht an das Geschlecht gebundenen Faktoren zum Forschungsgegenstand zu machen."*[64] [Gooß, 2003, S. 60] Diese Kritik an einem Forschungsgegenstand, der sich nur an einer Selbstkategorisierung oder subjektgewordenen Kategorisierung interessiert und damit die Lebensrealität(en) einfach empirisch ausblendet, erhebt auch Sigusch [2013, S. 129], wenn er schreibt: *„Tatsächlich sind die Daten der Empiriker roh, weil unbeseelt. Die unüberschaubaren sexuellen Manifestationen werden auf einige wenige reduziert, die allgemeine Konvention und ‚scientific community' aufdrängen oder vorschreiben: Dating, Petting, Koitus, Ende der Durchsage. Obgleich auch alle anderen Manifestationen konventionalisiert sind, sobald sie als Manifestation imponieren, folgt doch die Tabelle des Empirikers gehorsam den vorrangigen Befehlen der Konvention und zementiert sie dadurch."*

Im Bereich der sexuellen Orientierung als Forschungsgegenstand findet man diese Haltung vor allem in der Verwendung des Begriffes *„Heterosexualität als Imperativ der Ge-*

[64] Gooß [2003, S. 60] schreibt bezogen auf das Postulat von DeCecco & Shiveley [2010] zu der *„brutalen Realität"* des biologischen Geschlechts, *„der alle menschlichen Beziehungen sich beugen müssen"* [DeCecco & Shiveley, (1984, Vol. 9, Issue 2–3), online 2010 zit. nach Gooß, 2003, S. 60] weiter: *„Nun sind aber die anatomischen Unterschiede zwischen Mann und Frau nicht per se bedeutsam. Sie werden dies erst durch die sozialen und psychischen Bedeutungen, die an den Geschlechtsunterschied geknüpft werden bzw. diesen als sozial bedeutungsvoll erst konstituieren. Nicht in erster Linie als biologisches Faktum, sondern vielmehr als soziokulturelle Konstruktion ist die Zweigeschlechtlichkeit in der Tat „brutale Realität", von der in sexualwissenschaftlichen Analysen nicht abstrahiert werden kann."*

schlechterkonzeption“, was *„anhand der Verwobenheit der heterosexuellen Norm in verschiedenste Wirklichkeitsbereiche und deren Wirkung auf die unterschiedlichsten Felder des öffentlichen und privaten Lebens festgestellt werden“* [Brassel-Ochmann, 2016, S. 12] kann. Mit dem Konzept einer sexuellen Orientierung als Forschungsgegenstand geht infolgedessen auch die Gefahr einher, dass die Wissenschaften zur Zementierung von stereotypen, heteronormativen Geschlechts- und Sexualitätskonventionen beitragen bzw. diese sogar befördern. Zu welchen Folgen das führen kann, hat Schmidt [2005, S. 141 ff.] mit dem Titel *„Verfall binnengeschlechtlicher Intimität“* anhand gleich- und gegengeschlechtlicher sexueller Erfahrungen im Jugendalter im Vergleich der Ergebnisse von Jugendstudien von 1939 bis 1979 aufgezeigt. Für Schmidt sind die heutigen Identitätsschablonen der gängigen Sexualitätsstereotypien viel unausweichlicher, und so führt Schmidt [2005, S. 141] aus: *„Der Prozess der Schaffung einer homosexuellen oder heterosexuellen Identität oder Selbstgewissheit ritualisierte und verfestigte sowohl die Hetero- als auch die Homosexualität bis zu ihrer Erstarrung. Dieser Prozess erstreckt sich über die letzten 150 Jahre und wurde in den letzten 30 Jahren zunächst noch einmal akzentuiert scheinbar paradoxerweise auch durch das selbstbewusste und öffentliche Auftreten der Schwulenbewegung.“*

In diesem Prozess haben sich vor allem die Naturwissenschaften und Medizin nicht gerade rühmlich hervorgetan. Unaufhörlich, aber bisher ohne nennenswerten Erfolg wird hier versucht, *„nicht nur die sexuelle Orientierung, sondern auch die Geschlechtsidentität an Gene und Genprodukte, Hirnstrukturen und Hormonbilanzen zu binden“* [Sigusch, 2013, S. 239]. Die biologische Geschlechtlichkeit und die sich darauf beziehende postulierte Kategorisierung in eine sexuelle Orientierung wird von einem Teil der Forscher/innen, vornehmlich essentialistische, aufeinander bezogen und ursächlich auf eine körperliche Anlage zurückzuführen versucht. Diese Bestrebungen eines Teils der Sexualforscher/innen sind schon so alt wie diese Begriffe selbst, und trotzdem ist es bis heute nicht gelungen, einen entsprechenden wissenschaftlichen Beweis dafür zu erbringen. Auch die Genetik ist nicht in der Lage, diesen Beweis zu erbringen, weil Identitäten, um die es sich auch im Falle der sexuellen Orientierung handelt, nicht durch Gene im Menschen eingeschrieben sind.

Voß [2013a, S. 68] äußert ableitend von *„plausiblen Begründungen der Frauen-/Lesben-bewegung, der Schwulenbewegung und der proletarischen Bewegung“* indirekt fundamentale Kritik an der heutigen naturwissenschaftlichen Sexualforschung: *„Diese*[65] *betonten stets, dass die ungleichen Möglichkeiten von Menschen nach Geschlecht, Sexualität, rassistischen Unterscheidungen gerade nicht vorgegeben und unabänderlich sind, sondern ein Produkt gesellschaftlicher Ungleichbehandlungen. In diesem Sinne lohnt es sich, darüber nachzudenken, wie naturwissenschaftliche Forschung gerade so entwickelt werden kann, dass sie nicht mehr nur die interessensgeleiteten Vorannahmen Privilegierter abdecken – etwa ein starres Geschlechts- und Sexualitätsregime bürgerlicher Gesellschaft zu erhalten –, sondern wichtige Bestandteile für die Entwicklung der Gesellschaft gemäß den Bedürfnissen der vielen Menschen beitragen. Dass das sexuelle Tun der Menschen auch ganz anders gewertet werden kann, als es aktuell in der Gesellschaft passiert, dass es etwa gar nicht in starren Identitäten gedacht und gelebt werden muss, wurde in dem historischen Aufriss des Beitrags klar.“*

Die heutigen, gängigen sexuellen Orientierungsbegriffe Hetero-, Homo- und Bisexualität sind aber genau zu diesen *„starren Identitäten“* [Voß, 2013a, S. 68] geworden und werden auch im wissenschaftlichen Bereich vielfach als solche verwendet, wenn sie unhinterfragt bzw. unreflektiert als gegebene Entitäten postuliert werden. Gerade hier erweist sich das Konzept einer sexuellen Orientierung als wenig zuverlässig und valide, wie dies Savin-Williams [2006, S. 40] in seiner Kritik verdeutlicht: *„When researchers assess the number or characteristics of homosexual individuals, they base their findings on a single sexual-orientation component – usually identity. This approach, however, excludes many same-sex-oriented individuals and misidentifies some heterosexuals as homosexual. Those who self-ascribe a gay/lesbian label are neither exhaustive nor representative of those with a same-sex orientation. If homosexual is assessed by same-sex attraction, there is no consensus about what proportion of an individual's attractions must be directed toward same-sex others, or how strong the attractions must be, in order to count as homosexual. If homosexual is defined by samesex behavior, gay virgins are omitted, heterosexuals engaging in same-sex behavior for reasons other than preferred*

[65] Hier sind die Frauen-/Lesben-, Schwulen- sowie proletarischen Bewegungen gemeint.

sexual arousal are miscounted, and those with same-sex attraction who only have opposite-sex realtions are excluded. If, however, homosexual is defined by an identity label, those who experience same-sex arousal or engage in same-sex behavior but who do not identify as gay or lesbian are omitted."

Savin-Williams Kritik [2006, S. 40] verweist auf das zentrale Problem beim Konzept einer sexuellen Orientierung als Forschungsgegenstand, dass es tatsächlich keine einheitliche Konzeption gibt. So werfen allein die Selbstdefinitionen von Individuen als Hetero-, Bi- oder Homosexuelle/r eine Vielzahl an Problemen auf, weil nicht davon ausgegangen werden kann, dass eine Identität als Heterosexuelle/r gleichzeitige gleichgeschlechtliche Sexualpraktiken bzw. als Homosexuelle/r gegengeschlechtliche Sexualpraktiken ausschließt. Noch komplexer wird es aber auf emotionaler Ebene, also wenn es um die sexuelle Attraktion bzw. Anziehung geht, weil diese im Falle der Homoerotik vielfach aufgrund der gesellschaftlichen Pönalisierung verdrängt wird und infolgedessen bei vielen Individuen auf einer unbewussten Ebene bleibt. Es kann aber wohl auch nicht davon ausgegangen werden, dass ein sich als heterosexuell definierender bzw. identifizierender Mann seine parallel praktizierten gleichgeschlechtlichen Sexualpraktiken unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen immer und ohne weiteres offenbaren wird.

3.5 Operationalisierungsversuche

Die wohl bekannteste wissenschaftliche Operationalisierung bezüglich der sexuellen Orientierung haben Alfred C. Kinsey und sein Forschungsteam in seinen berühmten „Kinsey Reporten" unternommen. Kinsey entwickelte mit seinem Forschungsteam eine siebenteilige Zuordnungsskala, die von „0", ausschließlich heterosexuell, bis „6", ausschließlich homosexuell, reichte, sowie mit einer eigenen Kategorie „X" für Individuen, die keine zwischenmenschlich-sexuellen Kontakte oder Reaktionen aufwiesen [vgl. Kinsey et al., 1964, S. 595]. Kinsey und seine Mitarbeiter/innen analysierten die physischen Erlebnisse und psychischen Reaktionen der von ihnen untersuchten Personen. Mit Akribie wurde eine ungeheure Fülle von Daten gesammelt und ausgewertet. Für Kinsey stand fest, dass die menschliche Sexualität sich nicht polarisierend auf zwei Menschentypen, nämlich den Hetero- versus Homosexuellen, aufteilt: *„Die Welt läßt sich nicht in*

schwarze und weiße Schafe aufteilen; denn nicht alle Dinge sind schwarz oder weiß. Es ist ein Grundsatz der Taxonomie, daß die Natur selten getrennte Kategorien aufweist. Nur der menschliche Geist führt Kategorien ein und versucht, die Tatsachen in bestimmte Fächer einzuordnen. Die lebende Welt ist in allen ihren Aspekten eine Kontinuität. Je eher wir uns dieser Tatsache in bezug auf die menschliche sexuelle Verhaltensweise bewußt werden, desto eher werden wir zu einem gesunden Verständnis der Realitäten gelangen." [Kinsey et al., 1964, S. 594] Kinsey und sein Forschungsteam verweisen mit ihren empirischen Untersuchungen auf die Tatsache, dass im Bereich der menschlichen Sexualität eine große Diskrepanz zwischen dem öffentlichen Diskurs über normale versus abnorme Sexualität(en) und der gelebten Sexualpraxis in den USA (gleich- und gegengeschlechtlich sexuelle Erfahrungen, sexuelle Kontakte zwischen Mensch und Tier) zum Untersuchungszeitpunkt bestand und wohl fortdauernd noch besteht. Kinsey betont infolgedessen auch, dass die von ihm und seinem Forschungsteam entwickelte Zuordnungsskala als Kontinuum des Verhältnisses zwischen gleich- und gegengeschlechtlichen sexuellen Erlebens- und Verhaltenserfahrungen zu sehen ist und nicht als Identitätsskala im Sinne der Sexualstereotypien Hetero-, Bi- und Homosexualität[66]. Die Begriffe Hetero- und Homosexualität sind bei Kinsey et al. daher nicht als Identitätsbegriffe zu lesen,[67] sondern als Zuordnungsklassifikationen des gegen- und gleichgeschlechtlich sexuellen Erlebens- und Verhaltensrepertoires bzw. -vermögens eines Menschen. So stellen Kinsey et al. [1964, S. 597] fest: *„Es ist unbedingt notwendig, die relativen Ausmaße der Homosexualität und Heterosexualität in der Vergangenheit eines Menschen zu verstehen, wenn man ihn erfolgreich analysieren will."* Kinsey et al. bezogen somit die Vergangenheit eines Menschen mit ein, wenn sie die gegen- und gleichgeschlechtlich sexuelle Erlebens- und Verhaltenserfahrungen einer Person, die *„vollständige Sexualgeschichte"* [Kinsey et al., 1964, S. 612] erhoben. So richtet sich eine zentrale Kritik von Kinsey im

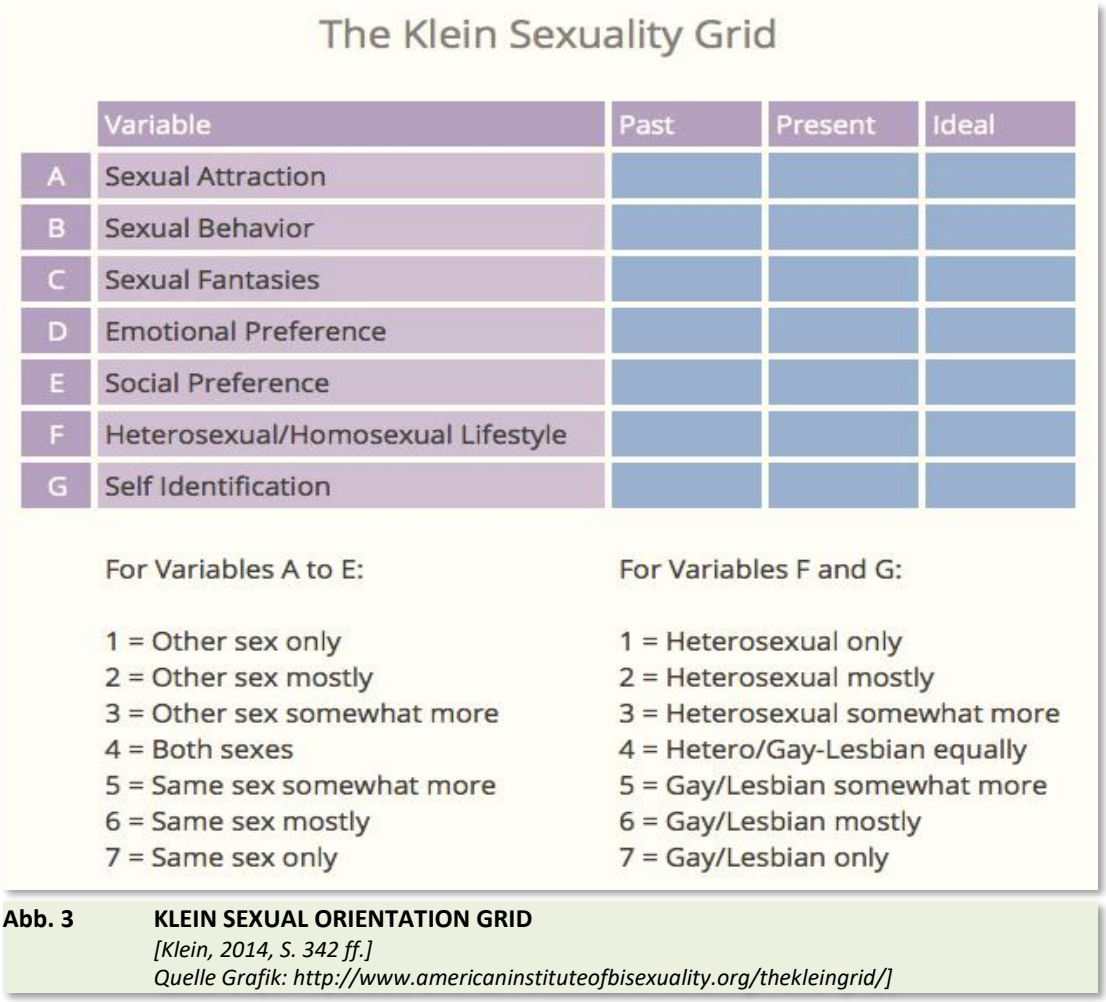
[66] Kinsey et al. [1964, S. 605 f.] schreiben zu den Sexualstereotypien: *„Ganz gleich wie die Dinge liegen, so sieht ein derartiges Schema doch nur eine Drei-Werte-Skala vor [heterosexuell, bisexuell und homosexuell] und eine derartig begrenzte Skala kann eine Kontinuität, wie sie in der Natur vorkommt, nicht zureichend erfassen. Eine Sieben-Werte-Skala kommt den vielen tatsächlichen existierenden Abstufungen näher."*

[67] Kinsey et al. [1964, S. 606] sprechen sich gegen sexuelle Identitätsbegriffe aus: *„Wir haben uns gegen die Verwendung der Termini heterosexuell und homosexuell gewandt, wenn sie als Hauptwörter gebraucht wurden, die sich auf Personen beziehen."*

Wissenschaftsbereich darauf, dass *„in fast allen bis zum heutigen Tage vorliegenden Arbeiten […] im Falle einer Ehe oder bekannter Beziehungen mit dem anderen Geschlecht – oder wenn die Geschichte der Homosexualität nicht bekannt war – Heterosexualität angenommen“* [Kinsey et al., 1964, S. 612] wurde. Aufgrund der allgemein vorherrschenden Tabuisierung, Pönalisierung und Diskriminierung der Homosexualität sahen Kinsey et al. [1964, S. 612] in einem solchen wissenschaftlichen Vorgehen einen schweren Mangel bzw. eine Unzulässigkeit.

Auf der Forschungsarbeit von Kinsey und seinem Team aufbauend, entwickelte Fritz Klein das *„Klein Sexual Orientation Grid“* [Klein, 2014, S. 341], weil ihm die Zuordnungsskala von Kinsey zu wenig differenzierend war [vgl. Klein, 2014, S. 342]. Klein unterscheidet in seinem Schema sieben Variablen bzw. Kriterien, welche die sexuelle Orientierung einer Person seiner Meinung nach bestimmen lassen, nämlich *„(A) Sexual Attraction, (B) Sexual Behavior, (C) Sexual Fantasies, (D) Emotional Preference, (E) Social Preference, (F) Self-Identification and (G) Heterosexual/Gay Lifestyle“* [Klein, 2014, S. 342]. Jede Probandin/jeder Proband wird auf einer siebenteiligen Beurteilungsskala bei jeder Variable dreimal, nämlich für die Gegenwart, Vergangenheit und als Ideal, eingestuft, sodass insgesamt mit dem *„Klein Sexual Orientation Grid“* jeweils 21 Items für jede Person erhoben werden. Für die Variablen A bis E (am Geschlecht der Sexualpartnerin/des Sexualpartners orientiert: „sex“) und F bis G (an Sexualitätsstereotype orientiert: „Heterosexual, Hetero/Gay-Lesbian, Gay/Lesbian“) hat Klein je eine eigene siebenteilige Beurteilungsskala entwickelt [siehe Abb. 3]. Auch Klein geht wie Kinsey davon aus, dass die sexuelle Orientierung keine Konstante in einem Menschenleben darstellt, sondern ein dynamischer Prozess ist und lebenslangen Veränderungen unterliegt bzw. unterliegen kann [vgl. Klein et al., 1985; Klein, 2014, S. 342].[68] Eine Studie von Weinrich et al. [2014,

[68] Klein [2014, S. 342] schreibt zur Einstufung der sexuellen Orientierung mittels seiner Beurteilungsskala und ganz generell zum Verständnis der sexuellen Orientierung: *„Although useful, these seven variables are not fixed. For most people they change over a lifetime – quite drastically for some. One common mistake is to assume our sexual tastes remain the same. Some theories of sexual development hold that by the age of five our orientation is set forever; but this is clearly not the case. I've known cases of people who have had their first homosexual experience at age fifty or sixty, at which time they realized they were probably homosexual. We must understand and accept the fact that sexual orientation is a dynamic life process, not a fixed position.“*



The Klein Sexuality Grid

	Variable	Past	Present	Ideal
A	Sexual Attraction			
B	Sexual Behavior			
C	Sexual Fantasies			
D	Emotional Preference			
E	Social Preference			
F	Heterosexual/Homosexual Lifestyle			
G	Self Identification			

For Variables A to E:

1 = Other sex only
2 = Other sex mostly
3 = Other sex somewhat more
4 = Both sexes
5 = Same sex somewhat more
6 = Same sex mostly
7 = Same sex only

For Variables F and G:

1 = Heterosexual only
2 = Heterosexual mostly
3 = Heterosexual somewhat more
4 = Hetero/Gay-Lesbian equally
5 = Gay/Lesbian somewhat more
6 = Gay/Lesbian mostly
7 = Gay/Lesbian only

Abb. 3 **KLEIN SEXUAL ORIENTATION GRID**
[Klein, 2014, S. 342 ff.]
Quelle Grafik: http://www.americaninstituteofbisexuality.org/thekleingrid/]

S. 371] an einem klinischen und nicht klinischen Sample unter Anwendung des *„Klein Sexual Orientation Grid“* und Analyse der Daten mittels einer Clusteranalyse[69] ergab für die Bisexualität ein sehr uneinheitliches Bild. Weinrich et al. [2014, S. 371] schreiben: *„For this reason, it seems that bisexuality can indeed be thought of as a continuum. Although we found two female and three male bisexual groups through cluster analysis, the higher variability in the bisexual groups shows that individual bisexuals do not neatly fit into an ideal pattern of discrete groups.“*

[69] Die Clusteranalyse beschreibt Bortz [1993, S. 522] wie folgt: *„Die Clusteranalyse ist – ähnlich wie die Faktorenanalyse – ein heuristisches Verfahren zur systematischen Klassifizierung der Objekte einer gegebenen Objektmenge. Die durch einen festen Satz von Merkmalen beschriebenen Objekte (Personen oder andere, den Sozialwissenschaftler interessierende Untersuchungsobjekte) werden nach Maßgabe ihrer Ähnlichkeit in Gruppen (Cluster) eingeteilt, wobei die Cluster intern möglichst homogen und extern möglichst gut voneinander separierbar sein sollen.“*

Kinsey et al. [1964] als auch Klein [2014] operationalisierten das Konzept einer sexuellen Orientierung als Zuordnungs- bzw. Beurteilungsskala in ihren Klassifikationsschemata und konzipierten die sexuelle Orientierung infolgedessen nicht in einer bimodalen Klassifikation zwischen den beiden Polen Hetero- versus Homosexualität, sondern vielmehr in einem Kontinuum zwischen den Extrempolen einer ausschließlichen Hetero- versus Homosexualität mit verschiedenen Ausprägungen beider Anteile. Mit der Kategorie „*Ideal*" [Klein, 2014, S. 341 ff.] nimmt das *„Klein Sexual Orientation Grid"* auch eine prospektive Haltung ein und erhebt zu allen sieben Variablen den gewünschten Idealzustand der Proband/inn/en.

Diese Operationalisierung einer sexuellen Orientierung von Kinsey et al. [1964] sowie Klein [2014], die nicht nur die Hetero- oder Homosexualität oder eventuell noch die Bisexualität als Klassifikationen zulassen, bilden aber eher die Ausnahme im Wissenschaftsbereich. Auch die Erhebung mehrerer konzeptioneller Variablen zur sexuellen Orientierung sind noch nicht gängige wissenschaftliche Praxis. Meist wird nur auf die Trias Hetero-, Bi- oder Homosexualität zurückgegriffen und die selbstzugeschriebene entsprechende sexuelle Identität als Indiz einer diesbezüglichen sexuellen Orientierung herangezogen.

Andere Forscher/innen im sexualwissenschaftlichen Bereich sehen im Zusammenhang mit dem Konzept einer sexuellen Orientierung beim Menschen lediglich drei relevante Komponentenbereiche, nämlich *„Verhalten (Geschlecht des Partners bei sexuellen Kontakten)"*, *„Selbst-Identifikation"* und *„Fantasien, Wünsche, sexuelle Erregbarkeit"* [Hill, 2010, S. 38], im SOI-R[70], einem psychologischen Test, auch als *„Verhalten, Einstellung und Begehren"* [Kemper et al., 2014, S. 284] eingeteilt. In diesen Komponenten wird dann meist versucht, die Proband/inn/en in einer mit dem Konzept der sexuellen Orientierung arbeitenden Untersuchung den drei stereotypen Gruppen Hetero-, Bi- und Homosexualität zuzuordnen. Manchmal wird auch nur zwischen der Heterosexualität und

[70] SOI-R steht für Revidiertes soziosexuelles Orientierungsinventar und wurde von Lars Penke entwickelt [Penke & Asendorpf, 2008].

alle anderen Kategorien in der Gruppe der Nicht-Heterosexualität zusammengefasst differenziert.

Der US-amerikanische Psychologe Ritch C. Savin-Williams [2014, S. 446] sieht nach jahrelanger Forschungsarbeit im Forschungsfeld der sexuellen Orientierung diese nicht als Trias[71] der Hetero-, Bi- und Homosexualität, die natürlich vorgegeben ist, sondern vielmehr als Spektrum einer kontinuierlich verteilten, individuellen Charakteristik des einzelnen Menschen.[72] Vrangalova & Savin-Williams [2012, S. 85] postulierten in der Ergebnisdarstellung einer Untersuchung aus 2012 zwei neue sexuelle Orientierungen neben der klassischen Trias aus Hetero-, Bi- und Homosexualität, nämlich „meist heterosexuell" (*„mostly heterosexual"*) und „meist schwul/lesbisch" (*„mostly gay/lesbian"*) als völlig eigene sexuelle Orientierungen. Savin-Williams ist daher ein Vertreter eines Spektrumsansatzes innerhalb der Sexualforschung, nachdem sich für ihn gezeigt hat, dass sich das Feld der sexuellen Orientierung bei Zur-Verfügung-Stellen weiterer Zuordnungsmöglichkeiten diversifiziert bzw. uneinheitlicher darstellt [vgl. Weinrich & Klein, 2002].

Während somit ein Teil der Sexualforschung, hier vor allem entschieden essentialistisch geprägte Forscher/innen, sich mit der Selbstidentifizierung ihrer Proband/inn/en als hetero-, bi- oder homosexuell begnügen und auf dieser Basis ihre Proband/inn/en/gruppen bilden, versuchen andere Forscher/inn/en, durch den schwierigen Prozess der Operationalisierung der sexuellen Orientierung in mehrere Komponenten bzw. Variablen [vgl. Uhlendorff & Prengel, 2010, S. 139] oder Orientierungsklassifikationen [vgl. Berkey et al., 1990] sich der real vorzufindenden Indizien des sexuellen Erlebens- und Verhaltensrepertoires ihrer Proband/inn/en anzunähern. Die steigende Anzahl der erhobenen

---

[71] Savin-Williams [2014, S. 446] schreibt zur dreigeteilten Kategorisierung der sexuellen Orientierung in Hetero-, Bi- und Homosexualität: *„Study results supported the perspective that sexual orientation is a continuously distributed individual characteristic."*

[72] Savin-Williams [2014, S. 452] schreibt bezogen auf seine eigene Studie zur Frage, ob die sexuelle Orientierung eher als Spektrum oder Kategorisierung in drei Gruppen, nämlich Hetero-, Bi- und Homosexualität, zu sehen ist: *„Based on data presented here, heterosexual, bisexual, and gay/lesbian labels do not constitute the universe of sexual orientations. Although the usual procedure when sexual orientation indicators are highly intercorrelated is to create a single composite score, this process disguises variability and complexity within the sexual orientation construct. The results of this study indicate that sexual orientation is a continuously distributed characteristic of individuals, and all decisions to categorize it into discrete units, regardless of how many, are ultimately external impositions placed on individuals' experiences."*

Variablen oder Orientierungsklassifikationen kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich letztlich ebenfalls bei allen diesen erhobenen Variablen und Klassifikationen um selbstgetroffene Einschätzungen der Proband/inn/en handelt, sodass bei so einem nach wie vor heiklen Thema wie der sexuellen Orientierung [vgl. Seise et al., 2002] wohl kaum von einer immer oder überwiegend wahrheitsgetreuen Beantwortung ausgegangen werden kann, sondern vielmehr eine Antworttendenz in Richtung sozialer Erwünschtheit[73] [vgl. Kothgassner & Stetina, 2011, S. 133] zu beobachten sein wird. Keiner geringen Anzahl von Personen werden die vorgegebenen Skalen aber immer zu einengend oder unzutreffend für ihre eigene Positionierung erscheinen [vgl. Weinrich, 2014, S. 553]. Trotzdem werden diese Probleme der selbstgetroffenen Kategorisierung und der damit einhergehenden, zu erwartenden hohen Fehlerquote nur von wenigen Forscher/innen im sexualwissenschaftlichen Bereich in ihren Ergebnisdarstellungen dezidiert erörtert.

3.6 Psychophysiologische Objektivierungsversuche

Die psychophysiologischen Objektivierungsversuche im Bereich der Sexualforschung zum Konzept einer sexuellen Orientierung zielen darauf ab, Fehlerquellen wie zum Beispiel die subjektive Selbstkategorisierung der Proband/inn/en (z. B. Antworttendenz in Richtung sozialer Erwünschtheit), vorschnelle Zuordnungen lediglich auf Grundlage des aktuellen Beziehungsstatus (z. B. Ehe, eingetragene Partnerschaft, Lebensgemeinschaft) oder Fehleinschätzungen hinsichtlich der eigenen gegen- und gleichgeschlechtlich sexuellen Anteile etc. möglichst auszuschalten oder zumindest zu relativieren.

Psychophysiologische Messmethoden sind vor allem aus dem Bereich des Biofeedbacks (z.B. *„Herzfrequenz und Herzfrequenzvariabilität, Hautleitwert und Hauttemperatur,*

[73] Kothgassner & Stetina [2011, S. 133] schreiben zur *„Antwort nach sozialer Erwünschtheit“*: *„Die Antwort wird nicht nach der persönlichen Einstellung oder dem eigenen Befinden festgesetzt, sondern aufgrund der (geglaubten) sozialen Erwünschtheit, meist mit der Absicht einer positiven Selbstdarstellung. Dies kann sowohl bewusst als auch unbewusst erfolgen.“*

Elektroenzephalogramm und Elektromyogramm" [Glenk, 2011, S. 204]) sowie der Cortisolanalyse[74] bekannt und werden in zahlreichen medizinischen sowie psychologischen Anwendungsfeldern zur Behandlung und (Verlaufs-)Diagnose von vor allem stressbedingten Erkrankungen eingesetzt [vgl. Glenk, 2011, S. 204 ff.]. Grundsätzlich geht es in der empirischen Psychophysiologie um die *„Erforschung der Beziehung zwischen physiologischer Aktivität und psychologischen Prozessen beim Menschen mit nichtinvasiven Beobachtungsmethoden"* [Pinel, 1997, S. 18]. Im Bereich des Konzepts einer sexuellen Orientierung werden psychophysiologische Messverfahren vor allem zum Detektieren von physiologischen Reaktionen auf die visuelle und/oder akustische Darbietung von Videos, Bildern und/oder Tonspuren mit sexuellen, pornografischen Inhalten verwendet. Die physiologische Reaktion wie ein erhöhter Blutzufluss in die Vulva bzw. den Penis oder ein spezifisches Blickbewegungsprofil werden als Indiz einer sexuellen Erregung (engl. „sexual arousal"), eines sexuellen Interesses bzw. Verlangens aus- und gewertet.

In Nordamerika hat sich hierzu die sogenannte „penile Plethysmographie (PPG)"[75] seit ihrer Entwicklung in den 1950er-Jahren immer stärker im wissenschaftlichen, aber auch klinischen Bereich etabliert [vgl. Trottier et al., 2014, S. 946].[76] Zwei Methoden können unterschieden werden, nämlich die „penile Luftverdrängungsplethysmographie" oder auch „volumetrische penile Plethysmographie" sowie die „penile Dehnungsmessplethysmographie". Bei der „volumetrischen penilen Plethysmographie" wird dem Probanden ein Zylinder über den Penis gestülpt, der am Penisschaft mit einer Manschette luftdicht abgeschlossen ist, sodass indirekt über die Luftdruckmesswerte Volumensänderung des Penis errechnet werden können. Bei der „penilen Dehnungsmessplethysmographie" werden dem Probanden um den Penisschaft und manchmal auch unmittelbar unterhalb der Eichel eine elastische Schlaufe mit eingebauten Deh-

[74] Glenk [2011, S. 210] schreibt zum Cortisol: *„Das Nebennierenrindenhormon Cortisol, das umgangssprachlich auch als ‚das' Stresshormon bekannt ist, kann im Blut (invasiv) oder Speichel (nichtinvasiv) gemessen werden."*

[75] Bei der penilen Plethysmographie (PPG) oder auch Phallografie (pallometrische Messung) wird mittels eines Messgerätes das Penisvolumen oder der Penisumfang konstant gemessen.

[76] Trottier et al. [2014, S. 946] schreiben zur Verbreitung der „penilen Plethysmographie" in Nordamerika: „In North America, penile plethysmography (PPG) is considered to be the gold standard in sexual preferences assessment and is widely used in research and clinical settings alike."

nungsmessfühlern platziert, um darüber indirekt die Genitaldurchblutung über den Penisumfang zu messen. In den 1960er-Jahren kam ein Untersuchungsverfahren für Probandinnen hinzu, nämlich die sogenannte „vaginale Photoplethysmografie (VPPG)“ und viel später dann noch die „klitoriale Photoplethysmografie (KPPG)“, welche die klitoriale Durchblutung misst und als weiterer, eventuell genauerer Erregungsparameter bei Probandinnen diskutiert wird [vgl. Gerritsen, et al., 2009; Döring & Bortz, 2016a, S. 525].

Zu Beginn wurde die PPG in Nordamerika überwiegend im forensischen Bereich dazu verwendet Sexualstraftäter von nicht straffälligen Personen zu differenzieren [vgl. Becker et al., 1992; Serin et al., 1994; Howes, 1998; Marshall & Fernandez, 2000; Witt et al., 2011, S. 107 f.]. Hier wurden homosexuelle Personen teilweise auch noch als eigene Probandengruppe bzw. Kategorie genannt [vgl. Abel et al., 1981; Proulx et al., 1993]. Dieses forensische Anwendungsfeld der PPG bei Sexualstraftätern wird bis heute intensiv beforscht und eigene „Erregungsprofile“ von Sexualstraftätern erstellt [vgl. Michaud & Proulx, 2009]. Es kamen aber auch ziemlich bald erste Bedenken an der Validität und Reliabilität der gemessenen Daten mittels der PPG auf [vgl. Freund et al., 1998, Rowling, 1999]. Auch die Möglichkeit der Probanden, ihre erektile Reaktion auf sexuelle Stimuli zu beeinflussen, konnte nachgewiesen werden [vgl. Proulx et al., 1993; Golde et al., 2000], sodass begonnen wurde, nach Kombinationen mit anderen Erhebungsmethoden zu suchen [vgl. Marshall & Fernandez, 2000, S. 817] und mittels komplizierter Testabläufe bzw. Assessments die Validität und Reliabilität zu erhöhen [vgl. Marshall, 2004]. Weder die Hinzunahme weiterer psychophysiologischer Parameter wie Hautleitwert, Hauttemperatur sowie Herzfrequenz [vgl. Golde et al., 2000] oder die kontinuierliche, begleitende Schilderung der Probanden, was sie auf dem Bild- und Videomaterial wahrnahmen [vgl. Mahoney & Strassberg, 1991], sowie auch eine begleitende semantische Aufgabe [vgl. Proulx et al., 1993; Harris et al., 1999] konnten die Validität und Reliabilität der PPG nicht entsprechend erhöhen, sodass bei der PPG von keinem validen und reliablen Verfahren für die Feststellung der sexuellen Präferenz ausgegangen werden kann [vgl. Marshall & Fernandez, 2000, S. 812 ff.; Trottier et al., 2014, S. 952].

So schlug die PPG bei rund einem von drei Männern bei visuellem und auditivem Stimulusmaterial mit pädophilen Inhalten (27,7 %) und Viktimisierung eines Kindes (36,2 %) in

einer forensischen Untersuchung von Firestone et al. [2000] innerhalb einer Vergleichsgruppe junger Männer (N=47) an. Bei mehr als einem Drittel der Männer aus der Vergleichsgruppe konnte ein erhöhter Blutzufluss in den Penis in der PPG mittels einer Manschette um die Mitte des Penis gemessen werden, wenn visuelles oder auditives Stimulusmaterial einer Viktimisierung eines Kindes zu sehen oder hören war. Diese jungen Männer aus der Kontrollgruppe wiesen in ihren Biographien bis zum Zeitpunkt der Untersuchung keine psychischen Erkrankungen oder (Missbrauchs-)Delinquenzen auf. Hier kann von keiner genügenden Trennschärfe ausgegangen werden, wenn bei einem Drittel der Probanden einer Kontrollgruppe in der PPG unter dem spezifischen Stimulusmaterial ein erhöhter genitaler Blutzufluss gemessen wurde. Die Studie von Firestone et al. [2000] zeigt, dass die PPG ein unzuverlässiges Verfahren ist, um pädophile Sexualstraftäter aus einer Vergleichsgruppe von bis dato diesbezüglich unauffälligen Männern zu detektieren.

Eine andere sexualwissenschaftliche Arbeit eines Forscherteams um den amerikanischen Psychologen Ray Milton Blanchard, der mittels PPG zum Thema sexuelle Präferenz forscht, zeigte anhand phallometrischer Messungen an 2.278 Männern, dass alle Probanden auf alle sechs Stimulusarten (dazu passende Nacktaufnahmen und über Kopfhörer abgespielte Geschichten), nämlich Frauen (*„adult women“ – „AW“*), pubertierende Mädchen (*„pubescent girls“ – „PG“*), vorpubertäre Mädchen (*„prepubescent girls“ – „PPG“*), vorpubertäre Buben (*„prepubescent boys“ – „PPB“*), pubertierende Buben (*„pubescent boys“ – „PB“*) und Männer (*„adult men“ – „AM“*), mehr oder weniger starke Volumenserhöhungen in den Messwerten der PPG zeigten [siehe Abb. 4]. Im Gruppenbildungsprozess gab es auch noch zusätzlich zu den sechs spezifischen Stimuluskategorien eine neutrale Stimuluskategorie (Landschaftsbilder). Aus den PPG-Messungen der Probanden zu jeder Stimuluskategorie wurde der Mittelwert berechnet und die Probanden nach ihren höchsten Mittelwerten zu einer dem Stimulusmaterial entsprechenden Kategorie (z. B. AW, PG, PPG usw.) zugeordnet. Daten von Probanden, die bei zwei Kategorien oder bei der neutralen Kategorie die höchsten Werte zeigten, wurden aus der weiteren Datenanalyse ausgeschieden. Das traf auf 75 Probanden zu. Daten von weite-

ren 291 Probanden mussten ausgeschieden werden, weil *„phallometric group-assignment could not be supported by either their self-report or their known sexual history“* [Blanchard et al., 2012, S. 17]. Schließlich mussten noch Daten von weiteren 81 Probanden aufgrund einer unzureichenden Reaktion ihres Penisses ausgeschieden werden [Blanchard et al., 2012, S. 17]. Insgesamt wurden also Datensätze von 447 Probanden (16 %) vor der eigentlichen statistischen Datenanalyse ausgeschieden, weil sie nicht der Ergebnisstruktur entsprachen, die das Forschungsteam haben wollte. Alle anderen Pro-

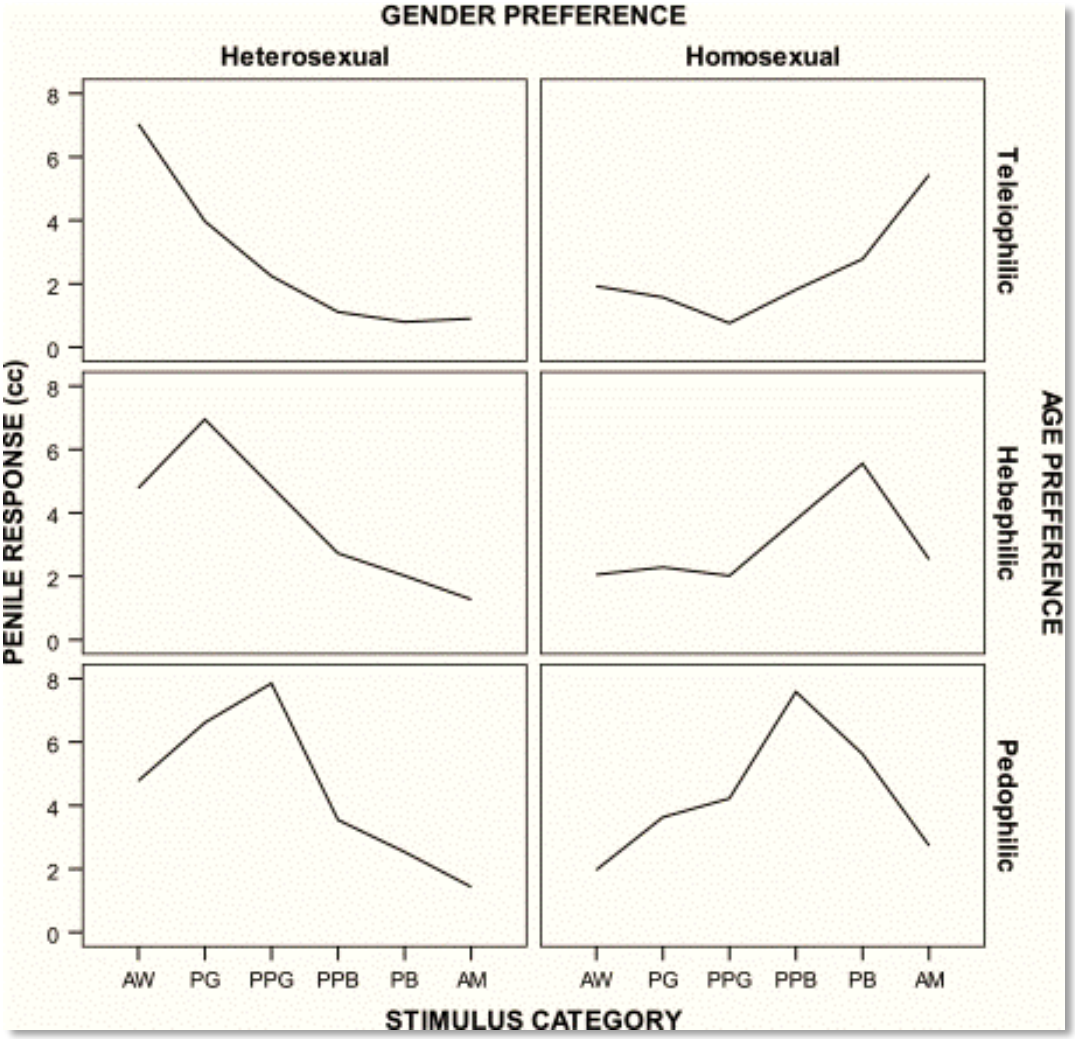


Abb. 4 **PENILE PLETHYSMOGRAPHIEPROFILE VON SECHS PROBANDENGRUPPEN**
nach Geschlechts- und Altenspräferenz eingeteilt.
Volumensanstieg des Penis in „cc“ (cm^3 bzw. ml) auf einer Skala von 0 bis 8 cc.
Verwendete Stimuluskategorien: AW – erwachsene Frauen, PG – pubertäre Mädchen, PPG – präpubertäre Mädchen, PPB – präpubertäre Buben, PB – pubertäre Buben, AM – erwachsene Männer.
[Blanchard et al., 2012, S. 15]

banden (N=2278) wurden anhand ihres höchsten Wertes in den statistisch ausgewerteten PPG-Daten einer der sechs Kategoriengruppen nach Geschlechtspräferenz (hetero- versus homosexuell) und nach Alterspräferenz („teleiophil, hebephil sowie pädophil“[77]) zugeordnet. In der angewendeten volumetrischen PPG wurde die Zu- oder Abnahme des Penisvolumens in „cc“[78] gemessen und auf einer Skala von 0 cc bis 8 cc für die einzelnen Kategorien angegeben. Die Spitzenwerte der Volumenszunahme lagen hier alle unterhalb der 8 cc, um ein Größenverhältnis anzugeben, bei einer pharmakostimulierten maximalen Erektion wurde bei einer Untersuchung von Lehmann et al. [1999, S. 165] ein durchschnittlicher Volumensanstieg von 50 ± 18 ml gemessen, also einem Vielfachen des Volumensanstieges der Spitzenwerte bei der Studie von Blanchard et al. [2012]. Der Volumensanstieg bei einer Erektion ist aber von vielen Faktoren abhängig, wie Alter des Probanden,[79] Länge und Umfang des Penisses, aber auch zahlreichen Krankheitsbildern, sodass solche Volumensanstiegswerte nur relativ gesehen werden können [vgl. Lehmann et al., 1999]. Bei einem Volumensanstieg von lediglich 8 cc, also 8 ml, kann aber nicht einmal bei einem kleinen Penis von einer Erektion gesprochen werden. Ein solcher Volumensanstieg des Penisses würde für eine Penetration nicht annähernd ausreichen. Andererseits lässt die Untersuchung auch andere Interpretationen zu, die freilich von den Autoren Blanchard et al. [2012] nicht erwähnt wurden, nämlich die große Streuung der Volumensanstiege durch alle Gruppen und Stimulusarten. Es reagierten auch alle ausgewiesenen homosexuellen Gruppen auf die Stimulusart „erwachsene Frauen“ und umgekehrt auch alle heterosexuellen Gruppen auf die Stimulusart „erwachsene Männer“. Gerade weil die Messwerte aufgrund ihrer geringen Ausprägung kaum Aussagekraft haben und sich eher tendenziell voneinander unterscheiden, kann hier eher von

---

[77] Die Präferenz auf eine bestimmte Altersgruppe wird auch als „Chronophilie“ bezeichnet. „Teleiophilie“ ist hierbei die Präferenz auf Erwachsene, „Hebephilie“ auf Pubertierende und „Pädophilie“ auf Vorpubertierende.

[78] „cc“ steht im Englischen für „cubic centimeter“ (auf Deutsch: Kubikzentimeter) und wird im Deutschen mit „cm^3“ abgekürzt. „cc“ ist also eine Abkürzung für ein Volumenmaß und kann ganz einfach in Milliliter umgewandelt werden, weil 1 cc entspricht genau 1 ml.

[79] Lehmann et al. [1999, S. 165] schreibt zum Faktor des Alters der Probanden: *„Dabei stellten wir bei Männern unter 54 Jahren (medianes Alter der untersuchten Population) eine Zunahme des Penisvolumens von 15,9 auf 72,3 ml (n= 41) und bei Männern ≥ 54 von 13 auf 56,3 ml (n= 33) fest.“*

einem generell leichten Penisvolumensanstieg auf alle Stimulusarten bei allen Probandengruppen ausgegangen werden. Es fehlen aber bis dato auch empirisch fundierte Normwerte für die PPG, und infolgedessen ist keine wissenschaftlich seriöse Vergleichbarkeit gegeben, sodass die Validität auch bei diesem Gesichtspunkt nicht gegeben ist [vgl. Laws, 2003] [siehe Abb. 4].

Eine Möglichkeit, die Aufmerksamkeitsfokussierung auf die dargebotenen sexuellen Stimuli zu kontrollieren, sehen Trottier et al. [2014] in der begleitenden Verwendung der sogenannten „Eye-Tracking“[80]-Methode zur PPG. Diese „Eye-Tracking“-Methode wird seit Beginn des 21. Jahrhunderts intensiv in der (vor allem forensischen) Sexualforschung ebenfalls zur Verifizierung des sexuellen Interesses (im Engl. „sexual interest“) vor allem bei Sexualstraftätern genützt [vgl. Wenzlaff et al., 2015]. In den letzten Jahren wurde die Messtechnik (sogenannten „Eye-Tracker“) für die „Eye-Tracking“-Methode ständig weiterentwickelt. Reingold [2014, S. 635 ff.] sieht trotzdem die Notwendigkeit, die Messtechnik mittels spezieller Verfahren auf Validität und Reliabilität zu überprüfen, weil die Messqualität der sogenannten „Eye-Tracker“ (Hardware), aber auch die Verarbeitung der Daten durch die zugehörigen Programme (Software) noch sehr inhomogen bzw. fehlerbehaftet ist [vgl. Blake, 2013, S. 374 ff.].

In der kognitiven Wahrnehmungsforschung beschäftigen sich Forscher/innen schon lange mit der willkürlichen und unwillkürlichen Selektion[81] von Wahrnehmungsinhalten. Ein zentrales Element im Wahrnehmungsprozess stellt die Intention dar, wodurch die Aufmerksamkeit bewusst gesteuert wird, was vor allem im Bereich der visuellen Wahrnehmung am Phänomen der *„Inattentional Blindness“*[82] (IB) beobachtet werden kann, wenn zwar etwas angesehen wird, aber keine Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist.

---

[80] Bei der „Eye-Tracking“-Methode bzw. „Okulographie“ werden die Blickbewegungen aufgezeichnet und ausgewertet. Blickbewegungsmuster, Fixationen, Sakkaden (ein schneller Sprung von einem zum anderen Fixationspunkt) sowie Regressionen (eine zurückgewandte Blickrichtung auf etwas schon zuvor Betrachtetes) können dabei registriert werden.

[81] Zur willkürlichen perzeptiven Selektion schreibt Prinz [1998, S. 93]: *„[…] [Wenn] die Implementierung der selektiven Wahrnehmungsintention den selektiven Wahrnehmungsprozessen selbst eindeutig vorausgeht. Dies unterscheidet die willkürliche von der unwillkürlichen Selektion. Unwillkürliche Selektion liegt vor, wenn bestimmte Ausschnitte der Reizinformation selektiv beachtet und verarbeitet werden, obgleich keine auf sie gerichtete explizite Intention vorausgeht.“*

[82] „Inattentional Blindness“ kann als „Blindheit durch Unaufmerksamkeit“ ins Deutsche übersetzt werden.

Mack [2003, S. 183] schreibt bezogen auf die Arbeit von Most et al. [2001]: *„IB highlights the intimate link between perception and attention, which is further underscored by recent evidence showing that unattended stimuli that share features with task-relevant stimuli are less likely to suffer IB than those that do not (Most et al., 2001). This new evidence illustrates the power of our intentions in determining what we see and what we do not.“* Die visuelle Wahrnehmung ist eine hochkomplexe kognitive Leistung, die vom menschlichen Gehirn erbracht, von einer Vielzahl von Faktoren beeinflusst wird und derzeit auf neuronaler Ebene noch nicht ausreichend verstanden ist [vgl. Purves, 2009, S. 248]. Es entscheidet sich im Gehirn, was und wie von den eingehenden Informationen über die Sehnerven von den visuellen Sinnesorganen, den Augen, dort auf neuronaler Ebene verarbeitet wird und letztlich wie die Intention den (selektiven) Wahrnehmungsprozess steuert. Die Aufmerksamkeit eines Menschen muss letztlich nicht dort fokussiert sein, wohin der Blick gerichtet ist [vgl. Remington, 1980; Henderson, 1992; Stelmach et al., 1997].

So zeigt sich, dass die PPG als auch die „Eye-Tracking“-Methode in der bis dato in der Sexualwissenschaft angewendeten Form nicht die Interpretationsschlüsse zulässt, die von Forscher/innen getroffen werden, nämlich die dargebotenen sexuellen Stimuli, ob nun in visueller und/oder auditiver Form, mit gemessenen Werten einer gleichzeitig durchgeführten PPG bzw. „Eye-Tracking“-Methode zu korrelieren und daraus kausale Rückschlüsse auf eine sexuelle Präferenz bzw. Orientierung zu ziehen. Das Gehirn spielt nämlich bei der Steuerung der psychophysiologischen Reaktion einer sexuellen Erregung eine zentrale Rolle [vgl. McKenna, 1999], und schon die Erektion für sich ist ein hochkomplexer Vorgang im menschlichen Körper, der nicht unbedingt immer und ausschließlich mit einer sexuellen Erregung zusammenfallen muss, wie zum Beispiel anhand morgendlicher Erektionen, spontaner Erektionen oder Erektionen bei Hirntoten zu sehen ist. So schreibt Carroll [2011, S. 23], bezogen auf erektile Dysfunktionen: *„Because the brain is intimately involved in the control of erections, a wide veriety of psychological factors impact erectile response and may lead to erectile dysfunction (ED).“* Die bisherige Datenlage zeigt, dass sich die physiologische Reaktion in Form einer Volumenszunahme des

Penisses auf (Bild- und/oder Ton-)Material mit sexuellem Inhalt bei einer PPG nicht automatisch einstellt, sondern von den Probanden auch bewusst beeinflusst werden kann [vgl. Proulx et al., 1993; Golde et al., 2000]. So könnte der tendenzielle Volumensanstieg bei allen Probandengruppen auf alle Stimulusarten bei der dargestellten Untersuchung von Blanchard et al. [2012] auch auf die Untersuchungsart, -durchführung und -situation zurückzuführen sein, aber eben auch auf das *„polysexuelle Vermögen“* [Sigusch, 2013, S. 457] des Menschen.

Döring & Bortz [2016a, S. 528] schreiben spezifisch zum Interpretationsproblem von psychophysiologischen Messungen: *„Besonders hervorgehoben wurde zudem die Notwendigkeit, physiologische Parameter im Hinblick auf psychische Prozesse stets differenziert zu interpretieren. Das gilt besonders für unspezifische physiologische Reaktionen (z.B. kardiovaskuläre oder elektrodermale Indikatoren), denn beschleunigter Herzschlag oder verstärktes Schwitzen kann mit ganz unterschiedlichen positiven wie negativen Erlebensqualitäten einhergehen. Das gilt aber auch für spezifische physiologische Parameter wie die Genitaldurchblutung, die offenbar nicht mit erlebter sexueller Erregung gleichzusetzen ist.“*

3.7 Zusammenfassung

Die sexuelle Orientierung als Forschungsgegenstand kennzeichnet sich bis dato durch ihre unspezifische, uneinheitliche, ungenaue sowie fehlende wissenschaftlich fundierte Konzeption aus. Trotzdem wird dieser Forschungsgegenstand reichlich beforscht und die Konzeption einer sexuellen Orientierung unhinterfragt auch im empirischen Bereich vielfach als gegebene Entität verwendet. Das Konzept einer sexuellen Orientierung mit ihren stereotypen Begrifflichkeiten, nämlich Hetero-, Homo- und Bisexualität, resultiert aus einem langen Bestreben, die menschliche Sexualität(en) zu polarisieren und zur Identität von Menschen zu machen. Seit dem ersten Auftreten dieser Begrifflichkeiten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird um deren empirische Fundierung im Wissenschaftsbereich disputiert. Die Konstruktivist/inn/en halten das Konzept einer sexuellen Orientierung für ein künstlich geschaffenes, während die Essentialist/inn/en es für eine Entität des Menschen postulieren, ohne dafür bis dato einen empirischen Beleg

trotz massiver diesbezüglicher Forschungsbestrebungen geliefert zu haben [vgl. De-Cecco & Elia, 1993]. In keinem anderen Forschungsfeld wird die Essentialismus-Konstruktivismus-Kontroverse daher so erbittert geführt wie in der Sexualforschung und spaltet die Scientific Community in zwei Lager.

Ein zentrales Problem der Konzeption einer sexuellen Orientierung ist ihre ungenaue, unspezifische Definition. Es ist meist völlig unklar, ob damit nur die Verhaltensebene und/oder auch die Erlebensebene der Menschen subsumiert ist, aber auch welcher zeitliche Beurteilungsrahmen herangezogen wird, also auch weit zurückliegende sexuelle Erfahrungen, Fantasien und/oder Selbstidentifikationen inkludiert sind. Vielfach werden im Wissenschaftsbereich diese Probleme der Operationalisierung und Definition einfach ausgeklammert, die Selbstdefinition bzw. Selbstkategorisierung von Proband/inn/en als Indiz für die sexuelle Orientierung genommen und unhinterfragt sowie fälschlicherweise daraus postulierte homogene Proband/inn/en/gruppen gebildet. Daten aus Forschungsarbeiten, die solcherart Proband/inn/en/gruppen gebildet und verwendet haben, verletzen grundlegende Prinzipien des wissenschaftlichen Arbeitens, sind nicht lege artis ausgeführt und können demzufolge keine empirische Relevanz beanspruchen, wenn es um das Auffinden physischer und/oder psychischer Entitäten zum Konzept einer sexuellen Orientierung gehen soll.

Die bisherigen Operationalisierungen des Konzeptes einer sexuellen Orientierung beim Menschen haben gezeigt, dass bei Erweiterung der zur Verfügung gestellten Auswahl sexueller Orientierungen, Identitäten oder Ausprägungsmöglichkeiten auf den verwendeten Skalen zu den einzelnen Indikatoren, Variablen oder Items einer Selbsteinschätzung, die stereotype Dreiteilung in Hetero-, Bi- und Homosexualität nicht mehr hält, sich ein breites Feld an möglichen Überschneidungen auftut und alles in Richtung Kontinuums- oder Spektrumsansatz weist [vgl. Vrangalova & Savin-Williams, 2012; Korchmaros et al., 2013; Epstein & Robertson, 2014; Klein, 2014; Savin-Williams, 2014; Weinrich et al., 2014].

Sexualforscher wie Kinsey und Klein, die beide Versuche einer Operationalisierung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung vornahmen, erkannten auf Grundlage ihrer empirischen Arbeit, dass bei allen Menschen ein grundsätzlich *„polysexuelles Vermögen“*,

wie es Sigusch [2013, S. 457] in Anlehnung an die *„polymorph perverse Veranlagung“* von Sigmund Freud [1991, S. 93] ausdrückte, gegeben ist. Daher interessierten sich beide Protagonisten einer modernen Sexualforschung für die *„vollständige Sexualgeschichte“* [Kinsey et al., 1964, S. 612], aber auch für eine Idealvorstellung [vgl. Klein, 2014, S. 341 ff.] ihrer Proband/inn/en, um so ein möglichst umfassendes Bild des individuellen sexuellen Erlebens- und Verhaltensvermögens zu erhalten und um die diesbezügliche Lebens- und Einstellungswirklichkeit der Menschen möglichst in deren biographischen Daten, ihrer gegenwärtigen Gegebenheiten, aber auch einer idealtypischen Darstellung vollständig zu erfassen.

Bis heute fehlt infolgedessen eine klare, einheitliche Definition des Konzepts einer sexuellen Orientierung, und alle bisherigen Versuche einer Operationalisierung dieses Konzeptes haben eher gezeigt, dass die Sexualität eines Menschen sich nicht so einfach in Kategorien aufteilen lässt. Hierunter lassen sich dann auch die bisherigen psychophysiologischen Objektivierungsversuche mittels der penilen, vaginalen sowie klitorialen „Plethysmographie“, aber auch die „Eye-Tracking“-Methode subsumieren. Es handelt sich dabei immer um im Labor gewonnene Messdaten zu einem hochkomplexen biopsychosozialen Erlebens- und Verhaltensbereich des Menschen, der in seiner Komplexität noch nicht hinreichend genug verstanden ist, um aus physiologischen Messdaten empirisch fundierte Rückschlüsse auf unzureichend definierte Konstrukte wie sexuelle Erregung oder sexuelle Orientierung anzustellen. So schreibt Rowling [1999, S. 14] dazu: *„The laboratory study of sexual response will continue to be limited by its inability to address broader relationship factors and sociocultural variables, both of which are critical to understanding healthy sexual response. Such issues simply cannot be examined by psychophysiological research as it is currently conceptualized and designed.“* Laborsituationen sind pointiert ausgedrückt nicht die klassischen, alltäglichen Situationen, in denen ein Mensch für gewöhnlich sexuelle Stimuli hört oder visualisiert und damit darauf reagiert. Menschen sind für gewöhnlich auch nicht an Apparaturen angeschlossen, die in einer so schon ungewöhnlichen Situation ihre Genitaldurchblutung oder Blickrichtung detektieren. Gerade im Feld der Sexualforschung zu einem Konzept der sexuellen Orientierung stellt sich aber auch die Frage, ob Ton- und Bildmaterial als Stimulusmaterial

einer irgendwie gearteten sexuellen Präferenz, die auf lebendige Menschen abzielt, dem wissenschaftlichen Gütekriterium der Validität entspricht [vgl. Rowling, 1999, S. 8 ff.]. Gerade im sexuellen Bereich spielt sich vieles in der Psyche (Imagination, Fantasie) ab, wenn es um Erregungsprozesse geht. Diese Vorgänge können bis dato und wohl auch in absehbarer Zukunft aber nur durch Fragebögen, Exploration oder subjektive Schilderung erschlossen werden, wo wir dann wieder bei den Themen der *„Antwort nach sozialer Erwünschtheit"* [Kothgassner & Stetina, 2011, S. 133] und Selbstkategorisierung bzw. -einschätzung angelangt sind. Diese zahlreichen, hochkomplexen Störvariablen sind in solchen sexualwissenschaftlichen Untersuchungen immer vorhandene, ganz entscheidende und wirkmächtige Einflussgrößen.

4 FORSCHUNGSBEFUNDE

Das Konzept einer sexuellen Orientierung fußt auf einem Geschlechterdualismus, nämlich Mann versus Frau, mit der Implikation einer entsprechenden Geschlechts- und sexuellen Orientierungsidentität – im Sinne der Trias Hetero-, Bi- und Homosexualität – eines jeden Menschen. Das Konstrukt Geschlecht in seiner aktuellen, immer noch vorherrschenden Definition setzt sich aus dem biologischen, psychologischen und sozialen Geschlecht zusammen. Wobei die performative Zuordnung eines Geschlechtes, einer postulierten binären, genitalen Dichotomie folgend, durch die ärztlichen und/oder hebammischen Geburtshelfer/innen bzw. durch den Einsatz moderner Ultraschalltechnik meist schon vor der Geburt bei routinemäßigen pränatalen Untersuchungen anhand der Genitalien erfolgt. Die Genitalien, wie alle anderen biologischen Geschlechtsmerkmale (chromosomale, gonadale, morphologische), entwickeln sich aber nicht nach einem Entweder-oder-Dualismus, sondern folgen einem Spektrum an Möglichkeiten. Wo die äußeren und/oder auch die inneren Geschlechtsmerkmale von der postulierten Norm augenscheinlich abweichen, sehen sich medizinische Fachdisziplinen berufen, Störungen der Geschlechtsentwicklung und damit Krankheiten zu diagnostizieren (Pathologisierung) und „angleichende“ operative, pharmakologische oder therapeutische Maßnahmen zu ergreifen, um einen postulierten Normzustand herzustellen, obwohl in den überwiegenden Fällen kein medizinischer Behandlungsbedarf vorliegt. Zehnder [2014, S. 7] spricht von *„zwanghaftes eindeutig Machen“* und sieht alle diesbezüglichen medizinischen Handlungen als *„invasives Verfahren zur Produktion von Zweigeschlechtlichkeit“.* Der durch Betroffene vorangetriebene bzw. forcierte Diskurs zur Intersexualität und Transsexualität seit Beginn des 21. Jahrhunderts hat zu einer verstärkten In-Frage-Stellung des Geschlechterdualismus und neuen Betrachtungsweisen von Konzeption des Geschlechts in der Sexualwissenschaft geführt. Biologische Geschlechtsvarianten bzw. -vielfalt wird zunehmend auch im Bereich des scheinbar „Normalen“ erforscht und eine große Variationsvielfalt zum Beispiel in der Größe von Penissen festgestellt [siehe Abb. 2]. Manche Forscher/innen postulieren mittlerweile auch mehr als zwei unabhängig von einander existierende Geschlechter, so zum Beispiel die US-amerikanische Biologin

Anne Fausto-Sterling [2000], die ein Fünf-Geschlechter-Modell vertritt und Testosteron sowie Östrogen nicht als Geschlechtshormone, sondern als Wachstumshormone bezeichnet. In der Medizin wird die intersexuelle Geschlechtsentwicklung mittels der fünf Grundtypen nach Overzier [vgl. Zumbusch-Weyerstahl & Teschner, 2013, S. 47] eingeteilt, wobei hier der Fokus auf eine postulierte „Anomalie", die krankheitswertige Diagnosen mit sich bringen, gelegt ist [siehe Abb. 5]. Es gibt natürlich noch weitaus mehr

Abb. 5 **GRUNDTYPEN DES INTERSEXUELLEN UROGENITALSYSTEMS** (nach Overzier)
I „rein weiblicher" Phänotyp
II gemeinsame Harnröhrenmündung für Harnröhre und Vagina
III Urogenitalkanal persistiert für Harnröhre und Vagina
IV Vagina kann zur Körpermitte hin in die Harnröhre münden, und ein Penis mit Harnröhre oder Hypospadie kann vorhanden sein
V „rein männlicher" Phänotyp mit mehr oder weniger stark ausgeprägter Gebärmutter
[Zumbusch-Weyerstahl & Teschner, 2013, S. 47]

verschiedene Geschlechtsvariationen als die nach Overzier beschriebenen, und demzufolge verweist die Variabilität der Morphologie des Geschlechts auf ein Spektrum der Ausprägungsmöglichkeiten, wie dies schon lange als physiologisches Grundprinzip erkannt wurde [vgl. Blackless et al., 2000; Voß, 2013a, S. 25].[83]

Der Natur wird immer professioneller von medizinischer und kosmetischer Seite auf die Sprünge geholfen, wenn die äußeren, aber auch inneren biologischen Geschlechtsmerkmale nicht diesem binären Geschlechterkanon entsprechen oder Menschen eine Geschlechtsanpassung wünschen. Im Falle von Kindern in den meisten Fällen zu Unrecht durchgeführt, bei erwachsenen Menschen, in einer mittlerweile hohen Perfektion, wenn man zum Beispiel Top-Models wie den Deutschen Benjamin Melzer oder den

[83] Schiebler & Schmidt [1991, S. 134] schreiben zur natürlichen Variabilität: *„Von der Norm, dem ‚Idealplan', wie er im anatomischen Atlas aufgrund von statistischer Häufigkeit dargestellt wird, gibt es Abweichungen, Varietäten oder Varianten. Nicht die Norm ist in der Natur das Normale, sondern die Variabilität."*

Amerikaner Laith Ashley De La Cruz betrachtet. Aber auch sonst werden die menschlichen Körper nach dem binären Geschlechterkanon in Form gebracht, um die natürliche Variabilität einem strikten Polaritätsstreben zu unterwerfen. In der Medizin hat sich dazu eine eigene Disziplin innerhalb der Plastischen Chirurgie entwickelt, nämlich die sogenannte „Rekonstruktive und Ästhetische Intimchirurgie“ [vgl. Zeplin, 2017].

Das Konzept einer sexuellen Orientierung mit seiner stereotypen Dreiteilung Hetero-, Bi- und Homosexualität basiert vornehmlich auf dieser binären Geschlechterkonstruktion, was sich neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge [vgl. Voß, 2011a, 2011b] als zu eindimensional bzw. simplifizierend gedacht herausstellt (siehe Kap. 2.2 u. 4.2), und auf einer postulierten, an den beiden bereitgestellten Geschlechtsidentitäten[84] orientierten Anziehungsdisposition.

Aus einem essentialistischen Forschungsbestreben heraus wird das Konzept der sexuellen Orientierung als gegebene Entität betrachtet und vor allem nach genetischen, hormonellen sowie neuronalen Dispositionen bzw. Determinanten gesucht. In diesem Kapitel werden zentrale, sexualwissenschaftliche Forschungsergebnisse kritisch dargestellt und diskutiert, um die Brauchbarkeit des Konzeptes einer sexuellen Orientierung im wissenschaftlichen Kontext weiter zu verifizieren.

Aus der Perspektive konstruktivistischer Forschungsbestrebungen geht es vornehmlich um Kontingenz, Historizität [vgl. Weeks, 2004, S. 65] sowie Darstellung von Widersprüchen zwischen der bisherigen wissenschaftlichen Konzeptualisierung oder scheinbar eindeutigen Forschungsergebnissen zugunsten eines Entitätsansatzes des Konzeptes einer sexuellen Orientierung und konträrer empirischer Befunde. Diese Haltung wurde von dem britischen Sexualforscher und Soziologen Jeffrey Weeks in einem Gespräch mit

[84] Butler [1991, S. 206] schreibt zur Konstruktion der Geschlechtsidentität: *„Ähnlich wie andere rituelle gesellschaftliche Inszenierungen erfordert das Drama der Geschlechtsidentität eine wiederholte Darbietung. Diese Wiederholung ist eine Re-Inszenierung und ein Wieder-Erleben eines bereits gesellschaftlich etablierten Bedeutungskomplexes – und zugleich die mundane, ritualisierte Form seiner Legitimation. Obgleich es die individuellen Körper sind, die diese Bezeichnungen in Szene setzen, indem sie zu kulturell erzeugten Formen der Geschlechtsidentität (gendered modes) stilisiert werden, ist diese ‚Handlung‘ öffentlich: Sie hat eine zeitliche und kollektive Dimension, und ihr öffentlicher Charakter ist kein Zufall. Tatsächlich wird die Performanz mit dem strategischen Ziel aufgeführt, die Geschlechtsidentität in ihrem binären Rahmen zu halten – ein Ziel, das sich keinem Subjekt zusprechen läßt, sondern eher umgekehrt das Subjekt begründet und festigt.“*

dem deutschen Sexualforscher Gunter Schmidt mit folgenden Worten prägnant beschrieben [Weeks, 2004, S. 65]: *„Wir müssen die Kategorien Homosexualität und Heterosexualität historisieren und anerkennen, dass sie keine ontologischen Kategorien sind. Sie sind doch nur Fiktionen. Sie sind Erfindungen unseres Kopfes, und was wir erfinden, können wir auch weg-erfinden. Das heißt nicht, dass wir die Besonderheit unseres sexuellen Verlangens nicht emotional besetzen, und selbstverständlich wird unser sexuelles Verlangen besonders effektiv dadurch organisiert, dass wir uns soziale Welten schaffen, in denen wir es verwirklichen können."*

Die neueren, wissenschaftlichen Befunde weisen vornehmlich auf eine enge Verknüpfung zwischen biologischen, psychologischen und soziologischen Aspekten sowohl im Bereich der Geschlechtlichkeit als auch der menschlichen Sexualität(en) hin. Eine Synthese der Ergebnisse aus den unterschiedlichen Blickwinkeln dieser Wissenschaftsbereiche wird in diesem Kapitel in der Zusammenfassung erörtert.

Zuvor werden relevante Aspekte für die vorliegende Arbeit der psychoanalytischen Sexualtheorie von Sigmund Freud erörtert und dabei der Fokus auf sein diesbezüglich bedeutendstes Werk, nämlich *„Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie"* [Freud, 1991] gelegt, weil dieses Buch wie kein anderes den Diskurs zur menschlichen Sexualität im 20. Jahrhundert prägte und bis heute nachwirkt.

4.1 Psychoanalyse

Zum Thema sexuelle Orientierung darf der Name Sigmund Freud nicht fehlen, gilt er doch als Begründer der einflussreichsten und am weitesten verbreiteten Sexualtheorie weltweit. Eine *„polymorph perverse Anlage"* [Freud, 1991, S. 93] und die *„infantile Sexualität"* [Freud, 1991, S. 75 ff.] stellten Meilensteine eines neuen Fokus auf die menschliche Sexualität in der Zeit ihres Entstehens dar, welche die Relativierung einer damals vorherrschenden normopathisch, genital orientierten Sichtweise auf Sexualität und der Entschlüsselung kindlicher Sexualimpulse implizierten [vgl. Quindeau, 2008, S. 16]. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war diese Sichtweise revolutionär,[85] wenn man sich vor

[85] Sigmund Freud hat sein Buch „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" 1905 veröffentlicht.

Augen führt, *„dass das ganze 19. Jahrhundert psychiatrisch beherrscht war von der Vermessung und Aussonderung alles Abweichenden“* [Freud, 1991, S. 10][86] und einem allzu mechanischen Denken, das sich auf alle Lebensbereiche des Menschen auswirkte [vgl. Freud, 1991, S. 14]. Der Text in Freuds *„Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“* [Freud, 1991] muss daher im Verständnis des historischen Kontextes der Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelesen werden. Freud gliedert seine Sexualtheorie in *„drei Abhandlungen“,* nämlich *„Die sexuellen Abirrungen“*, *„Die infantile Sexualität“* und *„Die Umgestaltung der Pubertät“*. In der ersten Abhandlung fasst Freud zurückgreifend auf den damaligen Forschungsstand in der Sexualwissenschaft um die Jahrhundertwende des 19. zum 20. Jahrhundert seine psychoanalytische Sexualtheorie für die adulte menschliche Sexualität zusammen, während es in den beiden folgenden Abhandlungen um die kindliche und pubertäre Sexualität geht. In Freuds Buch ist ein ständiger Wechsel zwischen der Darstellung des damals vorherrschenden Denkens im Wissenschaftsbereich und Freuds eigenen Überlegungen dazu erfassbar. Die Berücksichtigung dieses Umstandes ist wesentlich für eine stimmige Lesart des Buches.

Es ist sehr bemerkenswert, dass Freud seine erste Abhandlung *„Die sexuellen Abirrungen“* nennt, um dann darin sukzessive mit der damals vorherrschenden Pathologisierung von Sexualität außerhalb des heterosexuellen Koitus aufzuräumen. So schreibt Freud [1991, S. 55] zum Beispiel zum Analsex: *„Klarer noch als im früheren Falle erkennt man bei der Inanspruchnahme des Afters, daß es der Ekel ist, welcher dieses Sexualziel zur Perversion stempelt. Man lege mir aber die Bemerkung nicht als Parteinahme aus, daß die Begründung dieses Ekels, diese Körperpartie diene der Exkretion und komme mit dem Ekelhaften an sich – den Exkrementen – in Berührung, nicht viel stichhältiger ist als etwa die Begründung, welche hysterische Mädchen für ihren Ekel vor dem männlichen Genitale abgeben: es diene der Harnentleerung. Die sexuelle Rolle der Afterschleimhaut ist keineswegs auf den Verkehr zwischen ‚Männern‘ beschränkt, ihre Bevorzugung hat nichts für das invertierte Fühlen Charakteristisches.“*[87] Freuds vorsichtige Formulierung,

[86] Dieses Zitat stammt aus einer Einleitung von Reimut Reiche, einem deutschen Soziologen, Psychoanalytiker und Sexualforscher, zur neunten, unveränderten Auflage.

[87] „Inversion“, „invertiert“ stehen synonym für ein gleichgeschlechtliches Begehren.

man möge ihm diese *„Bemerkung nicht als Parteinahme“* auslegen, verweist darauf, dass ihm im Schreibprozess bewusst war, wie skandalös eine Relativierung der vorherrschenden Pathologisierung von Analsex gesellschaftlich, aber auch innerhalb des sexualwissenschaftlichen Diskurses aufgefasst werden würde. Freud bewegte sich auf einem gefährlichen Terrain, weil er wie kaum jemand anderer seiner Zeit das Verhältnis zwischen normal versus pervers/krank im Bereich der Sexualität völlig neu bewertete und schließlich *„den Krankheitsbegriff nicht normativ und präskriptiv im Sinne einer idealen Normalität zu fassen, sondern an die individuelle Erkenntnis eines übermäßigen, jeglichen Genuss verunmöglichenden Leidens zu binden*“ suchte [Vollmann, 2014, S. 140]. Der damaligen Sprachdiktion folgend, die ebenfalls zur Historizität des Textes zählt [vgl. Buddeberg & Götzmann, 2005], bezeichnet Freud zwar alle vom „Fortpflanzungsziel“ abweichenden Sexualpraktiken als „Perversion“, stellt aber gleichzeitig fest, dass „perverse“ Sexualität keine Pathologie darstellt[88] und dass Sexualität *„ursprünglich gar nicht den Zwecken der Fortpflanzung dient, sondern bestimmten Arten der Lustgewinnung zum Ziele hat“* [Freud, 1908, S. 151, zitiert nach: Sigusch, 2013, S. 161], was im krassen Widerspruch zur damaligen Lehrmeinung stand.

Freuds ablehnenden Einstellung zu einer irgendwie gearteten „Normierung“ im Bereich der menschlichen Sexualität(en) und der Schwierigkeit, die Psychoanalyse von einem zur damaligen Zeit vorherrschenden gesellschaftlichen Normierungsprimates frei zu halten, skizziert Reimut Reiche sehr treffend in der Einleitung zur neunten Auflage von Freuds *„Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“* wie folgt [Freud, 1991, S. 12]: *„Freud ist von Anfang an bemüht, ‚das Normale‘ und die gesellschaftliche Norm nicht einfach zu übernehmen. Immer wieder sagt er nicht einfach ‚Norm‘, sondern ‚angenommene Norm‘ (z.B. unten, S. 38), sagt er nicht ‚das normale Sexualziel ist‘, sondern ‚als normales Sexualziel gilt die Vereinigung der Genitalien in dem als Begattung bezeichneten Akte‘ (unten, S. 52) – um alsbald auch noch den ‚normalsten Sexualvorgang‘ in eine Verbindungslinie*

[88] Vollmann [2014, S. 140, in Fußnote 227] schreibt zum Gebrauch des Begriffs der Perversität bei Freud: *„Für Freud ist bereits die ‚normale‘ (im Sinne von: übliche) Sexualpraxis vielfach durch vom biologischen Fortpflanzungsziel abweichende Ziele und Objekte geprägt. Diese Abweichung wird deskriptiv als ‚pervers‘ bezeichnet. Freud weist die Pathologisierung ‚perverser‘ Sexualität zurück.“*

mit den Perversionen zu stellen (ibid.). Gleichwohl kann auch die Psychoanalyse den Fallstricken der Normalität nie ganz entkommen. Diese Fallstricke sind dadurch ausgelegt, daß alle Gesellschaften danach trachten, ‚das Normale', was auch immer dies sei, zu normieren, also Normalität und Normativität in eins zu setzen. Dem Begriff ‚Genitalprimat' oder ‚Primat der Genitalzone' ist ein solches Schicksal beschieden gewesen. Er wird von Freud in einem Atemzug mit der ‚Normalität des Geschlechtslebens' gebraucht (unten, S. 108). Dadurch kommt unweigerlich ein normatives Element ins Spiel, das zu großen Mißverständnissen geführt hat. Es wird nämlich oft nicht erkannt, daß mit ‚Genitalprimat' ebensowenig wie mit ‚oraler Fixierung' oder irgendeinem anderen Begriff aus der psychosexuellen Phasenlehre ein Verhalten gemeint ist, sondern in erster Linie eine innerpsychische Disposition."

Der strikten Polarisierung bzw. Klassifizierung der menschlichen Sexualität in Hetero- versus Homosexualität um die Mitte des 19. Jahrhunderts, aber auch beginnenden Charakter- bzw. Persönlichkeitszuschreibungen als Hetero- versus Homosexuelle/r widersetzt sich Freud [1991, S. 48] ganz entschieden und schreibt dazu: *„Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, daß alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unbewußten vollzogen haben. Ja die Bindungen libidinöser Gefühle an Personen des gleichen Geschlechtes spielen als Faktoren im normalen Seelenleben keine geringere und als Motoren der Erkrankung eine größere Rolle als die, welche dem entgegengesetzten Geschlecht gelten. Der Psychoanalyse erscheint vielmehr die Unabhängigkeit der Objektwahl vom Geschlecht des Objektes, die gleich freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte, wie sie im Kindesalter, in primitiven Zuständen und frühhistorischen Zeiten zu beobachten ist, als das Ursprüngliche, aus dem sich durch Einschränkungen nach der einen oder der anderen Seite der normale wie der Inversionstypus entwickeln. Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlich-*

keit, der eine im Grunde chemische Anziehung zu unterlegen ist." Leider folgte die überwiegende Mehrheit der späteren Psychoanalaytiker/innen dieser normierungskritischen Grundhaltung und grundlegenden Skepsis gegenüber Pathologisierungsversuchen der menschlichen Sexualität(en) ihres Begründers nicht, sondern bis in die 1970er-Jahre kam es zu einer zunehmenden Verengung und Pathologisierung zum Thema Perversionen und speziell zur Homosexualität innerhalb der Psychoanalyse [vgl. Rauchfleisch, 2014, S. 357]. Beim Diskurs zur Streichung der Homosexualität als Diagnose in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts[89] aus dem „Diagnostic and statistical manual of mental disorders (DSM)" (erfolgte 1973) sowie dem „International classification of diseases (ICD)" (erfolgte erst 1991) oder auch der *„Haltung der psychoanalytischen Organisationen gegenüber homosexuellen Bewerbern"* [Gooß, 1995, S. 69] nahmen gerade viele damalige prominente Vertreter/innen der Psychoanalyse eine ablehnende Haltung ein und wurden so indirekt zu Argumentationshelfer/innen für die Pathologisierer/innen menschlicher Sexualität [vgl. Gooß, 1995, S. 68 ff.; Rauchfleisch, 1996, S. 143 ff.; Rimml, 2000, S. 20].

Die Psychoanalyse kann als Ausgangspunkt von wesentlichen psychotherapeutischen, psychologischen, soziologischen, sexualwissenschaftlichen, feministischen, queertheoretischen usw. Strömungen und eines Paradigmenwechsels [vgl. Lewandowski, 2005, S. 70 f.] gesehen werden, sodass Freuds größtes Verdienst in einer eindrucksvollen Denk- bzw. Diskursanregung, neben dem fundamentalen Gedankenerbe, das bis heute kontrovers in der Sexualwissenschaft diskutiert wird, liegt. Sigmund Freud kann insofern zurecht als einer der bedeutendsten sowie nachhaltigsten Sexualwissenschaftler des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden.

Viele Psychoanalytiker/innen nach Sigmund Freud und vor allem um die Mitte des 20. Jahrhunderts verloren diese kritische Haltung zum Normalitätsbegriff im Bereich der menschlichen Sexualität, *„vielmehr gehen sie von einem heterosexuellen Normbegehren aus, das von der anatomisch-metaphysisch vorgestellten Natur transhistorisch fixiert sei,*

[89] Rauchfleisch [2014, S. 357] verweist in Hinblick auf die unrühmliche Rolle der Psychoanalyse nach Sigmund Freud (1856–1939) in Bezug auf die einseitige Pathologisierungsdynamik: *„Beispielhaft dafür ist der Bericht über das Panel der American Psychoanalytic Association aus dem Jahre 1953 zum Thema der Perversion, womit hier vor allem Homosexualität gemeint war."*

und das zudem als homogenes postuliert wird" [Pechriggl, 2013, S. 85]. Eine solche Haltung impliziert aber gleichzeitig auch, dass alles in diesem *„heterosexuellen Normbegehren"* nicht enthaltene aus dieser Perspektive zu einem *„‚abnorm' stigmatisierten Begehren"* [Pechriggl, 2013, S. 85] führt.

Nach einem historischen Abriss des Stands der Homosexuellenforschung aus psychoanalytischer und soziologischer Sicht kommt Rauchfleisch [2002, S. 32] zu folgendem Fazit: *„Nach wie vor liegen die Wurzeln der sexuellen Orientierungen insgesamt aber weitgehend im dunkeln. Die Formulierung von Theorien zu ihrer Erklärung sind eigentlich nur insofern relevant, als sie uns Modelle liefern, an denen wir uns in Beratungen und Psychotherapien orientieren können."*

4.2 Geschlechtsorgane

Zur Geschlechtsentwicklung wurde schon im Abschnitt „2.2 Geschlechtsdualismus" dieser Arbeit darauf hingewiesen, dass sich im Wissenschaftsbereich die Erkenntnis eines Geschlechtsspektrums (bis auf die zelluläre Ebene) immer mehr durchsetzt und die starre Aufteilung der Geschlechtsentwicklung in zwei völlig unabhängige, polare Geschlechter als unzutreffend erkannt wird.

Allen primären äußeren [siehe Abb. 1] und inneren Geschlechtsorganen ist gemeinsam, dass sie in ihren anatomisch-physiologischen Strukturierungen einer großen Variabilität unterliegen, und die meisten Geschlechtsorgane entwickeln sich aus einer spezifischen, indifferenten Vorläuferstruktur, die ein Spektrum an Ausprägungsmöglichkeiten zulässt.

Wie schon im Abschnitt „2.2.1 Biologisches Geschlecht" aufgezeigt, gibt es Menschen, die bei den äußeren Geschlechtsorganen einen Penis und Hoden aufweisen und bei den inneren Geschlechtsorganen einen voll funktionstüchtigen Uterus, sodass mittels moderner medizinischer Fortpflanzungstechniken (siehe 4.8) eine Schwangerschaft ausgelöst werden könnte und die spätere Geburt eines Kindes mit Kaiserschnitt möglich wäre. Bei den meisten dieser Fälle bleibt der Uterus unentdeckt, und diese Menschen zeugen als ‚„normale", sich als heterosexuell identifizierende Männer Kinder. Häufig wird der Uterus im Rahmen von operativen Eingriffen aufgrund einer Hernie entdeckt und von

medizinischer Seite als „Müller-Gang-Persistenzsyndrom“ diagnostiziert und routinemäßig sofort oder nach Aufklärung in einer zweiten Operation entfernt, obwohl diese Männer mit ihrem Uterus im Bauch meist Jahrzehnte ohne Beschwerden gelebt haben [vgl. Sherwani et al., 2014; Agrawal & Kataria, 2015]. Daraus zeigt sich nochmals deutlich, dass ursprünglich jeder Mensch im Geschlechtsentwicklungsprozess eine Uterusanlage in sich trägt, die aber schließlich mehr oder weniger ausgebildet oder zurückentwickelt wird. Umgekehrt gibt es auch Menschen mit Vulva, Klitoris und Eierstöcken, die keinen oder keinen ausreichend entwickelten Uterus haben und damit gebärunfähig sind. Es gibt also Männer, die mit medizinischer Hilfe gebären könnten, und Frauen, die dies naturgegeben nicht können.

Die Prostata, ein weiteres inneres Geschlechtsorgan, die als akzessorische Geschlechtsdrüse ein Sekret produziert, das bei einem Menschen mit Penis einen Teil des Ejakulates bildet, und um die Harnröhre platziert ist, wurde lange Zeit als eines der klassischen männlichen Geschlechtsorgane postuliert. Nun weiß man aber, dass die Prostata kein exklusiv männliches Geschlechtsorgan ist, sondern auch bei Menschen mit Vulva vorhanden ist. Hier wird sie vielfach als Paraurethraldrüse oder weibliche Prostata bezeichnet, die ebenfalls um die Harnröhre platziert ist [siehe Abb. 6], der männlichen Prostata immunhistochemisch gleicht [vgl. Dietrich et al., 2011] und beidseits der Harnröhre eine Mündungsöffnung hat, durch die ihr Sekret in die Vulva ejakuliert wird [vgl. Flamini et al., 2002; Santos et al., 2003; Katz, 2013, S. 41]. Dieser Bereich wurde vom deutschen Gynäkologen

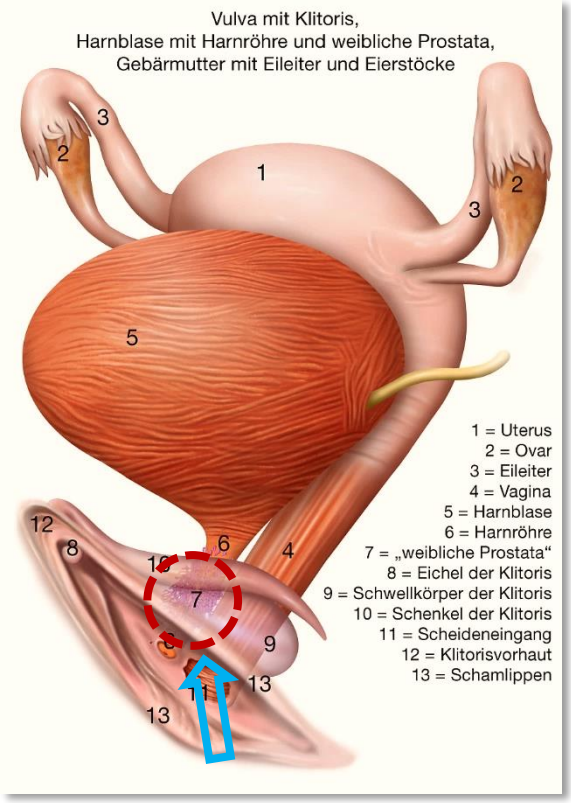


Abb. 6 Weibliche **PROSTATA**
eingefügt: roter, strichlierter Kreis: Lokalisation
blauer Pfeil: Massage bzw. Penetration über Vagina
[© MediDesign Frank Geisler]

Ernst Gräfenberg 1950 beschrieben, erforscht und nach ihm, nämlich „Gräfenberg-Zone (G-Punkt)“, benannt. Schließlich konnte 1981 von einem Forscherteam um Frank Addiego in einer Fallanalyse die weibliche Ejakulation empirisch nachgewiesen werden [Addiego et al., 1981]. Die Reizung dieses sogenannten G-Punktes, der ca. 5–8 cm in der Vagina ventral liegt, löst bei manchen Frauen ein intensives, orgastisches Gefühl aus [vgl. Sevely & Bennett, 2010].

Ein Forscherteam um den US-amerikanischen Neurowissenschaftler Barry R. Komisaruk an der Rutgers University in New Jersey erforscht die genitale Stimulierung bis zum Orgasmus beim Menschen und die damit in Zusammenhang stehenden neuronalen und nervalen Strukturen in Gehirn und Rückenmark. Komisaruk et al. [2011] konnten in einer fMRT[90] gestützten Untersuchung zeigen, dass das Gehirn in seinen genital-sensorischen Arealen differenziert zwischen einer klitoralen, vaginalen, zervikalen oder Selbststimulierung der Brustwarze, was die Autoren mit der unterschiedlichen Innervation der spezifischen Geschlechtsorgane erklären, und sich eine genital-sensorische Aktivität für die Autoren unerwartet auch bei der Stimulierung der Brustwarze zeigte.[91]

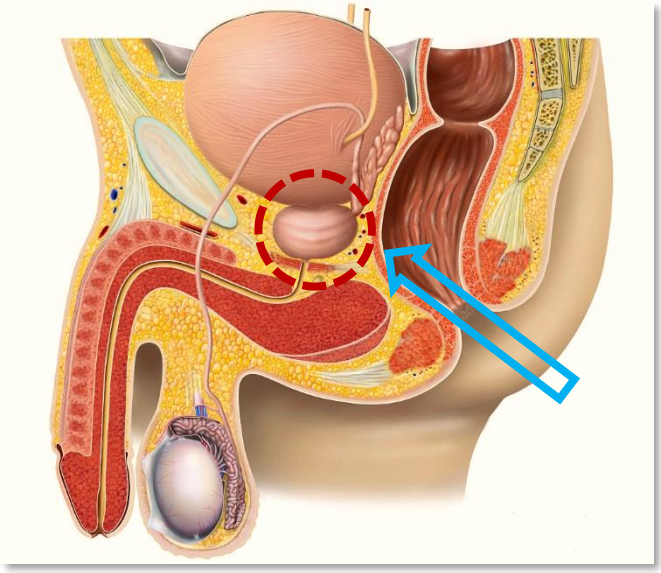


Abb. 7 Männliche **PROSTATA**
eingefügt { roter, strichlierter Kreis: Lokalisation
blauer Pfeil: Massage bzw. Penetration über Anus
[© MediDesign Frank Geisler]

Komisaruk et al. [2010, S. 108] konnten im Rahmen ihrer Untersuchungen auch feststellen, dass das eine Prostatastimulation

[90] fMRT = funktionelle Magnetresonanztomographie. Es handelt sich dabei um ein bildgebendes Verfahren, das eine funktionelle Information im Gehirn detektieren kann, nämlich den Sauerstoffgehalt der roten Blutkörperchen, was wiederum auf die Aktivierung von Gehirnarealen Rückschlüsse zulässt.

[91] Komisaruk et al. [2011, S. 2825] schreiben zur neuronalen Aktivität bei der Brustwarzenstimulierung: *„Figure 3B, C presents evidence that nipple selfstimulation activated not only, as expected, the thoracic (rib) region (as situated between the abdomen and the neck on the Penfield & Rasmussen homuncular map), but also, unexpectedly, the genital sensory cortex, i.e., the genital (medial) region of the paracentral lobule.“*

[siehe Abb. 7] begleitende Gefühl eines Orgasmus[92] im Unterschied zu einer Penisstimulation von Probanden als „tiefer", explizit ganzheitlicher und intensiver, länger anhaltend und mit einer größeren Ekstase empfunden wird. Viele kommen ohne Stimulation des Penisses bei einer Prostatastimulation zum Orgasmus, und die Ejakulation erfolgt häufig in Form eines Stroms als in rhythmischen Ausstößen.[92] Beim Analverkehr postulieren das Forscherteam drei unterschiedliche Quellen der sexuellen Stimulation, nämlich Anus, Rektum und Prostata. Bei Menschen mit Vagina ist die analoge anatomische Struktur zur Prostata meist über den schon beschriebenen Punkt bzw. besser Zone über die Vagina stimulierbar [siehe Abb. 6], sodass bei einer Analpenetration die Prostatastimulation wegfällt.[93]

Der Analverkehr zwischen zwei Menschen, ob nun gegen- [vgl. Fahs & Gonzalez, 2014] oder gleichgeschlechtlich [vgl. Middelthon, 2012], kann einerseits sehr lustvoll besetzt sein, aber ist meist auch mit Ängsten und Befürchtungen assoziiert, weil darüber wenig gesprochen wird und man selten fundiertes Wissen dazu vermittelt bekommt. So schreibt Middelthon [2012, S. 94] in der Darstellung ihrer Studienergebnisse über „junge schwule Männer in Norwegen": *„Just as often, however, the issue of the prostate gland was brought up and framed as a justifying argument for the young man's desire to take part in anal intercourse. Several young men did not know about the existence of the gland and its functions. The joy and relief expressed at the provision of such information were striking at times. The force of this information seemed to lie in the legitimizing and*

[92] Sommer [2007, S. 45] schreibt zum Orgasmus über eine Prostatastimulation: *„Manchen Männern beschert die Stimulation der Prostata – wenn die Drüse mit Zeige- oder Mittelfinger sanft nach unten gerichtet massiert wird – besonders intensive Orgasmen. Andere erleben sogar nur über die Massage der Prostata einen Orgasmus, ohne dass ihr Penis berührt wurde. Interessant auch: Durch die Prostatastimulation erfolgt die Ejakulation meist in einem leichten Strom statt mit rhythmischen Ausstößen."*

[93] Komisaruk et al. [2010, S. 108] schreibt zur Analstimulation beim Menschen: *„Some people report experiencing orgasms as a result of anal stimulation. There are probably three different sources of sexual stimulation produced by anal intercourse: sensation from the anus, the rectum, and, in men, the prostate gland. Each of these tissues sends sensory signals to the brain through different pairs of nerves – the anus through the pudendal nerves, the rectum through the pelvic nervs, and the prostate through the hypogastric nerves. For some men, prostate stimulation produces an orgasm that they describe as ‚deeper', more global and intense, longer lasting, and associated with greater feelings of ecstasy than orgasm elicited by penile stimulation only. These descriptions of orgasm are similar to women's descriptions of orgasms in response to cervical and uterine stimulation. It's plausible that the similarity in descriptions stems from the fact that the hypogastric nerves trasmit sensory stimulation from the cervix and uterus in women and from the prostate gland in men."*

explanatory power brought about by biology's allusion to nature rather than in the prospect of intensified pleasure. Pleasure and desire in connection with anal intercourse became ‚naturalized'."

Viele sich selbst als heterosexuell identifizierende Männer kommen mit den „starken" Gefühlen, die durch eine Prostatamassage [siehe Abb. 7] ausgelöst werden können, erst durch die urologische Behandlung eines nicht bakteriell verursachten, chronischen Prostatitissyndrom in Kontakt, wobei dies hierbei vor allem bei tatsächlichen Entzündungen der Prostata bisweilen als sehr schmerzhaft erlebt werden kann. Bei dieser Form einer Prostataentzündung wird die repetitive Prostatamassage als eine der möglichen Therapieformen von manchen Mediziner/inne/n empfohlen [vgl. Wagenlehner & Naber, 2001; Mishra et al., 2008], von anderen als nicht zielführend eingestuft [vgl. Ateya et al., 2006].

Bei einer US-amerikanischen Studie eines Forscher/innen/teams um Debby Herbenick [Herbenick et al., 2010] an einer Stichprobengröße von 5.865 Proband/inn/en (N: ♀ 2.929, ♂ 2.936) im Altersspektrum von 14 bis 94 Jahren wurde die Prävalenz verschiedener Sexualpraktiken im letzten Monat, letzten Jahr sowie in der bisherigen Lebenszeit erhoben. Der berichtete Analverkehr hat sowohl unter Männern (penil-penetrierend vs. penil-penetriert) als auch Frauen (penil-penetriert) signifikant zwischen einer Erhebung 1992[94] [Laumann et al., 1994] und 2009 [Herbenick et al., 2010, S. 261 f.] zugenommen, was Herbenick et al. [2010, S. 262] einerseits mit der Rekrutierung sowie Befragungsmethode der Proband/inn/en über das Internet und die damit verbundene höhere Anonymität, aber auch andererseits höheren Akzeptanz gegenüber Analverkehr in Verbindung bringen.

Beim Thema peniler Penetrierung, vor allem anal [siehe Abb. 7], aber auch vaginal, fällt auf, dass von vielen Menschen vor allem die passive Rolle, also empfangende Position, problematisch, ängstlich besetzt oder sogar als ich-dyston erlebt werden kann [vgl. Bolsø, 2007; Middelthon, 2012]. Bei Männern geht es hierbei oft um den Verlust ihrer

[94] Diese US-amerikanische Erhebung fand unter dem Titel „National Health and Social Life Survey (NHSLS) " am „National Opinion Research Center" der Universität Chicago statt, die mittels Interviews erhobene Daten von 3.432 Proband/inn/en umfasste [Laumann et al., 1994].

Männlichkeit, wenn eine passive, hingebende Rolle, die stereotyp weiblich konnotiert ist, eingenommen wird. Obwohl also gerade Männer durch die Stimulierung der Prostata über den Anus [siehe Abb. 7] zu ekstatischen Orgasmen fähig sind [vgl. Komisaruk et al., 2010, S. 108], macht vielen die damit verbundene passiv hingebende Rolle Angst vor dem damit assoziierten Kontrollverlust.

Das Fazit aus den dargestellten Aspekten zu den Geschlechtsorganen lautet wie folgt: Geschlechtsorgane zeichnen sich durch bis dato wenig erforschte Potenziale der sexuellen Lust, Erregung, aber auch des sexuellen Begehrens aus, die aber wahrscheinlich aufgrund ihrer hochkomplexen Funktionsweise noch lange nicht hinreichend verstanden werden können, sodass grundsätzlich der Lebensqualitätszugewinn durch die Nutzung dieser Potenziale für das einzelne Individuum im Bereich der Humanwissenschaften im Vordergrund stehen sollte. Der Geschlechterdualismus und seine heteronormative Diktion erscheint gerade bezogen auf die Geschlechtsorgane nicht zielführend und produziert ein irriges, widersinniges Bild der tatsächlich vorzufindenden Verhältnisse dieser (Geschlechts-)Organe, die in ihrer Struktur (Variabilität) und Funktion (Komplexität) viel vielförmiger sowie unverstandener sind, als es die derzeit vorherrschenden dichotomen Denk- und Lesarten suggerieren.

4.3 Endokrinologie

Ende des 18. Jahrhunderts und intensiviert dann im 19 Jahrhundert rückten zuerst die Gonaden (auch: Keimdrüsen, „Geschlechtsdrüsen“) [vgl. Voß, 2013a, S. 20] und später (ab 1940) die dort primär produzierten Hormone [vgl. Fausto-Sterling, 2000, S. 148] ins Zentrum des Forschungsinteresses und wurden zunehmend für Erklärungsansätze zur sexuellen Orientierung bzw. vornehmlich für die Ursachenforschung zur männlichen Homosexualität, die vor allem im medizinischen, psychotherapeutischen Bereich mit einem Heilungsimpetus versehen wurde, herangezogen. Für ein tieferes Verständnis der historischen Entwicklungen in Bezug auf die Forschung rund um die Gonaden bzw. deren Hormone (Endokrinologie) und die damit einhergehenden medizinischen Tier- und spä-

ter auch Menschenversuche vor allem zur nationalsozialistischen Zeit in Europa empfiehlt sich bei Heinz-Jürgen Voß [2013a, S. 20 ff.] und/oder Anne Fausto-Sterling [2000, S. 146 ff.] nachzulesen.

Neben der Spermatogenese (in den Hoden) und Oogenese (in den Eierstöcken) sind die Gonaden als Geschlechtsorgane und originär als endokrine Drüsen mit der Produktion von Hormonen beschäftigt, die über das Kreislaufsystem zu den Rezeptoren der jeweiligen Zielgewebe gebracht werden. Die Wirk- sowie Steuerungsmechanismen und chemischen Zusammensetzungen dieser Hormone und der dazugehörigen Rezeptoren in den verschiedensten Zielgeweben des menschlichen Körpers ist höchst komplex [vgl. Rimml, 2000, S. 51 ff.], und als Zielgewebe kommen unter anderem Gehirn, Lunge, Knochen, Blutgefäße, Darm usw. [vgl. Fausto-Sterling, 2000, S. 147] in Frage, was auch zu spezifischen Behandlungsempfehlungen für Patient/inn/en in der Medizin geführt hat [vgl. Wylie et al., 2010].

Mit der Entdeckung der Hormone und speziell der sogenannten „Geschlechtshormone“, hier vor allem zunächst Testosteron und später Östrogen, wurde unser gesamter Körper und die menschliche Sexualität im 20. Jahrhundert zu etwas Chemischem. Im Rahmen dieses Forschungsprozesses wurden alle anderen Hormoneffekte systematisch ausgeblendet oder verschleiert. Schon die Bezeichnung dieser Hormone als „Geschlechtshormone“ verfehlte seine suggestive Wirkung im Wissenschaftsbereich nicht und ließ die Forscher/innen alle widersprechenden Erkenntnisse lange Zeit unberücksichtigt lassen. Dass diese sogenannten „Geschlechtshormone“ mit einer Vielzahl von anderen regulativen Funktionen betraut sind als nur mit der moderierenden Rolle bei der Geschlechtsdifferenzierung, ist schon Jahrzehnte bekannt, und trotzdem wird auf diese irreführende Namensgebung dieser Hormone nicht verzichtet bzw. daran gerüttelt [vgl. Fausto-Sterling, 2000, S. 147].

So stellt die US-amerikanische Biowissenschaftlerin Anne Fausto-Sterling [2000, S. 147] in ihrem Buch *„Sexing the Body“* die erhellende Frage: *„Why, then, have hormones always been strongly associated with the idea of sex, when, in fact, ‚sex hormones‘ apparently affect organs throughout the entire body and are not specific to either gender?“* Fausto-Sterling [2000, S. 147] gibt eine aufschlussreiche Antwort: *„[…] scientists have*

integrated the signs of gender – from genitalia, to the anatomy of gonads and brains, then to our very body chemistry – more thoroughly than ever into our bodies. In the case oft he body's chemistry, researchers accomplished this feat by defining as sex hormones what are, in effect, multisite chemical growth regulators, thus rendering their far-reaching, nonsexual roles in both male and female development nearly invisible. Now that the label of sex hormone seems attached with epoxy to these steroid molecules, any rediscovery ot their role in tissues such as bones or intestines has a strange result. By virtue of the fact that so-called sex hormones affect their physiology, these organs, so clearly not involved in reproduction, come to be seen as sex organs. Chemicals infuse the body, from head to toe, with gender meanings."

Die potenten Wirkungen von Hormonen auf den menschlichen Körper werden nicht geleugnet, die gerade bei den sogenannten „Geschlechtshormonen" wie dem Testosteron sowie dem Östrogen augenscheinlich werden, wenn sie Menschen verabreicht werden. So schreibt Villa [2011, S. 119 f.], bezugnehmend auf Hirschauer [1993a, S. 223ff.] und Lindemann [1993b, S. 135f.], bewusst im Konjunktiv, weil diese körperlichen Veränderungen bei Verabreichung der entsprechenden Hormone mehr oder weniger als auch gar nicht eintreten können: *„Gebürtigen Männern wachsen bei Verabreichung entsprechender Mengen Östrogene Mamille (Brustdrüsen) und Brustvolumen, vorhandene Hoden produzieren evtl. kein fruchtbares Sperma mehr, die Hypophyse wird evtl. inaktiver und schließlich nehmen Erektions- und Ejakulationsfähigkeit ab. Des weiteren verändert sich die Form und der Ort der Körperbehaarung und auch andere morphologische Veränderungen sind möglich (Fettverteilung, Hautstruktur). Bei Verabreichung entsprechender Mengen von Testosteron werden bei gebürtigen Frauen die Eierstöcke inaktiv, die Klitoris wird evtl. größer, die Stimmbänder wachsen, der Stimmbruch kann einsetzen und auch hier verändert sich die Körperbehaarung, Muskel- und Hautstruktur können sich verändern."*

Hormone nehmen daher eine wichtige moderierende Rolle im Geschlechtsentwicklungsprozess ein, wobei diese Rolle nicht als absolut gesehen werden darf, also nicht im Sinne von „erzeugend", sondern vielmehr als ein Faktor unter vielen Faktoren [vgl. Lei-

ber et al., 2010], der im Bereich der Geschlechtsorgane auch in Form einer initialen Wirkung gegeben sein kann [vgl. Imperato-McGinley, 1979; Wilson, 2001]. So verhält es sich dann auch in allen übrigen Bereichen. Testosteron kann vielleicht einen modulierenden Einfluss auf das Verhalten von Menschen haben, weil es zum Beispiel die Vigilanz bei manchen Menschen in spezifischen Situationen beeinflussen kann, aber nicht ausschließlich, sondern nur im Verhältnis zu einer Vielzahl von anderen Einflussfaktoren und vor allem nur in Nuancen. So lässt sich auch keine zuverlässige und eindeutige Vorhersage über die Veränderung des Körpers auf eine Hormonmedikation oder -substitution beim Menschen treffen, und eine Verallgemeinerung ist hier unwissenschaftlich. Es können immer nur tendenzielle Aussagen getroffen werden, und diese können für das konkrete Individuum oder die spezifische Ausgangslage falsch sein. Auch hier zeigt sich wiederum, dass die statistische Berechnung von durchschnittlichen Entwicklungsverläufen, ob nun im medizinisch oder psychologischen Bereich, immer nur eine Annäherung mit einer Streuung darstellt und niemals „den konkreten Menschen“ abbildet. Im medizinischen und oftmals auch im wissenschaftlich empirischen Bereich wird jedoch der Durchschnitt gern als Reverenz- oder Bezugswert herangezogen, um „Abnormität“ oder „Krankheit“ zu beschreiben, was aber der natürlichen Variabilität des Menschen widerspricht. Im medizinischen Bereich erscheint diese Vorgehensweise vor allem im Praxisfeld und aufgrund des fachspezifischen Fokus auf Krankheitswertiges noch verständlich, aber im empirischen Wissenschaftsbereich verleitet diese Haltung zu irreführenden Paralogismen und vorschnellen Verallgemeinerungen [z. B. Savic et al., 2005; Eisenegger et al., 2010; Balthazart, 2011].

Erklärungsansätze, die eine höhere Kognition, Einstellung sowie Erlebens- und Verhaltensweise, wie es die menschliche Sexualität darstellt sowie eine vielfach postulierte sexuelle Orientierung auch darstellen würde, mit einem einzelnen, wenn überhaupt höchstens modulierend Einfluss nehmenden, Faktor wie einem Hormon zu erklären versuchen, was im Wissenschaftsbereich aber vielfach geschieht [z. B. Savic et al., 2005; Morris et al., 2004, Balthazart, 2011], kann als unseriös und vor allem wissenschaftlicher Kriterien widersprechend bezeichnet werden. Hier werden oftmals auch Tierexperimente zur Beweisführung oder Erklärung eines Zusammenhangs zwischen Hormonen

und Sexualverhalten aus einer irgendwie postulierten biologischen Gemeinsamkeit zwischen diesen Tierarten und dem Menschen herangezogen, wie dies zum Beispiel Blaustein [2008] (hier: Nagetiere und die endokrine Regulation des weiblichen Sexualverhaltens) macht.

Gooren [2011, S. 794] erklärt bezugnehmend auf eine Ausführung zur Validierung von Theorien des berühmten Astrophysikers Stephen Hawking zur Frage, ob endokrine Gegebenheiten während der Schwangerschaft Prädiktoren der späteren sexuellen Orientierung eines Menschen sein könnten, aus: *„‚A theory is a good theory if accurately describes a large class of observations on the basis of a model that contains only a few arbitrary elements, and it must make definite predictions about the results of future observations; you can disprove a theory by finding even a single observation that disagrees with the predictions of the theory' [Hawking, 1998, zitiert nach: Gooren, 2011, S. 794]. Some clinical syndromes with abnormal prenatal endocrine conditions have been associated with a higher prevalence of homosexuality later in life, but the differences with control subjects are small and there is, not rarely, a force ful attempt to prove the point that androgen exposure of girls predisposes them to become lesbians and a less-than-normal androgen exposure of boys would increase the likelihood of future sexual orientation to men. There are simply too many human homosexuals who do not fit in this paradigm. It is safe to say that the prenatal history of nearly every homosexual person has been unremarkable from the perspective of endocrinology."* Kontroversiell wird in diesem Zusammenhang auch der sogenannte *„fraternal birth-order (FBO) effect"* [Puts et al., 2006, S. 10531], der auch mit der Händigkeit der Betroffenen korrelieren soll [Blanchard et al., 2006], diskutiert. Letztlich findet sich auch für den FBO-Effekt derzeit kein empirisch valider Beweis, sondern ganz andere empirische Befunde [vgl. Cote et al., 2002; Frisch & Hviid, 2006; Gooren, 2006; Francis, 2008; Kishida & Rahman, 2015].

Ein Fazit aus den Aspekten zur Endokrinologie lautet daher, dass die maßgebend aber nicht ausschließlich in den Gonaden produzierten Hormone, die irreführend im Wissenschaftsbereich häufig als „Geschlechts- oder Sexualhormone" bezeichnet werden, viele modifizierende Aufgaben in allen menschlichen Körpern in Abhängigkeit von einer Vielzahl anderer Faktoren erfüllen und realiter als Wachstumshormone zu bezeichnen sind.

Diese Hormone werden in mehr oder weniger großen Mengen in den jeweiligen Gonaden bei allen Menschen gebildet. Es gibt also keine wirkspezifische Ausschließlichkeit im Sinne einer exklusiven Steuerung von sexuellen Funktionen oder Wachstumsprozessen der Geschlechtsorgane. Auch hier muss vielmehr von einem Wirkspektrum, das alle möglichen Funktionen und Abläufe im Körper betrifft, gesprochen werden, um den tatsächlich vorgefundenen Befunden zu entsprechen.

Zweites Faktum ist, dass es kein exklusives Hormon für einen spezifischen Geschlechtstyp des Menschen gibt,[95] also alle Hormone in mehr oder weniger großer Quantität in allen Menschen vorkommen und auch dort ihre spezifischen Wirkungen entfalten. Eine Verknüpfung eines komplexen Erlebens- oder Verhaltensbereiches eines Menschen, wie eben zum Beispiel die sexuellen Erlebens- und Verhaltenspräferenzen eines Menschen als Reaktion auf die Ausschüttung eines Hormons oder als Folge der Aromatase[96] während der Schwangerschaft, nach der Geburt oder zu jedem anderen Zeitpunkt in einem Menschenleben, kann bis dato nicht stringent erklärt werden und widerspricht in vielen Punkten den tatsächlich vorgefundenen empirischen Befunden, sodass solcherart Paralogismus nicht den Güte- und Qualitätskriterien einer modernen Wissenschaft entspricht [vgl. Fausto-Sterling, 2000, S. 146 ff.].

4.4 Genetik

Genetische Stabilität und Variabilität (Mutabilität) sind sich wechselseitig bedingende Prozesse, die Entwicklungsprozesse in Bezug auf Anpassung und damit Evolution erst möglich machen. Dieser Prozess wird durch Enzyme gesteuert, die ihrerseits vom hochplastischen Zellstoffwechsel abhängig sind, der wiederum sehr sensibel auf Umweltbedingungen reagiert [vgl. Keller, 2001, S. 53].

---

[95] Villa [2011, S. 122] schreibt zur *„hormonellen Geschlechtsunterscheidung“*: *„So ist auch die scheinbar gleichberechtigte, sozusagen neutrale hormonelle Geschlechtsunterscheidung eine, die im Rahmen einer gesellschaftlich hierarchisierten und spezifisch konnotierten Geschlechterdifferenz operiert. Sie ist nicht nur eine wissenschaftlich-medizinische Konstruktion, sondern (gleichursprünglich) auch eine Konstruktion von Geschlechterasymmetrie.“*

[96] Das Enzym „Aromatase“ wandelt im Prozess der „Aromatisierung“ Testosteron zu Östradiol und Androstendion zu Östron um und wird in Gonaden, Plazenta, Gehirn produziert [vgl. Pinel, 1997, S. 306].

Es handelt sich also um einen komplexen Regelkreis an inneren und äußeren, wechselseitigen, parallelen, seriellen und komplementären Einflüssen, die manche Forscher/innen wie die US-amerikanische Botanikerin Barbara McClintock, Genetikerin und Nobelpreisträgerin 1983 für ihre Entdeckung des sogenannten „springenden Gens" („Transponson"), mehr an *„ein hoch empfindliches Organ der Zelle"* [McClintock anlässlich ihrer Nobelpreisrede 1983, zitiert nach: Keller, 2001, S. 51] denken lässt als an das herkömmliche DNA-Modell, *„das ein an sich stabiles, nur gelegentlichen zufälligen Fehlern ausgesetztes Molekül postuliert, und kündigt bereits eine noch weiter reichende Abweichung von der herkömmlichen Evolutionsauffassung an, wonach die Evolution ein Prozess der kumulativen Selektion äußerst seltener Mutationen ist, der zufällig zu höherer Darwin-Fitness, d.h. zu relativ größerem Fortpflanzungserfolg führt"* [Keller, 2001, S. 53].

So hat man früher angenommen, dass eineiige Zwillinge[97] nicht nur in ihrem Aussehen, sondern auch von ihrem Erbgut her völlig ident sind, weil sie bei der Befruchtung das gleiche Erbgut und damit eine idente Erbanlage aufweisen, was sie in der Vergangenheit besonders interessant für die genetische Forschung machte. Zum Zeitpunkt der Zeugung und wahrscheinlich noch eine gewisse Zeit danach sind sie es auch. Aber schon wenige Zeit nach der Befruchtung beginnen sich erste Unterschiede durch Mutationen in deren Erbgut zu ergeben, sodass schon in einem so frühen Stadium nicht mehr von völliger genetischer Übereinstimmung gesprochen werden kann. Ursprünglich ist man davon ausgegangen, dass eineiige Zwillinge nicht nur ein identes Erbgut besitzen, sondern durch den Umstand, dass sie sich in der gleichen Gebärmutter entwickeln, den selben Umweltbedingungen ausgesetzt sind und infolgedessen auch epigenetisch völlig ident sein müssten [vgl. Knippers, 2012, S. 319 f.]. Gordon et al. [2012] am australischen „Murdoch Childrens Research Institute" konnten in ihrer Studie anhand von Nabelschnurblut- und Nabelschnurgewebeproben ein epigenetisches Profil eineiiger (22 Paare) und zweieiiger (12 Paare) Zwillingen erstellen. Die Forscher sind ursprünglich,

[97] Bei eineiigen Zwillingen wurde eine Eizelle mit einem Spermium befruchtet, wie bei einer sonst verlaufenden Befruchtung auch, bloß dass dann diese befruchtete Eizelle sich in zwei Embryonalanlagen aufteilt. Bei zweieiigen Zwillingen werden zwei Eizellen von zwei Spermien befruchtet, sodass von Anfang an zwei Embryonalanlagen gegeben sind.

nach der gängigen wissenschaftlichen Lehrmeinung, davon ausgegangen, dass das epigenetische Profil der zweieiigen Zwillinge sich deutlich unterscheidet, während das der eineiigen Zwillinge völlig bzw. weitgehend ident sein sollte. Sie beobachteten aber tatsächlich, dass sich die epigenetischen Profile der eineiigen Zwillinge ebenfalls signifikant unterschieden, also schon unmittelbar nach der Geburt ein genetischer Unterschied feststellbar war, der sich im Verlauf der ersten Lebensmonate rasch erweitert, was Martino et al. [2013] für eineiige Zwillinge von der Geburt bis zum 18. Lebensmonat nachgewiesen haben. Aber auch sonst unterscheiden sich eineiige Zwillinge in ihren Fingerabdrücken, Lebenserwartungen, Krankheitsbiographien usw., und diese Unterschiede nehmen über die Jahre stetig zu [vgl. Knippers, 2012, S. 319 f.]. Viele Zwillingsstudien der Vergangenheit basierten auf der völlig falschen Annahme, dass eineiige Zwillinge nicht nur in ihrer Physiologie völlig ident seien, was schon nicht stimmt, sondern eben auch in ihrer Genetik. Weitere Kritik an Zwillingsstudien zur sexuellen Orientierung kann bei Kaplan & Rogers [2010, S. 216 ff.] nachgelesen werden.

Die Gene können durch Mutationen Veränderungen unterworfen sein, aber auch über die Epigenetik vielfältig beeinflusst werden. Vor allem die DNA-Methylierung[98] wird als die bisher wichtigste bekannte epigenetische Einflussnahme auf die Erbanlage betrachtet. Knippers [2012, S. 322] beschreibt einen eindrücklichen, allseits bekannten Unterschied in Bienenvölkern, nämlich das ungleiche Aussehen (drastischer Größenunterschied) und die anders geartete Funktion (Königin legt die Eier und verbleibt die meiste Zeit im Stock) von Arbeiterinnen und Königin, obwohl sie eine völlig idente Erbanlage aufweisen. Diese Unterschiede in Größe, Funktion und Lebenserwartung (Königin lebt 10–20-mal länger als eine Arbeiterin) werden vor allem auf einen epigenetischen Faktor, nämlich die unterschiedliche Ernährung (Königin wird mit Gelée Royale, eine Arbeiterin mit Pollen und Honig ernährt) als bedeutenden Umwelteinfluss, zurückgeführt. Es wird angenommen, dass im Gelée Royale Stoffe vorkommen, welche die Veränderungen der DNA-Methylierung (ca. an 500 Genen) des Königin-Genoms bewirken [vgl. Knippers,

[98] Über einen chemischen Regulationsprozess wird bei der DNA-Methylierung die Erbanlage auf DNA-Ebene mittels Anheftung von Methylgruppen modifiziert. Gene können so zum Beispiel ausgeschaltet werden [vgl. Jaenisch & Bird, 2003].

2012, S. 322]. Ob hier natürlich tatsächlich nur dieser eine epigenetische Faktor für diese Veränderungen ausschlaggebend ist oder nicht doch viel wahrscheinlicher eine Fülle weiterer Faktoren hinzukommen, kann nur hypothetisiert werden.

Der wohl bekannteste Protagonist im Zusammenhang mit genetischen Studien zum Konzept der sexuellen Orientierung ist der US-amerikanische Genetiker Dean Hamer, der mit seiner Forschergruppe 1993 zum ersten Mal den Lokus „Xq28" auf dem X-Chromosom, was die Forscher/innen auf eine matrilineare Vererbung schließen ließ, als ausschlaggebend für die Herausbildung der männlichen Form der Homosexualität postulierten [vgl. Hamer et al., 1993a]. Diese Studie wurde in mehrfacher Hinsicht wegen ihres Studiendesigns kritisiert, und die Ergebnisinterpretation der Forscher/innen ist zum heutigen Forschungsstand eindeutig als falsch zu bezeichnen. Es fängt schon bei der Probandenauswahl und -gruppenbildung an, weil angelehnt an die Kinsey-Skala (0 bis 6) in den Bereichen sexuelle Selbstidentifizierung, Attraktion, Fantasie und sexuelles Verhalten die Probanden in Hetero- versus Homosexuelle aufgeteilt wurden. Hamer et al. [1993a, S. 321 f.] merken zu den Probandengruppen selbst an: *„Only the sexual behavior scale gave a small overlap between the two groups largely because of adolescent and early adult experiences. Therefore, for our study, it was appropriate to treat sexual orientation as a dimorphic rather than as a continuously variable trait."* Hier würde Kinsey widersprechen, weil gerade er, wie schon dargestellt (siehe 3.5), aufgrund seiner Untersuchungsergebnisse davon ausging, dass es grundlegend falsch ist, die Menschen in zwei dichotome Menschentypen, nämlich die Hetero- versus Homosexuellen aufzuteilen. Trotzdem bildeten Hamer et al. [1993a] zwei Gruppen, nämlich die Homosexuellen (N=114), darunter 38 selbstdefinierte homosexuelle Brüderpaare, und die nicht-homosexuellen Verwandten (N=22), aus den von den Probanden getroffenen Aussagen, wobei der genaue Ablauf und Inhalt der Befragung bzw. Interviews aus der Untersuchungsdarstellung nicht ausreichend zu erschließen ist, was die Untersuchung und getroffenen Interpretationen für sich schon nicht nachvollziehbar machen [vgl. Kaplan & Rogers,

2010, S. 215]. Begonnen wurde mit 76 sogenannten „Index"-Probanden, die selbstdefinierte Homosexuelle waren und von einer HIV-Klinik[99] sowie lokalen homosexuellen Organisationen angeworben wurden. Weitere 38 homosexuelle Brüderpaare wurden über Anzeigen in lokalen und nationalen homosexuellen Zeitschriften für die Studie angeworben. Sie alle wurden nach deren Einschätzungen hinsichtlich einer Homosexualität von Vätern, Brüdern, Söhnen, Onkeln und Cousins befragt. In einem weiteren Schritt wurden 99 Befragungen mit den Verwandten, die als hetero- versus homosexuell von den Probanden beurteilt wurden, zu deren Einschätzungen hinsichtlich ihrer Hetero- versus Homosexualität durchgeführt. Bei den zuvor von den Probanden als homosexuell eingestuften Verwandten erzielten Hamer et al. [1993a] in den Befragungen eine 100-prozentige Übereinstimmung (69 von 69), bei den definierten Heterosexuellen teilten 27 von 30 die Einschätzung ihrer verwandten Probanden, wobei nicht angeführt wird, auf was sich die Probanden bzw. deren Verwandten bei ihren Einschätzungen bezogen haben. Letztlich handelte es sich auch hierbei um subjektive Selbst- und Fremdeinschätzungen.[100] Die Ein- und Zuteilung der Probanden zu den beiden von den Autor/inn/en postulierten homogenen Gruppen der Hetero- versus Homosexuellen geschah bei Hamer et al. [1993a] infolgedessen ohne entsprechend fundierter Operationalisierung des Konzeptes der sexuellen Orientierung. Die Verwendung der Kinsey-Skala, losgelöst von der dazugehörigen konzeptionellen Operationalisierung, wie Hamer et al. [1993b, S. 1259] in einer Entgegnung auf die Kritik von Fausto-Sterling & Balaban [1993, S. 1257] selbst einräumen,[101] ohne eine eigene Operationalisierung vorzunehmen, widerspricht den Gütekriterien wissenschaftlichen Arbeitens. Wie schon dargestellt (siehe 3.5), kann nicht davon ausgegangen werden, dass ein eindeutiges, interpersonelles Verständnis

[99] HIV-Klinik am „National Institutes of Health Clinical Center" der „Whitman-Walker Clinic" in Washington.

[100] Hamer et al. [1993] scheinen zu glauben, dem Kriterium von Kinsey, nämlich sich darum zu bemühen, die *„vollständige Sexualgeschichte"* [Kinsey et al., 1964, S. 612] der Proband/inn/en zu erheben, damit zu erfüllen, dass sie die Selbsteinschätzungen zu unterschiedlichen Bereichen erheben, um dann wieder gegen Kinseys Auffassung eine dichotome Aufsplittung der Personen zwischen Hetero- vs. Homosexuellen vorzunehmen.

[101] Hamer et al. [1993b, S. 1259] schreiben auf eine Entgegnung auf die Kritik von Fausto-Sterling & Balaban [1993, S. 1257]: *„Fausto-Sterling and Balaban suggest that we instead use a base rate of 4%, which is apparently based on the 1948 Kinsey studies, in which the study population, interview techniques, and definitions of sexual orientation were different from those we employed."*

des bis dato uneinheitlichen Konzeptes der sexuellen Orientierung (siehe 2.1, 3.7) gleichsam gegeben sei. Solche Studien weisen schon im Untersuchungsdesign schwere Mängel auf und führen daher zu keinen validen, reliablen Daten.

Fausto-Sterling & Balaban [1993, S. 1257] weisen in ihrer Kritik an der Studieninterpretation von Hamer et al. [1993] auf einen ganz essentiellen Punkt hin, nämlich *„correlation does not necessarily indicate causation"* und verweisen auch auf Mängel in der Genanalyse selbst.[102] Hengstschläger [2003, S. 70 f.] schreibt zu den Studienergebnissen von Hamer et al. [1993] in die gleiche Richtung argumentierend wie Fausto-Sterling & Balaban [1993]: *„Außerdem handelte es sich bei diesen Ergebnissen lediglich um einen statistischen Zusammenhang, was eindeutig bedeutet, dass auch unter den Trägern dieser DNA-Marker nicht-homosexuelle Männer waren. Viel wichtiger aber noch gibt es umgekehrt unzählige Männer, die nicht Träger dieser Marker, aber trotzdem homosexuell sind."*

Hu et al. veröffentlichen 1995 ein die Ergebnisse von Hamer et al. [1993] bestätigendes Ergebnis mit einem nahezu identen Studiendesign und analogen Fehlern im Studienaufbau wie Hamer et al. [1993]. In dieser Studie von Hu et al. [1995] findet man den Namen Dean Hamer als Co-Autor.

McGuire [1995, S. 115] kritisierte solcherart genetische Studien wie von Hamer et al. [1993] und verweist auf spezifische Bedingungen, die jedenfalls erfüllt sein sollten: *„Genetic analysis of behavioral differences among human beings requires both careful experimental design and appropriate genetic models. Any genetic study must use*

(1) valid and precise measures of individual differences,

(2) appropriate methods to ascertain biological relationships,

(3) research subjects who have been randomly recruited,

[102] Fausto-Sterling & Balaban [1993, S. 1257] schreiben zur Zusammenhangsanalyse bei Hamer et al. [1993]: *„One other component of their method also renders their data less robust than they appear on the surface. Their linkage analysis data rest on 40 cases, but for only 15 of these do they have direct measurements of maternal heterozygosity. For the other 62% they used estimates based on known frequencies from available databases."*

(4) appropriate sample sizes, and

(5) appropriate genetic models to interpret the data.

In addition, the researchers must exercise caution in interpreting biosocial effects from the observed phenotypic correlations. To date, all studies of the genetic basis of sexual orientation of men and women have failed to meet one or more or any of the above criteria."

Schließlich falsifizierte Rice et al. [1999a] in einer Replikationsstudie den von Hamer et al. [1993] postulierten Zusammenhang zwischen dem Lokus „Xq28" und einem gehäuften Auftreten von männlicher Homosexualität. Die beiden Studienautoren Dean Hamer und George Rice richteten sich in weiterer Folge gegenseitig Argumente für und gegen die jeweilige andere Sichtweise über Fachzeitschriften aus [vgl. Hamer, 1999; Rice et al., 1999b].

In der internationalen Presse wurden die Studienergebnisse von Hamer et al. [1993] unseriös vielfach als eindeutiges Indiz für ein „Schwulen- oder Homosexuellen-Gen" dargestellt und so ins öffentliche Bewusstsein bzw. den allgemeinen Diskurs zur sexuellen Orientierung eingebracht [vgl. Maddox, 1993]. Auch in internationalen namhaften Fachzeitschriften, darunter „Science" und „Nature", setzte eine kontrovers geführte Debatte über die Existenz bzw. Möglichkeit der Existenz eines „Homosexuellen-Gens" ein [vgl. Fausto-Sterling & Balaban, 1993; King, 1993; Maddox, 1993; Bailey, 1995; Wickelgren, 1999]. Letztlich hat diese Wissenschafts- und Forschungsarbeit aber auch Fragen der Wissenschafts- und Forschungsethik im Zusammenhang mit der Erforschung einer postulierten Homosexualität im Speziellen und des Konzeptes einer sexuellen Orientierung im Allgemeinen forciert [vgl. Byne & Stein, 1997; Schüklenk et al., 1997].

2005 erschien in der Fachzeitschrift „Human Genetics" ein Artikel eines Forscherteams, dem auch wieder Dean Hamer angehörte, um den US-amerikanischen Psychologen Brian Mustanski mit dem Titel *„A genomewide scan of male sexual orientation"* [Mustanski et al., 2005]. Im Prinzip handelt es sich bei dieser Studie um eine Erweiterung des Probandenpools der Daten von Probanden aus der Studie von Hamer et al. [1993] (N=44) und Hu et al. [1995] (N=33) um die gleiche Anzahl neuer Probanden (N=73), weil

auf einen Teil der Daten der damaligen Probanden (N=73) reanalysierend zurückgegriffen wurde. Das Studiendesign ist vergleichbar mit dem von Hamer et al. [1993] und Hu et al. [1995]. Es wurden Daten von Probanden aus 146 Familien mit selbstidentifizierten homosexuellen Brüderpaaren (137 Familien mit zwei und 9 Familien mit drei homosexuellen Brüdern) statistisch ausgewertet. Der ursprüngliche Lokus „Xq28“ auf dem X-Chromosom wurde durch weitere Loki auf den Chromosomen 7 (Lokus „7q36“), 8 (Lokus „8p12“) und 10 (Lokus „10q26“) ergänzt, und diese Loki wurden in einen statistisch ermittelten genetischen Zusammenhang mit männlicher Homosexualität gesetzt. Auch hierbei wurde wieder auf das Konzept einer sexuellen Orientierung zurückgegriffen, ohne eine Operationalisierung vorzunehmen, sowie die Skaleneinteilung von Kinsey unreflektiert nicht in seinem Sinne verwendet. Mustanski et al. [2005, S. 277] verweisen hier aber zumindest auf den Umstand, dass ihre Ergebnisse mit einem Mangel, der aus der unsachgemäßen Verwendung der Skaleneinteilung von Kinsey resultiert, behaftet sind: *„Our linkage results should be interpreted with consideration of the fact that we only included families with two selfidentified gay brothers. Our results may not extrapolate to individuals who do not meet our exclusion criteria, such as individuals who engage in same-sex behavior but do not identify as gay or individuals who identify as bisexual. The definition of homosexuality is complicated, and future genetic research would benefit from additional phenotype development or the identification of endophenotypes for sexual orientation. The identification of basic processes that underlie sexual orientation could increase the power of future genetic studies.“*

Alle bisher veröffentlichten genetischen Studien, welche die Theorie eines Genlokus für sexuelle Orientierung, meist fokussiert auf die männliche Homosexualität, unterstützen [vgl. Hamer et al., 1993a; Hu et al., 1995; Mustanski et al., 2005; Ramagopalan et al., 2010; Sanders et al., 2015], weisen gewichtige Mängel auf, wenn es um die Operationalisierung des Konstruktes einer sexuellen Orientierung, also der Konstruktvalidität, der Gruppenkohärenz, der Darstellung solcher zweifelhaften Ergebnisse als wissenschaftliche Belege eines signifikanten Zusammenhanges zwischen Genloki und einem Konstrukt geht.

Dean Hamer veröffentlichte 2004 ein Buch mit dem Titel *„The God Gene. How Faith Is Hardwired into Our Genes“* [Hamer, 2004] und behauptet darin, ein Gen (Chromosom 10, Variante C des Lokus: VMAT2) für eine erbliche Disposition für Spiritualität gefunden zu haben, was ihm wieder eine große Aufmerksamkeit in der internationalen Presse (z. B. TIME Magazine, 29. Nov. 2004, Vol. 164, No. 21, Titel: *„The God Gene“*) sicherte, aber auch viel Kritik aus der Scientific Community bescherte, wie zum Beispiel des US-amerikanischen Wissenschaftsjournalisten Carl Zimmer [2004, S. 111], der in einer Rezension in der Fachzeitschrift „Scientific American“ vorschlug, den Buchtitel in *„A Gene That Accounts for Less Than One Percent of the Variance Found in Scores on Psychological Questionnaires Designed to Measure a Factor Called Self-Transcendence, Which Can Signify Everything from Belonging to the Green Party to Believing in ESP*[103]*, According to One Unpublished, Unreplicated Study“* umzubenennen. Spätestens nach dieser Bucherscheinung zu „Gottes Gen“ wurde vielen Forscher/innen weltweit klar, welche empirische Qualität und wissenschaftliche Relevanz die verhaltensgenetischen Arbeiten rund um Dean Hamer aufweisen [vgl. Zimmer, 2004].

Als Fazit der Ausführungen zur genetischen Disposition einer sexuellen Orientierung kann festgehalten werden, dass alle bisherigen diesbezüglichen Versuche, einen validen und reliablen Zusammenhang zwischen Genen und dem Konzept einer sexuellen Orientierung herzustellen, fehlgeschlagen sind. Dies resultiert schon daraus, dass es bis dato nicht gelungen ist, eine empirisch fundierte, also valide und reliable Operationalisierung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung vorzulegen, welche die strikte Kategorisierung in Hetero-, Bi- und Homosexualität empirisch begründet belegen würde und nicht nur auf Selbstkategorisierungen basiert (siehe 3.5 und 3.6). In der Biologie, vor allem in der Genetik, hat sich zur Jahrtausendwende vom 20. zum 21. Jahrhundert ein Paradigmenwechsel durchgesetzt, weil klargeworden ist, dass die Genexpression maßgeblich durch die Umwelt reguliert wird, was zu einer Bedeutungsverschiebung, weg vom allmächtigen, determinierenden Gen hin zur Umwelt, geführt hat. Die Umwelt bzw. Um-

[103] ESP steht für „Extrasensory perception“, was auf Deutsch übersetzt „außersinnliche Wahrnehmungen“ heißt.

gebungsbedingungen bestimmen, welche Gene zu welchem Zeitpunkt an- oder ausgeschaltet werden und damit Einfluss auf uns gewinnen oder verlieren. Diese Einflüsse sind jedoch nicht absolut, sondern vielmehr als modular regulierend zu betrachten.

4.5 Embodiment

Tschacher & Storch [2010, S. 180] definieren Embodiment, bezogen auf die US-amerikanische Psychologin, Psychoanalytikerin und Kognitionswissenschaftlerin Wilma Bucci (sie verknüpft in ihrer *„Multiple Code Theory"*[104] psychoanalytische Ansätze mit den Ergebnissen aus der Hirnforschung) und die Ausführungen von Lawrence W. Barsalou [2008] zu *„Grounded Cognition",* wie folgt: *„Embodiment als ein relativ junger Wissenschaftsbereich befasst sich mit der Verkörperung von Wissen, d.h. dem Anteil, den der Körper an Informationsverarbeitung hat. Im Rahmen des Embodiment-Ansatzes geht man davon aus, dass jedes Wort, jede Idee, die dem Gehirn als Input gegeben werden, auf den 3 von Bucci genannten Ebenen Aktivität auslösen und dass diese Ebenen sich wiederum wechselseitig beeinflussen können."* Die drei Informationscodes nach Bucci [2008] umfassen das *„**Symbolisch-verbale** (Welt der Buchstaben)"*, *„**Symbolisch-nonverbale** (Welt der Bilder)"* und *„**Vorsymbolische** (Welt der Körpergefühle)"* [Tschacher & Storch, 2010, S. 169, siehe Abb. 14.3].

Im Transhumanismus und einem diesbezüglich sehr kontrovers geführten Diskurs zur Weiterentwicklung des Menschen (Psyche und Körper) innerhalb eines rasant fortschreitenden technischen Fortschrittes im 21. Jahrhundert, wird der menschliche Körper als Schnittstelle zu einer transhumanen Ära des Menschen gesehen. Der Transhumanismus greift auf die *„Welt der Körpergefühle"* [Tschacher & Storch, 2010, S. 169] und kon-

[104] Bucci [2008, S. 767 f.] schreibt zur *„Multiple Code Theory"*: *„Humans represent and process information, including emotional information, in two basic formats: the ‚subsymbolic' (or ‚nonsymbolic'), and the ‚symbolic' codes. The dominating distinction in this system is between these subsymbolic and symbolic formats, the distinction between verbal and nonverbal modalities is subordinate to this. The three systems (i.e., the subsymbolic, symbolic nonverbal, and the symbolic verbal) are connected by the ‚referential process', which links all types of nonverbal representations to one another and to words. ‚Emotion schemas' — the psychic structures with which we are centrally concerned — are made up of components of all three systems. Adaptive functioning depends on integration of systems within the emotion schemas."*

kreten Beschränkungen des menschlichen Körpers zurück, um darin ein großes Entwicklungspotenzial der Menschheit zu sehen. Die enge Vernetzung bzw. schon futuristisch anmutende Koppelung des menschlichen Körpers und neuerer Technologien soll zur Optimierung des Menschen als Gesamtes bzw. Perfektionierung seines Körpers führen [vgl. Stollfuß, 2016; Sorgner, 2016]. Das Körpergefühl wird dabei als vorsymbolische Welt fokussiert. Das von Sorgner [2016, S. 199] beschriebene dritte Ideal von drei Idealen des Transhumanismus, die *„radikale Pluralität des Guten",* liest sich zur *„Rekonzeptualisierung der Geschlechtlichkeit"* sowie zum *„Metasex"*, bezugnehmend auf die „Pangender Cyporg"-Metaformance von Jaime del Val,[105] wie folgt: *„Die traditionelle geschlechtliche Dualität wird hinterfragt, in dem durch die Metaformance verdeutlicht wird, dass erotische Relationen und Affekte nicht primär an die primären männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmale gekoppelt sein müssen. Ein Mann liebt nicht jede Frau, nur weil sie weibliche Geschlechtsmerkmale besitzt. Die Bewegung eines Oberschenkelmuskels, das Hochziehen einer Augenbraue oder eine bestimmte Körperhaltung können es sein, die uns faszinieren und anziehen. Metasex ist die Pluralisierung von sexuellen Relationen und die damit einhergehende Auflösung einer binären Geschlechtlichkeit. Somit handelt es sich bei Jaime del Vals „Pangender Cyborg"-Metaformance um eine treffende Veranschaulichung der Pluralität des Guten."*

Nach Fausto-Sterling [2000, S. 235] müssen drei basale Prinzipien zur erfolgreichen Untersuchung des *„gender embodiment"* beachtet werden:

- *„First, nature/nurture is indivisible."*
- *„Second, organisms – human and otherwise – are active processes, moving targets, from fertilization until death."*
- *„Third, no single academic or clinical discipline provides us with the true or best way to understand human sexuality."*

[105] Der Art-Künstler Jaime del Val protestiert mit seiner „Pangender Cyborg"-Metaformance gegen Homophobie, Gechlechterbinarität, Machismus sowie die Überwachungs- und Konsumgesellschaft, indem er nackt im öffentlichen Raum als „Pangender Cyborg" auftritt und Ausschnitte seines Körpers durch am Körper angebrachte Kameras sowie eines Projektors auf städtische Einrichtungen (z. B. Gebäudewände, Straßen, Plätze usw.) projiziert.

Unser Organismus bzw. Körper steht in einer reziproken Wechselwirkung mit der Umwelt, wie Fausto-Sterling [2000, S. 235] mit ihrem ersten Prinzip betont. Letztere, nämlich die Umwelt, wirkt maßgeblich bei der Ausgestaltung bzw. Formung der menschlichen Körper mit. Dieser reziproke Prozess findet ein Leben lang statt und ist grundlegender Bestandteil eines jeden Lebewesens von der Zeugung bis zum Tod, wie Fausto-Sterling [2000, S. 235] mit ihrem zweiten Prinzip festhält. Ein gutes Beispiel für diese Wechselwirkung sind die menschlichen Knochen, die von Ernährung, Beanspruchung, soziokulturellen Gegebenheiten usw., aber auch dem Wissen darüber in zahlreichen Eigenschaften (z. B. Härte, Größe und Form, Dichte) geformt werden. Diese Formung der menschlichen Knochenstrukturen geschieht vielfach anhand des stereotypen Geschlechterdualismus, weil sich Kinder und Jugendliche vor allem auch in den entscheidenden Knochenwachstumsphasen heteronormativ unterschiedlich ernähren, bewegen, betätigen usw., wobei dieser Prozess der reziproken Beeinflussung ein Leben lang anhält und schließlich tatsächlich unterschiedliche Möglichkeiten und Resultate schafft [vgl. Fausto-Sterling, 2005]. Keine einzelne wissenschaftliche oder klinische Disziplin liefert den Menschen den richtigen oder besten Weg zum Verstehen der menschlichen Sexualität, wie Fausto-Sterling [2000, S. 235] in ihrem dritten Prinzip festhält.

Sprach-, Bild- und Körperwelt [vgl. Bucci, 2008; Tschacher & Storch, 2010] bilden im Embodiment-Ansatz eine sich wechselseitig beeinflussende Trias der Menschen, die schließlich auch Konstrukte wie Geschlecht sowie sexuelle Orientierung hervorbringen. Auch der menschliche Körper als physische Gegebenheit bildet hierin eine Projektionsfläche für soziokulturell und gesellschaftlich produzierte Stereotypien, welche die Komplexität und Pluralität der vorzufindenden biopsychosoziokulturellen Konstellationen auf eine simplifizierende, binäre, monokausale, verabsolutierende, heteronormative, polarisierende, hegemoniale, diskriminierende usw. Sachlage zu reduzieren versuchen. Dieser Reduktionismus nimmt immer nur einzelne Bestandteile des Ganzen in den Blick, um Widersprüchen durch eine Erweiterung des Blickfeldes aus dem Weg zu gehen. Gerade die Konstrukte wie Geschlecht und sexuelle Orientierung sind aber in eine enge biopsychosoziokulturelle Konstellation verwoben, sodass jede Reduktion unweigerlich

zu Fehlschlüssen führt. So zum Beispiel durch das Ausblenden der Historizität eines Konstruktes wie der sexuellen Orientierung [vgl. Weeks, 2004, S. 65], die deutlich aufzeigt, dass es sich hierbei um ein relativ junges Phänomen bezugnehmend auf entsprechende Persönlichkeitsmerkmale oder Identitäten, nämlich hetero-, bi- und homosexuell, handelt (siehe 3.1).

Der Embodiment-Ansatz sieht den Menschen nicht als physiologische Entität, sondern als gewordenes und werdendes Körperwesen, das Kraft seines Verstandes, Imaginationsvermögens und seiner Sprachfähigkeiten in seinem sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext sowie Naturumfeld agiert. Wie dieses Körperwesen in seinem sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext nach Maßgabe der Naturressourcen, die es mitbekommen hat oder vorfindet, sich entfalten kann und gefördert wird, beeinflusst maßgeblich, wer und wie dieser Mensch geworden ist und noch werden wird können. Die mit den Konstrukten Geschlecht und sexuelle Orientierung verbundenen Implikationen sind Teil des sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontextes, die über die vermittelten Sprach-, Denk-, Wahrnehmungs-, Handlungs-, Interaktions- und Verhaltensapriori zum Körper subtilen Einfluss auf den einzelnen Menschen ausüben. Der menschliche Körper wird in diesem Prozess der Bedeutungszuschreibungen zu einem Kultur- sowie Gesellschaftsgut. Diese soziokulturelle Einflussnahme wird von den meisten Menschen nicht als solche wahrgenommen, weil sie von Geburt an stattfindet und infolgedessen als etwas „Natürliches“, schon immer so „Dagewesenes“ empfunden wird. Der Körper und das zugehörige Subjekt bilden insofern immer schon die Gesamtheit des Menschen und bedingen sich gegenseitig. Engel [2002, S. 17] schreibt bezugnehmend auf die Kategorien Geschlecht und sexuelle Orientierung zur *„KörperSubjektivität“*[106]: *„Heteronormative Geschlechterverhältnisse definieren nicht nur die sozialen*

[106] Engel [2002, S. 17; Fußnote 19] schreibt zu dieser engen Verknüpfung von Körper und Subjekt: *„Dem Ausdruck ‚KörperSubjektivität‘ liegt die These zugrunde, dass Subjektivität nicht losgelöst vom Körper, aber auch der menschliche Körper nicht losgelöst von Subjektivität zu denken ist. ‚KörperSubjektivität‘ versucht den Ausdruck ‚embodied subjectivity‘ zu übersetzen, was sich als schwierig herausstellt, wenn Körper und Subjektivität gleichberechtigt nebeneinander stehen und als notwendig verwoben gefasst werden sollen. ‚Verkörperte‘ oder ‚körperliche Subjektivität‘ kommen deshalb nicht in Frage, weil damit nahegelegt wäre, es gäbe auch eine vom Körper abgelöste Subjektivität. Ebenfalls um die Idee eines vorkulturellen Geschlechtskörpers zu unterlaufen und Prozessualität hervorzuheben, werde ich die Begriffe Körper(ung) bzw. Geschlechtskörper(ung) verwenden, die die englischen Begriffe ‚embodiment‘ bzw. ‚embodiment of gender‘ aufgreifen.“*

und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen geschlechtliche und sexuelle KörperSubjektivitäten sich entwickeln und gelebt werden, sondern auch die Bedingungen der Repräsentation. So stellt sich die Frage, welche Vorstellungen und Darstellungen von Geschlecht und Sexualität innerhalb des normativen Rasters binärer Vergeschlechtlichung und dominanter Heterosexualität möglich sind oder verunmöglicht werden oder anders formuliert, welche sozial verständlich werden oder außerhalb kultureller Intelligibilität verbleiben. Die Hegemonie der Norm zeigt sich darin, dass sie in der Regel auch dann Bezugspunkt des Verstehens bleibt, wenn Körper, Subjektivitäten und Existenzweisen, Begehrensformen und sexuelle Praktiken dargestellt werden, die der Norm nicht entsprechen: Sie erscheinen entsprechend als Abweichungen, als Verfehlungen, als Kopien oder als Parodien der Norm."

Es wird somit ein Bedeutungszusammenhang zwischen Körper und den soziokulturellen Kategorien Geschlecht sowie sexuelle Orientierung hergestellt, der seinen Ursprung nicht im Körper, sondern in den kulturellen, gesellschaftlichen Bedingungen des soziokulturellen Umfeldes für die Menschen hat. Es findet also vielmehr eine „Körperung"[106] bzw. „Geschlechtskörperung"[106] der von einer Gesellschaft definierten Kategorie Geschlecht bzw. auch sexueller Orientierung statt. Der menschliche Körper fungiert hierin wie eine subjektive Projektionsfläche an individuellen Wünschen, Ängsten, Bedürfnissen usw., die vom soziokulturellen Umfeld verformt, in erlaubte versus unerlaubte, erwünschte versus unerwünschte, normale versus abnorme usw., polarisierend aufgesplittet werden. Der Embodiment-Ansatz rückt die enge Verknüpfung zwischen Körper und Psyche als eine Einheit, die den spezifischen Menschen auszeichnet, aber auch die soziokulturelle Menschwerdung mit all ihren Implikationen in den Vordergrund, wobei der Körper nicht primär als genetisch, hormonell – oder sonst wie biologisch verstanden – fokussiert wird, sondern vielmehr als eben diese Projektionsfläche bzw. dieses soziokulturelle Spielfeld der *„Performativität"* [Butler, 2006, S. 249 ff.]. Körper ist insofern immer schon Ausgangspunkt (Geburt) und schließlich auch Endpunkt (Tod) einer Einschreibung von soziokulturellen Merkmalen mit allen ihren Implikationen für das einzelne Individuum im spezifischen Kulturkreis, sodass diese Einschreibungen Auskunft über die vorherrschenden sozialen Verhältnisse und kulturellen Bedingungen, in denen

der Körper eines Individuums herangewachsen ist, sich (weiter-)entwickelt hat und schließlich gestorben ist, geben können.

4.6 Neurowissenschaft

Ähnlich wie im genetischen Bereich gab es zum Thema sexuelle Orientierung und hier vor allem zur männlichen Form der Homosexualität im neurowissenschaftlichen Bereich einen Forschernamen, der in wissenschaftlichen Fachzeitschriften, aber auch den Boulevardmedien häufig publiziert wurde und immer noch gern zitiert wird. Es handelt sich hierbei um Simon LeVay, einem Neurobiologen, der 1991 in der renommierten US-Fachzeitschrift „Science" einen Artikel mit dem Titel *„A Difference in Hypothalamic Structure Between Heterosexual and Homosexual Men"* [LeVay, 1991, S. 1034 ff.] veröffentlichte, dem weltweit Beachtung sowohl im wissenschaftlichen als auch populärwissenschaftlichen Bereich zuteil wurde. Es handelt sich hierbei um eine Post-mortem-Studie an zumeist an AIDS oder anderen schweren Erkrankungen verstorbenen Personen. LeVay [1991] konzentrierte sich bei seinen Untersuchungen an 41 Verstorbenen von sieben Krankenhäusern in New York und Kalifornien auf die anatomische Struktur des vorderen Hypothalamus, der als „interstitial nuclei of the anterior hypothalamus (INAH)" bezeichnet wird. Es findet sich in der gesamten Untersuchungsdarstellung kein Hinweis, wie das Konzept einer sexuellen Orientierung von LeVay [1991] operationalisiert wurde. Die 41 Verstorbenen gliedern sich nach LeVay [1991, S. 1035] in 18 homosexuelle Männer und einen bisexuellen Mann, die zusammen eine Gruppe der homosexuellen, an AIDS verstorbenen Männer bildeten, 16 heterosexuelle Männer, von denen sechs an AIDS und zehn an anderen schweren Erkrankungen verstorben sind, bildeten die Gruppe der heterosexuellen Männer, und sechs heterosexuelle Frauen, von denen eine an AIDS und die anderen an schweren Erkrankungen verstorben sind, bildeten die Gruppe der heterosexuellen Frauen. Bei der Erläuterung der Gruppenbildung findet sich immer wieder *„were presumed"* [LeVay, 1991, S. 1035], also hat LeVay [1991] die Gruppenzuordnung einfach aufgrund von Mutmaßungen vorgenommen. LeVay [1991, S. 1035] schreibt zur heterosexuellen Männergruppe: *„Sixteen subjects were presumed (7) heterosexual men: six of these subjects died of AIDS and ten of other causes."* In der Fußnote 7 schreibt

LeVay [1991, S. 1036] mit Verweis auf die Kinsey-Studie [1964] (siehe 3.5] zum männlichen Sexualverhalten in Amerika: *„Two of these subjects (both AIDS patients) had denied homosexual activity. The records of the remaining 14 patients contained no information about their sexual orientation; they are assumed to have been mostly or all heterosexual on the basis of the numerical preponderance of heterosexual men in the population."* Offensichtlich hat LeVay die zitierte Studie von Kinsey gar nicht gelesen, sonst müsste ihm klargeworden sein, dass sich gerade Kinsey auf Grundlage seiner Ergebnisse entschieden gegen eine solche polarisierende Aufteilung von Menschen in zwei Gruppen, nämlich die Heterosexuellen versus Homosexuellen, im Wissenschaftsbereich ausgesprochen hat [vgl. Kinsey et al., 1964, S. 612]. Im Übrigen kommt auch Kinsey nicht zu dem Schluss, dass die überwiegende Mehrheit einer männlichen Bevölkerung heterosexuell ist, sondern die Mehrheit sowohl gleich- als auch gegengeschlechtliches Sexualverhalten praktiziert, neben einer Fülle anderer Praktiken, darunter auch mit Tieren, dem Kinsey ein eigenes Kapitel gewidmet hat [vgl. Kinsey, 1964, S. 617 ff.]. Abgesehen von dieser falschen Darstellung bzw. Auslegung der Ergebnisse von Kinsey verweist die Vorgehensweise bei der Gruppenbildung auf einen grundlegenden Mangel der Studie von LeVay [1991]. Eine Studie zum Thema der sexuellen Orientierung durchzuführen, ohne dieses Konstrukt entsprechend zu operationalisieren (siehe 3.5) und lediglich auf Annahmen bzw. Mutmaßungen hin Probandengruppen einzuteilen, zeigt das geringe Verständnis für wissenschaftliche Güte- bzw. Qualitätskriterien wie zum Beispiel die fehlende Konstruktvalidität oder Gruppenkohärenz der Probandengruppen, die es unbedingt strikt einzuhalten gilt, um valide und reliable empirische Daten zu erhalten.

Ein weiterer wesentlicher Mangel stellt die Auswahl von Personen als Proband/inn/en mit schweren Erkrankungen dar, wenn die Erkrankungen, die schließlich auch zum Tod der betroffenen Personen geführt haben, gar nicht primärer Untersuchungsgegenstand sein sollen. Gerade bei Post-mortem-Untersuchungen von Personen, die an schweren Erkrankungen wie Krebs, Organversagen, Alkoholsucht, AIDS[107] usw. litten bzw. daran

[107] Vidal [2005, S. 129 f.] schreibt kritisch zur Auswahl von an AIDS Verstorbener in der Studie von LeVay [1991]: *„Indeed, all the homosexual men studied had died from AIDS. This point is a major bias in the study as the AIDS virus may invade the brain, causing important lesions. Thus, comparing AIDS virus*

verstarben, kann nicht davon ausgegangen werden, dass dies keinen Einfluss auf deren Gehirne gehabt hat. Im Gegenteil gilt ein solcher Einfluss nach heutigem und damaligem [vgl. Parsons, 1996] Wissensstand als gegeben, kann aber in seiner genauen individuellen Dimension und Ausprägung gar nicht hinreichend geklärt werden, um diesen Einfluss (Störvariable) letztlich vom primären Untersuchungsgegenstand, hier dem Konstrukt einer sexuellen Orientierung, zuverlässig abgrenzen zu können, sodass kausale Aussagen, wie von LeVay [1991] in seiner Untersuchung vorgenommen, in Hinblick auf die Fülle der alternativen Erklärungsmöglichkeiten nicht möglich sind [vgl. Döring & Bortz, 2016c, S. 102]. Dies hat zwar LeVay [1991, S. 1036] zum Teil selbst erkannt, wenn er schreibt, *„Nevertheless, until tissue from homosexual men dying of other causes becomes available, the possibility that the small size of INAH 3 in these men reflects a disease effect that is peculiar to homosexual AIDS patients cannot be rigorously excluded“*, aber ihn nicht zur nötigen Zurückhaltung bezüglich der Veröffentlichung solcher mangelhaften Untersuchungsergebnisse veranlasst.

Aber schon die anatomische Untersuchung der Kerne von INAH verweist auf einen weiteren erheblichen Mangel der Studie, wenn LeVay [1991, S. 1036] selbst schreibt: *„The borders of the nucleus are not well demarcated; hence a blind procedure was used to reduce bias effects. In most of the homosexual men (and most of the women), the nucleus was represented only by scattered cells (Fig. 1C). Because of the difficulty in precisely defining the neurons belonging to INAH 3, however, no attempt was made to measure cell number or density.“* LeVay [1991] hatte somit Probleme, die Grenzen der Kerne bei der Gruppe der homosexuellen Männer sowie heterosexuellen Frauen exakt abzugrenzen, wodurch ein Größenvergleich mit der Gruppe der heterosexuellen Männer demzufolge unwissenschaftlich ist. Dass er dann daraus aber schloss, keine weiteren Faktoren der Objektivierung, nämlich Zellanzahl oder -dichte, in sein Untersuchungsdesign hinzuzunehmen, obwohl schon damals bekannt war, dass hier ungünstige Prä- und

infected brains with other brains is not valid, and it is not very surprising that other scientists have never replicated LeVay's findings.“

Post-mortem-Faktoren als Störvariablen Einfluss auf die gehirnanatomischen Volumensergebnisse nehmen,[108] verweist wiederum auf ein fehlendes Verständnis für wissenschaftliche Güte- bzw. Qualitätskriterien. Letztlich hätte die Hinzunahme weiterer Faktoren der Bestimmung der hirnanatomischen Verhältnisse wie Zellanzahl[109] und -dichte jedoch nichts an der fehlenden Konstruktvalidität und Gruppenkohärenz geändert, sodass die Daten auch dadurch keine empirische Relevanz erlangen hätten können.

Ein weiterer Kritikpunkt ergibt sich bei der Darstellung der Ergebnisse, weil Interpretationen der Datenlage vorgenommen werden, die bei genauerer Betrachtung und trotz Negierung der schon dargestellten Mängel nicht haltbar sind [vgl. Vidal, 2005, S. 129]. So stellen sich die Ergebnisse innerhalb der Gruppen in den gemessenen INAH Kernen mit *„auffallenden und zu hinterfragenden Varianzen“* [Voß, 2011a, S. 125] bei einer geringen Proband/inn/en/zahl (heterosexuelle Männer N=16; homosexuelle Männer N=19; heterosexuelle Frauen N=6) dar. Diese Varianz zeigt sich an der Ergebnisdarstellung zum INAH-3-Kern bei LeVay [1991, S. 1036] in allen von ihm gebildeten Gruppen am deutlichsten [siehe Abb. 8]. Voß [2011a, S. 126] fasst die diesbezüglichen Mängel wie folgt zusammen: *„Es zeigt sich sowohl bei heterosexuellen als auch bei homosexuellen Männern bezüglich der Region INAH3-Ergebnisse für die einzelnen untersuchten Menschen zwischen etwa 0,01 und 0,20 mm³. Innerhalb ein und derselben Gruppe können also Unterschiede um den Faktor 20 festgestellt werden. Auch die Ergebnisse der wenigen untersuchten Frauen unterstützen diese große Varianz zwischen den einzelnen Individuen innerhalb einer Gruppe. Eine naheliegende Interpretation wäre also, dass diese Bereiche individuell stark variieren können – und so wäre die Frage nach der Ursache*

[108] Swaab & Hofman [1995, S. 269] schrieben zum Problem von Gehirnvolumensvergleichen: *„Since the size of brain structures might be influenced by pre-mortem factors (for example, by agonal state) and post-mortem factors (for example, by fixation time), not only should measurements of volume be performed, but also a parameter that is not dependent on such factors as, for example, total cell number of the brain structure in question should be estimated.“*

[109] Die Neuronanzahl im INAH 3 wurde in einer veröffentlichten Untersuchung von Byne et al. [2001, S. 89] als irrelevant für die sexuelle Orientierung festgestellt: *„The primary sexually dimorphic cellular characteristic of INAH3, neuronal number, did not vary as a function of sexual orientation.“*

interessant: Hier käme die Sozialisation ins Spiel, und hier wäre es relevant einzubeziehen, dass zahlreiche der untersuchten verstorbenen homosexuellen Männer – und nur wenige der heterosexuellen – an Aids erkrankt waren. Während die Sozialisation in der Studie überhaupt nicht thematisiert wurde, verneinte LeVay eine mögliche Auswirkung von Aids, obwohl alle Ergebnisse für die Größe von INAH3 bei den ‚homosexuellen Männern', die im Bereich von 0,01 bis 0,05 mm³ liegen, von Menschen stammen, die an Aids erkrankt waren." Aber auch hier gilt, dass die fehlende Konstruktvalidität und Gruppenkohärenz keinerlei Schlüsse auf Kausalitäten im Sinne der anatomischen Größenunterschiede eines INAH-Kerns, der zwischen nahezu keinem und einem Fünftel eines Kubikmillimeters ausmacht,[110] mit einer mutgemaßten sexuellen Orientierung, einem bei LeVay [1991] nicht operationalisierten sowie objektivierten Konstrukt, zulässt.

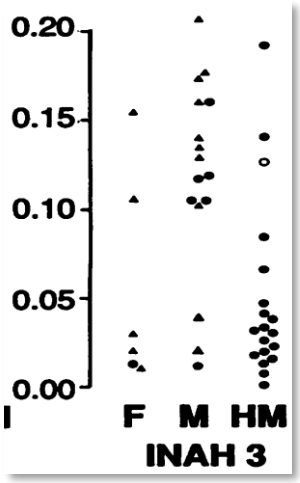


Abb. 8 **ERGEBNISSE** zu **INAH 3**
F = Frauen, **M** = Männer,
HM = homosexuelle Männer
Skala von 0.00 bis 0.20 in mm³
● = an AIDS Verstorbene
▲ = an anderen schweren Erkrankungen Verstorbene
o = an AIDS Verstorbener bisexueller Mann
[LeVay, 1991, S. 1036]

LeVay [1991] befeuerte mit seiner Untersuchungsdarstellung Spekulationen in Hinblick auf die Rolle von Hormonen oder Neurotransmittern in der frühen Hirnentwicklung, die LeVay [1991] in seiner Publikation auch selber anstellt. Letztlich blieben diese Überlegungen bis heute im rein spekulativen Bereich und konnten nicht bewiesen oder auch nur ansatzweise belegt werden (siehe 4.3). Seit LeVay und schon vorher wurde viel Forschungsarbeit dazu verwendet, einen statistischen, (pseudo-)signifikanten Zusammenhang zwischen der Hirnanatomie bzw. -entwicklung und dem Konstrukt einer sexuellen Orientierung herzustellen. Alle diese Untersuchungen können aber schon deshalb keine

[110] Vidal [2005, S. 130] wirft daher die kritische Frage auf: *„Moreover, how could one-tenth of a millimetre of brain determine homosexuality, when we know that sexual orientation might vary according to each individual's life?"*

empirische Relevanz erlangen, weil das Konstrukt einer sexuellen Orientierung bis heute weder hinreichend operationalisiert noch objektiviert worden ist.

Gerade bei der Gehirnentwicklung erscheint ein wissenschaftliches Faktum in all diesen gehirnanatomischen Untersuchungen zum Konstrukt einer sexuellen Orientierung völlig unberücksichtigt zu bleiben: dass das menschliche Gehirn nachweislich über eine lebenslange Plastizität verfügt, die der kanadische Psychologe Donald Olding Hebb in seiner Publikation *„The organization of behavior: A neuropsychological theory“* [Hebb, 1949] eindrucksvoll auf der Ebene der Synapsen beschrieb und später durch zahlreiche Untersuchungen im sprachlichen [vgl. Gaetz et al., 1998; Petersen et al., 1998; Tallal & Gaab, 2006 uvm.], aber auch in anderen Bereichen empirisch verifiziert wurde [vgl. Rimml, 2009, S. 35 ff.]. Erstaunliche Plastizitätsphänomene wurden für Musiker/innen [vgl. Elbert et al., 1995; Koelsch et al., 1999], früh erblindete Personen [vgl. Cohen et al., 1997], rasche funktionelle Umstrukturierungen im Gehirn [vgl. Recanzone, 1998] und Taxifahrer [Maguire et al., 2000] in Untersuchungen nachgewiesen [vgl. Rimml, 2009, S. 30 ff.]. Erst durch diese beeindruckende Plastizität sind ein lebenslanges Lernen und damit das Entwickeln von individuellen Fähigkeiten sowie Fertigkeiten überhaupt möglich. Diese grundlegende Eigenschaft eines jeden menschlichen Gehirns ist biologisch vorgegeben und ein großer entscheidender Vorteil, wenn es um die Anpassungsfähigkeit an die vorzufindenden Lebensbedingungen bzw. Umwelt geht. Hüther [2016, S. 72] umschreibt diesen Prozess der ersten Hirnreife folgendermaßen: *„Um die genetisch angelegten Möglichkeiten zur Ausbildung hochkomplexer und zeitlebens veränderbarer Verschaltungen in vollem Umfang nutzen zu können, braucht ein menschliches Gehirn optimale Entwicklungsbedingungen. Bereits vor der Geburt darf es nicht zu störenden Veränderungen mit den für sein Wachstum erforderlichen Bausteinen, Substraten, Kofaktoren und anderen Substanzen kommen, die die Ausreifung des während dieser Phase sehr schnell wachsenden Gehirns beeinflussen.“*

Wird dann ein Mensch geboren, so beginnen von diesem Tag an die Einflüsse der sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen in einer direkteren Form auf allen Sinneskanälen auf das menschliche Gehirn einzuwirken als noch vor der Geburt, wo der

Fötus von der Außenwelt durch das Fruchtwasser und den ihn umgebenden sowie tragenden Körper abgeschirmt wurde. So werden nun rasch entsprechende neuronale Verschaltungen im Gehirn gebahnt sowie ausgebaut. Diese hohe Plastizität impliziert demnach auch, dass die menschliche Gehirnreife von ihrer soziokulturellen Umgebung maßgebend abhängig bzw. bedingt ist.[111] Die genetische Anlage *„zur Ausbildung eines hochkomplexen, vielfach vernetzten und zeitlebens lernfähigen menschlichen Gehirns“* hat sich seit 100.000 Jahren nicht entscheidend verändert, *„sondern die zur Entfaltung dieser Möglichkeiten notwendigen Voraussetzungen“* [Hüther, 2016, S. 64].

Die genetische Anlage ist etwas, das wir Menschen von unseren Eltern im Befruchtungsakt mitbekommen und was einen gewissen Rahmen der Möglichkeiten absteckt, wenn zum Beispiel Gehirnstrukturen oder die Wahrnehmungsorgane durch genetische Defekte unvollständig oder fehlerhaft angelegt sind und dadurch psychische Beschränkungen auftreten. Vom Zeugungsakt an beginnend ist der Mensch in seiner Gesamtheit schon von optimalen Umweltbedingungen (z. B.: keine atomare Strahlenexposition, liebevolles soziales Umfeld, Sprachanregung usw.) abhängig. Die plastischen Gehirne werden im Laufe eines Menschenlebens immer mehr zu einer sich an den vorgefundenen individuellen, historischen, gesellschaftlichen, kulturellen, familiären, institutionellen usw. Bedingungen anpassenden Struktur [vgl. Hüther, 2016, S. 71].

Fazit ist, dass es auf neuronaler, kortikaler Ebene kein sich gleichendes menschliches Gehirn gibt, nicht einmal bei eineiigen Zwillingen. Nur sehr wenige Studien zu höheren kognitiven Funktionen konnten bis heute überhaupt nenneswerte geschlechtsspezifische Gehirnunterschiede feststellen, weil die individuellen Gehirnunterschiede weitaus

[111] Hüther [2016, S. 61 f.] führt für die Abhängigkeit des menschlichen Gehirns von seiner sozialen Umwelt ein sehr eindrückliches historisches Beispiel an: *„Es ist nun schon achthundert Jahre her, seit der Stauferkaiser Friedrich II. experimentell nachgewiesen hat, was aus dem Gehirn des Menschen wird, wenn man dessen Ausbildung allein den genetischen Anlagen überläßt. Um herauszufinden, welche Ursprache das Gehirn aus sich selbst heraus entwickelt, ließ er zwei Kinder von Ammen aufziehen, denen er verboten hatte, mit den Kindern auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Für den Kaiser war der Ausgang dieses unmenschlichen Versuchs recht unerwartet. Die Kinder begannen nicht, wie er vermutet hatte, aramäisch, auch nicht griechisch oder Latein zu sprechen, sondern sie blieben in ihrer gesamten Entwicklung zurück und starben schließlich. Wie sich ihr Gehirn unter diesen Bedingungen entwickelt hatte, wurde damals nicht weiter untersucht. Es kann nur eine Kümmerversion dessen geworden sein, was daraus hätte werden können.“*

höher [vgl. Vidal, 2005, S. 130 f.] und daher die Korrelationen mit dem Geschlecht überwiegend nicht signifikant ausfallen. Die Gehirnstrukturen können im Allgemeinen nicht nach stereotypen Geschlechtsmerkmalen dimorph differenziert werden, sondern vielmehr nach einzigartigen Merkmalsmosaiken, die auf individuelle Erfahrungen, individuelles Denken, Erleben, Verhalten usw. zurückzuführen sind [vgl. Joel et al., 2015]. Joel et al. [2015, S. 15472] sehen daher nach ihrer Studie an 1.400 Gehirnscans von Proband/inn/en die Notwendigkeit für einen Paradigmenwechsel in der Neurowissenschaft weg vom Fokus auf Geschlechtsunterschiede hin zu der großen individuellen Variabilität der menschlichen Gehirnstrukturen.

Zurückkommend auf das Konstrukt der sexuellen Orientierung kann festgehalten werden, dass die Einstellung zur eigenen Sexualität, die bis dato gemachten sexuellen Erfahrungen (auch in der Kindheit und Jugendzeit), die sexuellen Fantasien, die eigenen Denk- und Sichtweisen, die vermittelten Eindrücke zum soziokulturell, gesellschaftlich herrschenden Diskurs zur Sexualität, die vermittelten Wissensinhalte durch Schule, Medien, Peergroup sowie Bezugspersonen, der individuelle Lebensentwurf uvm. eine diesbezügliche individuelle Anpassung der Gehirnstrukturen bedingen. Es erscheint daher klar, dass jegliche Lebensumstände und somit auch alle uns umgebenden Umweltbedingungen Einfluss auf unsere Gehirne nehmen. Es führen auch Stereotype, Etikettierungen und Grundhaltungen zum Konzept einer sexuellen Orientierung zu entsprechenden *„Installationsmaßnahmen“*, wie dies Hüther [2016, S. 69 ff.] ausdrücken würde. Aus heutiger Sicht erscheint es völlig illusorisch anzunehmen, dass jemals bei einem Konstrukt wie der sexuellen Orientierung, auch wenn es gut operationalisiert und objektiviert ist, der Einfluss internaler und externaler Faktoren auf die involvierten neuronalen Gehirnstrukturen klar voneinander abgegrenzt werden könnten, vor allem schon deshalb, weil es sich bei den meisten Menschen letztlich um keinen stringenten Zusammenhang zwischen der diesbezüglichen Selbsteinschätzung und dem Verhaltens- und Erlebensbereich handelt.

Die heutigen, modernen Messmethoden (wie EEG, MEG, fMRT und PET) in der Neurowissenschaft haben hier auch keinen wirklich entscheidenden Durchbruch gebracht,

und die Ergebnisse sind mit Vorsicht bzw. Zurückhaltung zu interpretieren, wie eine Studie mithilfe der fMRT-Technik von Boubela et al. [2015] eindrucksvoll gezeigt hat. Werbik & Benetka [2016, S. 52] schreiben dazu: *„Boubela et al. (2015) weisen in einer vielbeachteten Studie mithilfe einer verbesserten fMRT-Technik nach, dass die Messung der Amygdala-Aktivität*[112] *in den bisherigen facheinschlägigen Studien mit dem Blutfluss in der Rosenthal-Vene konfundiert ist – einer Vene, die die Amygdala umschließt, aber mit der Blutversorgung des Mandelkerns gar nichts zu tun hat. Man denke an die vielen neurowissenschaftlichen Studien über Angstzustände! Kein Mensch weiß, was dabei eigentlich gemessen wurde."* Ebenso verhält es sich bei den Vielfach im neurowissenschaftlichen Bereich verwendeten Läsionsanalysen, bei denen *„psychologisch relevante Faktoren im eigentlichen Sinn in die kritische Erörterung gar nicht einbezogen werden"* [113] [Werbik & Benetka, 2016, S. 56]. Auch die Ergebnisse einer solchen Art von neurowissenschaftlicher Forschungsarbeit im Zusammenhang mit den Konstrukten Geschlecht [vgl. Fine, 2012] oder sexuelle Orientierung [vgl. Fausto-Sterling, 2000] übersieht das zentrale Faktum der außerordentlichen Fülle an Einflussfaktoren (Störvariablen), die hier zu berücksichtigen sind, wenn es um die Erforschung von Korrelaten zu Gehirnstrukturen geht.

4.7 AIDS-/HIV-Forschung

Der erste medizinisch dokumentierte AIDS-Fall in der westlichen Welt trat 1981 in den USA auf und wurde medial zum Ausgangspunkt einer Schwulenseuche gemacht. Das war aber weder der zeitliche noch räumliche Beginn einer weltweiten, sich schnell ausbreitenden, bis heute anhaltenden Pandemie des damit in Zusammenhang stehenden Virus,

[112] Werbik & Benetka [2016, S. 52] schreiben erklärend zur Amygdala-Aktivität: *„Zu den beliebten Forschungsgegenständen der Neurowissenschaftler gehört die Aufzeichnung der Aktivität der Amygdala. Der an der medialen Spitze des Temporallappens gelegene Mandelkern wird mit der emotionalen Einfärbung des Erlebens, insbesondere aber auch mit der Entstehung von Angst in Zusammenhang gebracht."*

[113] Werbik & Benetka [2016, S. 56] kritisieren den eingeschränkten Fokus vieler Neuropsychologen: *„Aus der Sicht neurowissenschaftlich orientierter Psychologen erschöpft sich die Biografie eines Patienten eben in der Berücksichtigung ihres ‚prämorbiden Funktionsniveaus'. Von der Lebenswelt der Menschen, von den sozialen Bezügen, in denen sie leben, wollen – oder besser vielleicht: können – sie offenbar nichts wissen."*

dem HIV.[114] Man geht mittlerweile davon aus, dass es sich bei dem HIV um eine Mutation der bei Menschenaffen vorzufindenden vergleichbaren Viren („SIV“ – „Simian Immunodeficiency Virus“) handelt [vgl. Bailes et al., 2003]. Der Ursprung des HIV liegt in den frühen 1920er-Jahren im Gebiet um Kinshasa,[115] von wo sich das HIV zunächst in Afrika mit der zunehmenden Mobilität (Ausbau der afrikanischen Bahn- und Schiffsverbindungen) und ab ungefähr 1960 weitaus schneller weltweit und immer schon nicht nur unter Männern verbreitete, wie Faria et al. [2014] in ihrer epidemischen Studie herausfanden.

Der Diskurs zur AIDS-/HIV-Verbreitung in den 1980er-Jahren hatte eine starke Verknüpfung männlicher Homosexueller mit einer todbringenden Viruserkrankung gebracht. Hier allen voran traten mächtige, moralisierende Vertreter der katholischen Kirche, aber auch der Politik auf, welche die Epidemie zum Anlass nahmen, um auf das ihrer Meinung nach „sündige“ Verhalten dieser Menschen hinzuweisen und die dramatischen Folgen für die Betroffenen des HIV bzw. einer späteren AIDS-Erkrankung mit einem Strafparadigma gleichzusetzen [vgl. Rimml, 2000, S. 11 u. 122]. Eine HIV-Infektion bzw. AIDS-Erkrankung wurde folglich von vielen als „gerechte“ Strafe gesehen [vgl. Stürmer & Salewski, 2009, S. 270], und die Betroffenen waren anfänglich einer starken gesellschaftlich, sozialen Stigmatisierung ausgesetzt.[116] Ausgrenzungen (z. B. HIV-infizierte Kinder wurden in Kindertagestätten nicht aufgenommen), Ausschluss (z. B. Verlust des Arbeitsplatzes), Verweigerung von Hilfe (z. B. zahnärztlicher Behandlungen) usw. standen in dieser Situation an der Tagesordnung für die ohnedies von einer existenzbedrohenden Virusinfektion und AIDS-Erkrankung betroffenen Menschen [vgl. Vlassenko, 2015, S. 36 ff.].

---

[114] „HIV“ steht für „Human Immunodeficiency Virus“ (menschlicher Immunschwächevirus) und „AIDS“ für „Acquired Immune Deficiency Syndrome“ (erworbenes Immunschwächesyndrom).

[115] Kinshasa ist Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo in Zentralafrika.

[116] Vlassenko [2015, S. 36] schreibt bezogen auf Venrath [1994] zur Situation der Betroffenen zu Beginn der HIV-Epidemie: *„Kontaminationsängste, Vorurteile, Ausgrenzung und Kontaktvermeidung prägten lange Zeit das soziale Umfeld der Betroffenen. Dieses Klima voller Vorurteile und Misstrauen wurde zusätzlich durch die AIDS-Berichterstattungen in den Medien gestärkt. Sämtliche Medien versuchten, sich gegenseitig mit ihren Hochrechnungen über die rasante Verbreitung der Krankheit zu übertreffen. Dies löste in der Bevölkerung starke Ängste und Verunsicherung aus, so dass die Situation der Betroffenen noch bedrückender wurde.“*

Bald stellte sich in der wissenschaftlichen Forschung zu HIV und AIDS heraus, dass nicht nur männliche Homosexuelle, wie anfänglich fälschlicherweise angenommen, von einer HIV-Infektion betroffen waren und künftig sind, sondern die Epidemie, die in Wahrheit schon lange zur Pandemie geworden war, sich durch alle Bevölkerungsgruppen und -schichten zog und zieht. Das Virus wählt seine zukünftigen Träger/innen nicht nach Geschlecht, Rasse, sexueller Orientierung oder Identität, Alter, Beziehungsstatus usw. aus, sondern infiziert Menschen über den direkten Kontakt mit infizierten Körperflüssigkeiten wie Blut, Sperma, Vaginalsekret, Liquor und Muttermilch anderer Menschen. Sobald dieser Zusammenhang wissenschaftlich belegt war, konnten auch die Übertragungswege sowie -arten klar definiert werden. Es gab und gibt keine Risikogruppen im Sinne von klar definierbaren sowie abgrenzbaren Personengruppen, sondern riskante Verhaltensweisen, die sich aufgrund der Übertragungswege sowie -arten ergeben und demzufolge nicht bloß mit der menschlichen Sexualität zu tun haben. In epidemiologischen Erhebungen zur HIV/AIDS-Forschung zu Beginn der Pandemie musste erst in mehreren Schritten gelernt werden, wie man die Fragen zu stellen hat, um überhaupt wissenschaftlich verwertbare Daten zum Sexualverhalten zu erlangen. Hier trat augenscheinlich hervor, wie weit die Selbstidentifikationen als Hetero-, Bi- oder Homosexuelle/r und das praktizierte Sexualverhalten oder auch die individuelle Zuordnung seines eigenen Sexualverhaltens als hetero-, bi- oder homosexuell auseinanderlagen[117] und wie wenig aussagekräftig diese Begrifflichkeiten sind [vgl. Haeberle, 1994, S. 35; Rimml, 2000, S. 31 f.]. Mittlerweile haben sich weltweit in der HIV-/AIDS-Forschung verhaltensbeschreibende Zuordnungsbegriffe zur Gruppenbildung (z.B. „MSM“ – „Männer, die Sex

[117] Haeberle [1994, S. 35] schreibt zur Diskrepanz zwischen dem tatsächlichen Sexualverhalten und der sexuellen Identität: *„Erst allmählich wurde den Epidemiologen klar, daß nicht alle selbstdefinierten Schwulen Sexualkontakte haben und daß viele Männer mit gleichgeschlechtlichen Kontakten sich nicht als schwul definieren. Also wurde die Frage geändert in: ‚Hatten sie homosexuelle Kontakte?‘. Jedoch fanden immer noch allzu viele Befragte ihre gleichgeschlechtlichen Aktivitäten auch damit nicht gemeint, besonders, wenn sie gleichzeitig andersgeschlechtliche Beziehungen hatten. Daraufhin fragte man, etwas klüger geworden: ‚Hatten sie homosexuelle oder bisexuelle Kontakte?‘ Je nach der Antwort, wurde dann eins von drei Kästchen angekreuzt: ‚Patient ist heterosexuell‘ oder ‚Patient ist homosexuell‘ oder ‚Patient ist bisexuell‘. Aber auch hier mußte man noch einmal lernen, daß viele Männer das Wort ‚homosexuell‘ nicht auf ihre eigenen Sexualkontakte mit anderen Männern bezogen, und daß wieder andere das Etikett ‚bisexuell‘ für ihr Verhalten ablehnen trotz nachgewiesenen oder bei Nachfragen zugegebenen Sexualkontakten mit Frauen und Männern. Also fragte man schließlich noch schlichter und getrennt: ‚Hatten Sie sexuellen Kontakt mit Männern, mit Frauen?‘.“*

mit Männern haben“) und darauf bezogene Fragen durchgesetzt, weil die stereotypen Begriffe eines Konzeptes einer sexuellen Orientierung zu invaliden Daten führten [vgl. Korchmaros et al., 2013], was die diesbezüglichen Forschungsergebnisse unbrauchbar machten. Diese verhaltensbeschreibenden Zuordnungsbegriffe setzen sich zunehmend auch in anderen Bereichen der Sexualforschung und -wissenschaft durch [vgl. Schick et al., 2016, S. 578 f.], wobei man auch hierbei wieder auf die Selbsteinschätzung angewiesen ist und auf die damit einhergehenden Probleme (siehe 3.7) stößt.

Dass gleichgeschlechtliches Sexualverhalten unter sich als heterosexuell definierenden Männern sowie Frauen verbreitet ist, weiß die Sexualforschung spätestens seit den Forschungsarbeiten von Kinsey und Klein (siehe 3.5). Aber auch neuere Forschungsarbeiten berichten von einer weitaus höheren sexuellen Variabilität, Diversität und Inkonsistenz in ihren Samples und Ergebnissen als angenommen [vgl. Dickson et al., 2003; Pathela, 2006; Savin-Williams et al., 2007; Diamond, 2009; Vrangalova & Savin-Williams, 2010].

Das Konzept einer sexuellen Orientierung stellte sich im Bereich der HIV-/AIDS-Forschung somit nicht nur als inkonsistent und invalide heraus, sondern regelrecht als gefährlich, weil man im Forschungsbereich viel zu lange auf vermeintliche Risikogruppen statt auf die tatsächlichen sexuellen Verhaltensrisiken fokussiert war, sodass der Glaube an einen heterosexuellen Gesundheitsapriori versus homosexuellen Infektionsapriori sich anfänglich in Bezug auf HIV/AIDS gesellschaftlich konsolidierte und bis heute noch fatalerweise bei den Themen HIV/AIDS für viele mitschwingt [vgl. Rimml, 2000, S. 122]. HIV/AIDS ist somit keine primäre auf die menschliche Sexualität bezogene Thematik, aber wurde dazu gemacht.

DeCecco [1990, S. 42 f.] umschreibt zutreffend die unheilvolle Verknüpfung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung mit der HIV-Infektionsgefahr: *„Unter gewöhnlichen Umständen mag dieser komplementäre Irrwitz von Heterosexualisten und Homosexualisten als die in der politischen Arena übliche Tatsachenverdrehung entschuldigt werden. Wenn wir aber die weitere Ausbreitung fast unbesiegbarer Viren unter Kontrolle bringen wollen, dann wird uns der Glaube an sexuelle Identität, der Glaube an eine Ideologie, teuer zu stehen kommen. Im Hinblick auf Aids hat dieser Glaube drei blinde Flecken. Bei zweien handelt es sich um epidemiologische Fragen, bei einem um ein sexologisches Problem.*

Erstens spielt im Zusammenhang mit der Übertragung von Viren bei Sexualkontakten überhaupt keine Rolle, mit wem dieser Kontakte stattfindet, sondern wie er stattfindet. Nicht die Person, sondern die Handlung ist entscheidend. Zweitens kann es den gefräßigen Viren vollkommen gleichgültig sein, ob sie die Zellen eines vermeintlich Heterosexuellen oder Homosexuellen zerstören. Der sexologische Aspekt besteht, auch wenn dies die Sprecher der schwulen Emanzipationsbewegung auf die Barrikaden bringen wird, darin, daß die meisten Männer und Frauen, die mit Partnern des gleichen Geschlechts sexuelle Kontakte pflegen, ganz zu schweigen von den Heerscharen, die dies gerne täten, es dann tun, wenn sie auf einen Menschen, der ihnen gefällt, treffen, und wenn sich eine geeignete Gelegenheit dazu ergibt. Ganz unabhängig davon, wie oft man ihnen heuchlerisch und frömmlerisch vorwerfen mag, daß sie sich vor ihrem Coming out drücken wollen, werden sie sich nie öffentlich zu einer Identität als Homosexueller bekennen."

Im Zusammenhang mit HIV/AIDS ist es daher sehr entscheidend, dass die Menschen über die Übertragungswege und -arten, die mit einem Infektionsrisiko verbunden sind, objektiv und mittels validen Erkenntnissen aufgeklärt werden und nicht ein falsches „Risikogruppen"-Denken, basierend auf dem Konzept einer sexuellen Orientierung, verbreitet wird, das suggeriert, dass man sich als selbstdefinierende/r Heterosexuelle/r in Sicherheit wiegen kann und vor allem primär die homosexuellen Männer zu einer Risikogruppe gehören würden. Dass dem nämlich nicht so ist, zeigen auch die neuen Zahlen des „Global AIDS Response Progress Reports (GARPR)" von 2016, in denen „UNAIDS", eine Organisation der UNO, die globale Entwicklung zu HIV/AIDS darstellt.

Die Zahl der Menschen, die weltweit mit HIV infiziert sind, stieg von 2010 auf 2015 von 33,3 Mio. auf 36,7 Mio. an, während die Zahl der jährlichen Neuinfektionen von 2010 auf 2015 von 2,2 Mio. auf 2,1 Mio. leicht zurückging. Unter den Neuinfizierten sind 53 % Männer und 47 % Frauen, wobei in der Altersgruppe der 15–24-Jährigen die Frauen mit 20 % stärker vertreten sind als die Männer, die 2015 14 % der Neuinfizierten in dieser Altersgruppe ausmachten [siehe Abb. 9].

Bei der Bevölkerung, die südlich der Sahara in Afrika lebt, trafen 2015 56 % der Neuinfektionen Frauen, und in der Altersgruppe der 15–24-Jährigen lag der Anteil der jungen

Frauen 2015 mit 25 % sogar doppelt so hoch wie bei den jungen Männer mit 12 % [siehe Abb. 10] [vgl. UNAIDS, 2016, S. 2 u. 8].

Es zeigt sich, dass HIV/AIDS kein überwiegendes Problem von Männern, die Sex mit Männer haben, ist, weil annähernd die Hälfte aller Neuinfektionen 2015, nämlich 47 %, und bei der Altersgruppe der 15–24-Jährigen 20 % (im Vergleich 14 % Männer) Frauen betreffen [siehe Abb. 9]. Trotzdem wird auch in den „Global AIDS Response Progress Reports“ von 2016 von „Schlüsselpopulationen“ gesprochen und dabei die Gruppe *„Gay men and other men who have sex with men“* [UNAIDS, 2016, S. 9] angeführt. Es findet sich aber keine eigene Kategorie für die HIV-infizierten Frauen, sie sind also alle in den anderen Gruppen, nämlich *„Rest of population“*, *„Sex workers“*, *„People who inject drugs“*, *„Transgender people“* oder *„Clients of sex workers and other sexual partners of key population“* [UNAIDS, 2016, S. 9] inkludiert. Diese Gruppeneinteilungen suggerieren wiederum, dass das HIV eine gewisse Vorliebe für bestimmte menschliche Lebensformen bzw. -weisen oder sexuelle Orientierungen hätte. Das HIV trifft aber keine Wahl, sondern wird auf Übertragungswegen und -arten verbreitet. So können schon Kinder vor der Geschlechtsreife durch den Geburtsvorgang oder das Stillen mit HIV infiziert werden. Aufschlussreich erweist sich die Darstellung der UNAIDS [UNAIDS, 2016] aber auch in anderer

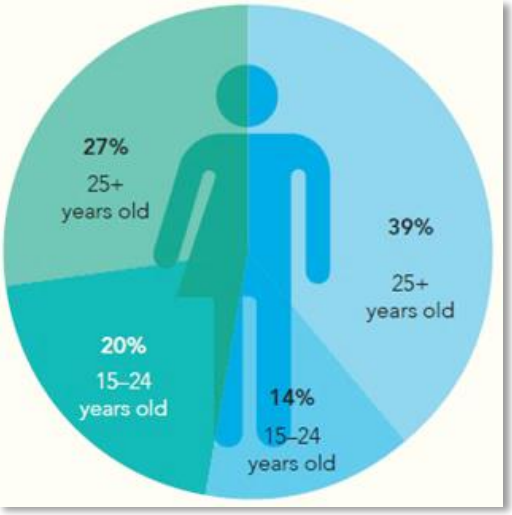


Abb. 9 **NEUE HIV-INFEKTIONEN 2015**
Differenziert in Alter (15–24/25+) und Geschlecht in Prozent
[UNAIDS, 2016, S. 8]

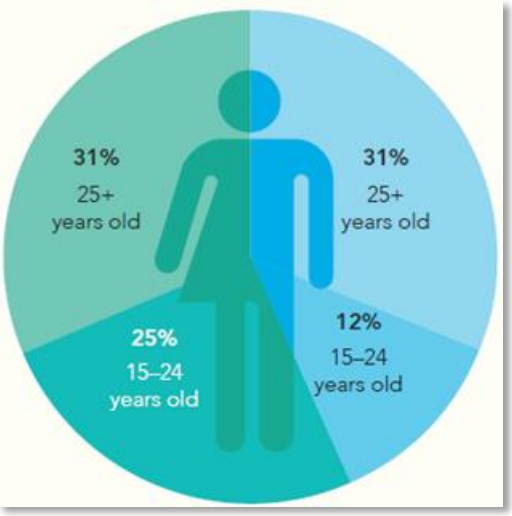


Abb. 10 **NEUE HIV-INFEKTIONEN 2015 bei der AFRIKANISCHEN BEVÖLKERUNG südlich der Sahara**
Differenziert in Alter (15–24/25+) und Geschlecht in Prozent
[UNAIDS, 2016, S. 8]

Weise, weil man sich offensichtlich vom stereotypen sexuellen Orientierungsbegriff, nämlich Homosexualität (*„gay men“*), nicht trennen konnte, aber gleichzeitig die gängige neue Formulierung, nämlich *„men who have sex with men“* [UNAIDS, 2016, S. 9], ergänzt. Die Selbstidentifizierung als hetero- versus homosexuelle/r Mann oder Frau erweist sich aber nicht nur für heterosexuelle Männer [vgl. Pathela, 2006] als vielfach trügerisch, was das tatsächliche Sexualverhalten anbelangt, sondern ebenso bei jeder anderen stereotypen sexuellen Orientierung und Geschlechtsgruppe. Es geht also bei HIV/AIDS nicht um die selbstdefinierten sexuellen Orientierungen, sondern um die Möglichkeit einer Infektion mit HIV durch die Übertagung von Viren über infizierte Körperflüssigkeiten im Rahmen von Sexualpraktiken, (notfall-)medizinischer Versorgung, Geburten, Stillen, injizierten Drogen und eventuell noch anderen bisher unentdeckten Übertragungswegen sowie -arten.

4.8 Fortpflanzung

Die Fortpflanzung stellt einen von drei elementaren, unterscheidbaren Bereichen, nämlich Lust-, Fortpflanzungs- und Beziehungsbereich [vgl. Beier, 2006, S. 953], der menschlichen Sexualität dar, der sich aber zunehmend von der Sexualität entkoppelt.

Beier [2006, S. 953] spricht bei diesen drei Bereichen von Dimensionen und differenziert diese wie folgt:

- *„Lustdimension der Sexualität, also alle Aspekte, die mit sexueller Stimulation, Erregung und Orgasmus zu tun haben“* [118] [Beier, 2006, S. 953]
- *„Fortpflanzungsdimension der Sexualität, also alle Aspekte, die mit Empfängnis, Zeugung, Schwangerschaft, Geburt und der Nachwuchsaufzucht zu tun haben und v.a.“* [Beier, 2006, S. 953]

[118] Strauß [2007, S. 3] schreibt zum Lustbereich der menschlichen Sexualität: *„Sexuelles Erleben, sexuelle Erregung und sexuelle Lust sind in starkem Maß subjektiv und beeinflusst durch biologische, psychologische und soziokulturelle Faktoren.“*

› *„Beziehungsdimension der Sexualität, nämlich der Möglichkeit zur Erfüllung biopsychosozialer Grundbedürfnisse nach Angenommenheit, Geborgenheit und Nähe durch sexuelle Körperkommunikation“* [119] [Beier, 2006, S. 953]

Die Fortpflanzungsdimension der menschlichen Sexualität wird im Allgemeinen zu Ungunsten der anderen Dimensionen der Sexualität überschätzt und infolgedessen häufig fälschlicherweise überbetont. Loewit [1992, S. 28], ein österreichischer Fortpflanzungsbiologe und Sexualmediziner, schreibt dazu: *„Weniger als 1 % der Geschlechtsakte sind Fortpflanzungsakte. Menschliche Sexualität ist vom Zwang der Hormone weitestgehend befreit. Die Orgasmusfähigkeit ist bei beiden Geschlechtern sehr ausgeprägt, bei der Frau auch während der Schwangerschaft und nach dem Erlöschen der Fortpflanzungsfähigkeit. Sexuelles Interesse und sexuelle Anziehung sind grundsätzlich immer gegeben, unabhängig von der Möglichkeit zu zeugen. Ob dieses Interesse tatsächlich aktiviert wird, hängt von ganz anderen Faktoren und Umständen ab als von der biologisch gegebenen Befruchtbarkeit.“*

Das Thema Fortpflanzung innerhalb der menschlichen Spezies wird im sexualwissenschaftlichen und -politischen Diskurs in Zusammenhang mit dem Konstrukt einer sexuellen Orientierung gebracht, worin der Heterosexualität eine Fortpflanzungsexklusivität oder, anders ausgedrückt, ein „Monopol auf Fortpflanzung“ ausgesprochen wird, welches nicht der („biologischen“) Realität entspricht. Franklin [1993, S. 27] spricht in diesem Zusammenhang auch von einem *„heterosexuellen Essentialismus“* (siehe 3.2), wenn vom Gesetzgeber die Anwendung moderner Fortpflanzungs- und Reproduktionstechniken an eine heterosexuelle Paarbeziehung geknüpft werden. Dass Ei- und Samenzellen nicht unbedingt einen vaginalen Geschlechtsakt zwischen zwei gegengeschlechtlichen Menschen oder Tieren bedürfen, um zueinander und damit zu einer Befruchtung zu kommen, weiß man spätestens seit der Entwicklung moderner Fortpflanzungs- bzw. Reproduktionstechniken, aber wohl schon viel länger, weil eine Insemination auch ohne

[119] Strauß [2007, S. 3] sieht hier *„eine zentrale interpersonale Funktion (Sexualität als Mittel der Bezogenheit und Beziehungsgestaltung)“*, aber auch *„eine große Bedeutung für die Selbstbestätigung (narzisstischer Aspekt der Sexualität).“*

vaginalen Geschlechtsakt ganz einfach durchzuführen ist. So können in jeder gut sortierten anglo-amerikanisch oder europäischen Apotheke Inseminationssets für die humane Heiminsemination, welche die geschlechtsaktfreie Insemination erleichtern und die Chance auf eine erfolgreiche Befruchtung erhöhen sollen, aber nicht Voraussetzung für eine geschlechtsaktfreie Insemination sind, von jedem Menschen erworben werden. In der Landwirtschaft bzw. spezifisch Tierzucht ist die geschlechtsaktfreie, artifizielle Insemination schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Anwendung.[120]

Loewit [1992, S. 29] schreibt zur Bedeutung der Fortpflanzung in seinem Buch *„Die Sprache der Sexualität“* [1992]: *„Fortpflanzung als scheinbar einziger oder hauptsächlicher Zweck der Sexualität tritt also im Laufe der Evolution zum Menschen hin immer mehr zurück, sozial-kommunikative Aufgaben der Sexualität im Sinne neuer Funktionen gewinnen zusätzlich an Bedeutung.“*

Die Lust- und Beziehungsdimension der Sexualität findet sich nicht nur beim Menschen, sondern auch bei Tieren und nehmen hier ebenfalls einen hohen Stellenwert ein. Bruce Bagemihl, ein kanadischer Biologe und Linguist, hat in seinem 1999 erschienenen Buch *„Biological Exuberance: Animal Homosexuality and Natural Diversity“* [Bagemihl, 2000] eindrucksvoll anhand einer Fülle von wissenschaftlichen Ergebnissen aus publizierten empirischen Studien in Fachjournalen die sexuelle und geschlechtliche Diversität von hunderten unterschiedlichen Tierarten und -gattungen dargestellt. Zur Beobachtung von gleichgeschlechtlichem Sexualverhalten schreibt Bagemihl [2000, S. 12]: *„Homosexual behavior occurs in more than 450 different kinds of animals worldwide, and is found in every mayor geographic region and every major animal group. It should come as no surprise, then, that animal homosexuality is not a single, uniform phenomenon. Whether one is discussing the forms it takes, its frequency, or its relationship to heterosexual activity, same-sex behavior in animals exhibits every conceivable variation.“* Nicht nur, dass

[120] Schreiber [2011, S. 154] schreibt zur artifiziellen Insemination in der Tierzucht folgendes: *„Erste Forschungen zur artifiziellen Insemination und eine Anwendung in großem Maßstab fanden in Russland bzw. in der frühen Sowjetunion statt. Elie I. Ivanov begann 1899, das Verfahren auf verschiedenen Pferdezuchtstationen einzusetzen. 1909 richtete das russische Landwirtschaftsministerium unter seiner Leitung ein reproduktionsphysiologisches Labor ein, in dem bis 1914 bereits 400 Techniker für die artifizielle Insemination in der Landwirtschaft ausgebildet worden waren.“*

sich bei vielen Tieren alle erdenklichen Sexualpraktiken (z. B. Analverkehr, Fellatio, unterschiedlichste Stellungen beim Geschlechtsverkehr, Masturbation bei Affen) zwischen gleich- und gegengeschlechtlichen Sexualpartner/inne/n finden, gibt es auch eine Fülle an unterschiedlichen Beziehungsmodellen mit mehreren gleich- und gegengeschlechtlichen Tieren [vgl. Bagemihl, 2000, S. 22], darunter auch eine gemeinsame Aufzucht von Nachwuchs innerhalb eines gleichgeschlechtlichen Tierpaares[121] [vgl. Bagemihl, 2000, S. 23 ff.].

Auch bei den Tieren ist infolgedessen das komplexe und vielschichtige Feld ihrer Sexualität nicht mit der Fortpflanzung gleichzusetzen, und die vorzufindenden Beziehungs- und Geschlechtskonstellationen (z. B. reine Weibchenart der Rennechse *„Cnemidophorus uniparens“* [vgl. Ebeling, 2006, S. 62 f.]) sind sehr variabel bzw. divers. Monogame Lebensformen bilden hierbei eine sehr seltene und oft nur auf wenige Tiere einer Art beschränkte Ausnahme. Trotzdem wird in der Biologie, spezifisch der Zoologie, eine *„heteronormative Perspektive“* [Ebeling, 2006, S. 65] eingenommen und in den gleichgeschlechtlichen sexuellen Verhaltensweisen von Tieren, die nicht der Fortpflanzung dienen, parallel zum Menschen (siehe 3.1), etwas Erklärungsbedürftiges gesehen[122] [vgl. Sommer, 1990; Bagemihl, 2000; Ebeling, 2006]. Gerade solche „heteronormativen“ Haltungen werden dann gern von Medien im Zusammenhang mit der Berichterstattung

[121] Bagemihl [2000, S. 23] beschreibt hierbei sogar einen größeren Erfolg bei gleichgeschlechtlichen Tierpaaren in der Aufzucht von Nachwuchs: *„Same-sex pairs in many species (especially birds) raise young together. Not only are they competent parents, homosexual pairs sometimes actually exceed heterosexual ones in the number of eggs they lay, the size of their nests, or the skill and extent of their parenting. How are such animals able to have offspring in the first place if they are in homosexual associations? Many different strategies are used, including several in which one or both partners are the biological parent(s) of the young they raise together. The most common parenting arrangement of this type is found in lesbian pairs of several Gull, Tern, and Goose species: one or both female partners copulate with a male to fertilize her eggs. No bonding or long-term association develops between the female and the male (who is essentially a ‚sperm donor‘ to the homosexual pair), and the youngsters are then jointly raised by both females without any assistance from a male parent.“*

[122] Ebeling [2006, S. 65] schreibt zur „Heteronormativität“ in der Zoologie, einem Teilbereich der Biologie, der sich mit der Tierwelt befasst: *„Darüber hinaus findet die heteronormative Perspektive in der Zoologie auch darin einen Ausdruck, dass die Frage nach den Ursachen für Verhaltensweisen nur bei gleichgeschlechtlichem, nicht aber bei gegengeschlechtlichem Verhalten gestellt wird. Entsprechend der gepflegten Erklärungsbedürftigkeit menschlicher Homosexualität in den Gesellschafts- und Humanwissenschaften scheint damit auch in der Zoologie nur gleichgeschlechtliches Verhalten erklärungsbedürftig zu sein.“*

über neuere Forschungsergebnisse zum Sexualverhalten bei Tieren aufgegriffen, fälschlicherweise in einen stereotypen Zusammenhang mit menschlicher Sexualität gebracht und sensationalisiert dargestellt. Barron & Brown [2012] haben diese mediale Sensationalisierung von Forschungsergebnissen zum Sexualverhalten von Tieren anhand einer Textanalyse von 48 Artikeln in Zeitungen, Magazinen und Internetartikeln zu elf Forschungsarbeiten in diesem Bereich untersucht und dabei festgestellt, dass die Darstellungsart der Ergebnisse der interviewten Forscher/innen maßgeblich zu einer solcherart „Sensationsmacherei" und Fehldarstellung beiträgt.[123] Hier haben Forscher/innen bzw. die Wissenschaft eine große ethische Verantwortung wahrzunehmen, weil diese Fehldarstellungen und -interpretationen zur negativen Stereotypisierung, Diskriminierung und Vorurteilen gegenüber Menschen führen können.

Beim Menschen stellt sich die Fortpflanzung durch die moderne Fortpflanzungs- bzw. Reproduktionsmedizin sowie den Möglichkeiten der hormonellen, chemischen und mechanischen Verhütungsmethoden vom Einzelnen selbst kontrollierbar dar. Sigusch [2000, S. 99] beschreibt diese Entwicklung bei den *„angewandten Fortpflanzungstechnologien"* sehr eindrücklich: *„Während das Klonen des Menschen eine weitgehend abstrakte Sache ist, obgleich bereits 1993 menschliche Embryonen geklont worden sind, produzieren die neuen, bereits massenhaft angewandten Fortplanzungstechnologien konkrete, vollkommen neuartige und disperse Keimbahn- und Familien-Relationen, indem z.B. embryonale Eier oder Eierstöcke übertragen werden, so dass die Ei-Empfängerin ein Kind austrägt, dessen genetische Mutter nie geboren worden ist. Oder indem eine Großmutter das von ihrem Schwiegersohn befruchtete Ei ihrer Tochter austrägt, so dass sie ihr Enkelkind gebiert. Oder indem Zwillinge oder Drillinge im Abstand von mehreren Jahren zur Welt kommen. Oder indem selektiv abgetrieben wird, weil Zwillinge oder das Geschlecht des Kindes oder der inzwischen ermittelte Erzeuger unerwünscht sind. Oder indem sich in einer Frau, die gemäß momentaner medizinischer Definition bereits tot ist,*

[123] Barron & Brown [2012, S. 152] schreiben zur medialen Sensationalisierung von Forschungsergebnissen zum Sexualverhalten bei Tieren: *„The direct quotes that researchers give to journalists seem to have a large influence on the tone of the articles written. Interviews in which scientists drew a link between their research findings and human behaviour consistently led to more-inflammatory media articles. By contrast, scientists who gave no such indications seemed to avoid the worst sensationalism."*

ein Kind entwickelt. Oder indem Frauen lange nach der Menopause Kinder gebären, beispielsweise unter Verwendung eigener „junger", rechtzeitig eingefrorener Eier, wobei diese „alten" Mütter ihr auf diese Weise kreiertes Kind wegen der heute in den reichen Ländern sehr viel höheren Lebenserwartung länger begleiten können als es einer 20-jährigen Mutter vor 100 Jahren im statistisch-biotischen Durchschnitt möglich war. Sollte sich diese Entwicklung, durch die ein Samenspender, eine Eispenderin, eine Leihmutter und die zukünftigen „sozialen Eltern" trennend verbunden werden, fortsetzen, werden in den reichen Ländern nicht mehr die biotischen, bei uns bisher leiblich genannten Eltern das Punctum saliens und von größter Bedeutung sein, sondern die sozialen Eltern."

Der Fortpflanzungsbereich beim Menschen entkoppelte sich zunehmend von der menschlichen Sexualität und kann gezielt im eigenen Lebensentwurf geplant werden. Nun ist Fortpflanzung bzw. Reproduktion, wie schon ausgeführt, nicht notwendigerweise an einen Geschlechtsakt (z. B. im Falle der Insemination) oder einer heterosexuellen Orientierung gebunden, um sich einen Kinderwunsch zu erfüllen. Der Kinderwunsch selbst ist unabhängig von einer Selbstindentifikation als Hetero-, Bi- oder Homosexuelle/r, also einer sexuellen Orientierung, bei allen Menschen mehr oder weniger ausgeprägt [vgl. Stacey, 2006; Kleinert et al., 2012, 2015]. Es gibt daher viele Menschen, die sich selbst als homosexuell definieren bzw. identifizieren und trotzdem „leibliche" bzw. *„biotische"* [Sigusch, 2000, S. 99] Eltern sind [vgl. Wegener, 2005]. Rohy [2012, S. 196] schreibt dazu: *„Though the prospect of reproduction without heterosexuality will seem monstrous to some, the point is not whether or not we should inhabit such a world. The point is that we could."* Die Verknüpfung des Überlebens der Menschheit mit dem Konzept einer heterosexuellen Orientierung, weil nur hier die Fortpflanzung gesichert sei, ist infolgedessen ein Mythos[124] im Zusammenhang mit dieser Konzeptualisierung. Elternschaft unter Menschen, die sich selbst als homosexuell identifizieren bzw. als solche leben, ist gelebte Realität, und es gilt als wissenschaftlich gut belegt, dass es keine

[124] Wegener [2005, S. 53] schreibt zur homosexuellen Elternschaft: *„Während heterosexuelle Paare häufig mit der Frage konfrontiert werden, wann sie Kinder bekommen, ist die Erwartungshaltung bei lesbischen Frauen und schwulen Männern genau entgegengesetzt: Lesben und Schwule sind in der öffentlichen Wahrnehmung per se kinderlos. Dabei ist das Phänomen lesbischer Mütter bzw. schwuler Väter kein neues. Neu hingegen ist, dass sich lesbische Frauen und schwule Männer selbstbewusster mit ihren Kinderwünschen auseinandersetzen, diese öffentlich thematisieren und auch umsetzen."*

irgendwie gearteten Fehlentwicklungen in den Entwicklungsverläufen von Kindern sich homosexuell identifizierender Eltern gibt, die kausal auf die sexuelle Orientierung ihrer Eltern zurückzuführen wäre [vgl. Stacey & Biblarz, 2001; Amendt, 2002; Fthenakis & Ladwig, 2002; Tasker, 2005; Peuckert, 2008, S. 298; Rupp, 2009; Hartmann, 2014], sondern ganz im Gegenteil, weil *„die Kinder aus Regenbogenfamilien über besondere Kompetenzen zu verfügen scheinen“* [Maier, 2009, S. 201].

4.9 Ausprägungshäufigkeit

Das Konzept einer sexuellen Orientierung impliziert verschiedene Ausprägungsformen dieses postulierten Persönlichkeitsmerkmals, nämlich meist eine Trias aus Hetero-, Bi- und Homosexualität, wobei auch weitere eigenständige Ausprägungsmöglichkeiten (z. B. Pädophilie, Asexualität, Fetischismus usw.) im sexualwissenschaftlichen Bereich diskutiert werden (siehe 2.1). In der sexualwissenschaftlichen Forschung wird mit unterschiedlichsten Variablen (z. B. Selbstidentifikation, Sexualverhalten, sexuelles Erleben usw.) zur differentiellen Zuordnung von Proband/inn/en zu den postulierten Ausprägungen gearbeitet. Auch der zeitliche Beobachtungsrahmen (z. B. zum Erhebungstag, Kalenderjahr vor der Untersuchung, ganze bisherige Lebensspanne usw.) für die Zuordnung zu einer Ausprägung ist nicht einheitlich (siehe 2.5).

So sind Ergebnisse von Forschungsarbeiten zur Ausprägungshäufigkeit der sexuellen Orientierung nicht vergleichbar, weder valide, objektiv noch reliabel, vornehmlich von den verwendeten Variablen abhängig, durch die Unschärfe der Begrifflichkeiten, fehlende Gruppenkohärenz sowie meist breite Streubereiche inkonsistent und infolge der allgemeinen, gesellschaftlichen Diskriminierung, Stereotypisierung sowie Pönalisierung eines Teils der Ausprägungsmöglichkeiten (Bi- und Homosexualität) mit dem Fehler der *„Antwort nach sozialer Erwünschtheit“* [Kothgassner & Stetina, 2011, S. 133] behaftet. Aufgrund all dieser Mängel können Ergebnisse zur Ausprägungshäufigkeit der sexuellen Orientierung keine empirische Relevanz im Sinne einer faktischen Feststellung von Häufigkeiten erlangen. Bei der sexuellen Orientierung handelt es sich um kein kohärentes, in sich schlüssiges Konzept, sodass insofern keine empirisch gültige Häufigkeitsverteilung,

sondern nur das Ausmaß der Inkongruenz festgestellt sowie demzufolge geschätzt werden kann.

Es ist aus der sexualwissenschaftlichen Forschung schon länger bekannt, dass die Selbstidentifikation bzw. -kategorisierung zu einer der drei Ausprägungen hetero-, bi- sowie homosexuell überwiegend mit dem tatsächlichen sexuellen Erleben und/oder Verhalten der befragten Menschen nicht übereinstimmt [vgl. Haeberle, 1994, S. 35; Rimml, 2000, S. 31 f.; Schmidt, 2005, S. 146 ff.; Pathela, 2006; Herbenick et al., 2010; Priebe & Svedin, 2013].[125] Dies zeigt sich vor allem bei Hinzunahme weiterer Variablen und/oder Ausprägungen, einer idealtypischen Prospektion oder auch Erweiterung des Beobachtungszeitraumes (siehe 3.5) im Rahmen von sexualwissenschaftlichen Erhebungen.[126] Dieser Befund trat aber auch augenscheinlich als Ergebnis der AIDS-/HIV-Forschung auf und hat dort zu einer weitestgehenden Abkehr von den stereotypen Kategorisierungen hetero-, bi- und homosexuell geführt (siehe 4.7), weil es hier vor allem um das tatsächliche Sexualverhalten der befragten Personen geht.

Für Schmidt [2005, S. 141 ff.] hat aber auch die zunehmende gesellschaftliche Ausweitung der kategorialen Zuschreibungen der hetero- vs. homosexuellen Stereotypien[127] zwischen den 1960/70er- [Sigusch & Schmidt, 1993] und 1990er-Jahren [Schmidt, 1993] zu einer weiteren Schablonisierung des jugendlichen Sexuallebens geführt, wie die entsprechenden Zahlen dieser Jahre von 20 % in den 1960/70er- auf 5 % in den 1990er-Jahren bei den 18-jährigen Gymnasiasten [Schmidt et al., 1993] zeigen. Diese Zahlen lassen mehrere Schlüsse zu, nämlich einerseits, dass in den 1990er-Jahren viel weniger Jugendliche sich trauten, zu ihren gleichgeschlechtlich sexuellen Erfahrungen zu stehen als noch in den 1960/70er-Jahren, andererseits könnte darin auch zum Ausdruck kommen,

[125] Bei der US-Studie von Herbenick et al. [2010] an einem großen Sample (N=5865) zeigte sich diese Diskrepanz in der Zahl der selbstidentifizierten homosexuellen Probanden (Jugendliche: männlich 1,8 %; Erwachsene: männlich 4,2 %) und dem Auftreten von gleichgeschlechtlichen Sexualpraktiken (*„Gave oral to male“*, *„Received penis in anus“* [Herbenick et al., 2010, S. 260]) unter den männlichen Probandengruppen.

[126] Erweitert man den Beobachtungszeitraum bei Untersuchungen zur Ausprägungshäufigkeit der sexuellen Orientierung, dann wird deutlich, dass es sich hierbei um kein stabiles Merkmal aller Menschen handelt [vgl. Kinnish et al., 2004].

[127] So schreibt Schmidt [2005, S. 143] zur Veränderung der Sicht auf Masturbation unter Buben: *„Aus harmloser, unschuldiger Freude und Lust am gegenseitigen Onanieren ist ein potentiell schwuler Akt geworden – er gerät unter Verdacht.“*

dass Jugendliche in den 1960/70er-Jahren tatsächlich noch mehr solche Erfahrungen sammeln konnten, weil dies noch weniger mit dem Stereotyp schwul/lesbisch verknüpft war, aber es wäre auch denkbar, dass neuerdings immer mehr Jugendliche trotz eindeutiger gleichgeschlechtlich sexueller Erfahrungen dies nicht mit den stereotypen Begriffen homosexuell oder Homosexualität in Verbindung bringen. Gerade die Diversität der möglichen Erklärungen, von denen nur drei genannt wurden, für ein Untersuchungsergebnis verweist darauf, dass Häufigkeitsstudien zur sexuellen Orientierung ein sinnloses Unternehmen darstellen, wenn das Forschungsinteresse auf eine tatsächlich valide Häufigkeitsverteilung abzielt.

Bei Studien zur Ausprägungshäufigkeit des Konzepts einer sexuellen Orientierung sind Störvariablen (siehe 3.7), wie die *„Antwort nach sozialer Erwünschtheit“* [Kothgassner & Stetina, 2011, S. 133], nicht in den Griff zu bekommen, sodass solche Forschungsarbeit nur Artefakte im Hinblick auf die tatsächlichen Ausprägungen produzieren kann. Es zeigt sich durch so eine Forschungsarbeit zum Konzept einer sexuellen Orientierung, dass sich die menschliche Sexualität nicht in Identitätsfeldern verorten lässt.

4.10 Zusammenfassung

Die sexuelle Orientierung oder meist synonym verwendete sexuelle Identität sind postmoderne, somit sehr junge Phänomene, die eine vorwiegende Ausrichtung des sexuellen Interesses einer Person an der Kategorie Geschlecht suggerieren. Innerhalb dieser Konzepte wird die eigene Geschlechtsidentität als entweder Mann oder Frau zur Richtschnur für das sexuelle Interesse an einer anderen Person, die je nach der eigenen sexuellen Orientierung bzw. sexuellen Identität ebenfalls einer der beiden Geschlechter, also entweder Mann oder Frau, angehören soll. Diese Logik geht davon aus, dass diese Geschlechterkategorien eindeutig von einander zu trennen wären, was jedoch nicht den vorzufindenden natürlichen Gegebenheiten entspricht, weil die Geschlechtsorgane eine große Variabilität sowie die meisten Geschlechtsorgane ein indifferentes Stadium zu Beginn ihrer Entwicklung aufweisen und sich innerhalb eines Spektrums an Ausprägungsmöglichkeiten entwickeln (siehe 2.3).

So hat schon Freud, der Begründer der Psychoanalyse, die Trennung des gegen- und gleichgeschlechtlich sexuellen Erlebens- und Verhaltensrepertoires des Menschen und Verortung dieser beiden prinzipiellen sexuellen Erlebens- und Verhaltensmöglichkeiten in zwei von einander klar zu trennende Hetero- versus Homosexualitätsidentitäten als aufklärungsbedürftiges Phänomen tituliert [vgl. Freud, 1991, S. 48]. Freud postulierte beim Menschen eine *„polymorph perverse Anlage"* [Freud, 1991, S. 93], die jedem Menschen grundsätzlich alle sexuellen Erlebens- und Verhaltensmöglichkeiten zugänglich macht. Der Begriff der *„Anlage"* suggeriert eine biologische Disposition für dieses *„polymorph perverse"* [Freud, 1991, S. 93] Vermögen des Menschen, das Sigusch mit dem Begriff *„polysexuelles Vermögen"* [Sigusch, 2013, S. 457] umschreibt.

Die essentialistische Sicht auf das Konzept einer sexuellen Orientierung (siehe 3.2) ist Anfang des 21. Jahrhunderts primär geprägt von Studien zur Endokrinologie (siehe 4.3), Genetik (siehe 4.4) sowie Neurowissenschaft (siehe 4.6). Aber weder bei Hormonen, Genen oder Gehirnstrukturen ergab sich bis dato ein klarer, eindeutiger Zusammenhang zum Konzept einer sexuellen Orientierung.

In allen drei Wissenschaftsfeldern Endokrinologie, Genetik sowie Neurowissenschaften wurde hingegen die bedeutende Rolle der Umwelt bzw. Umgebung durch Forschungsarbeiten belegt. In der Endokrinologie konnte nachgewiesen werden, dass der Hormonhaushalt eines Menschen durch dessen Psyche [vgl. Leiber et al., 2010, S. 43], aber auch Sozialisation [vgl. van Anders et al., 2015, S. 13805] beeinflusst wird. In der Genetik tritt die Bedeutung des Gens in den Schatten der epigenetischen Einflussfaktoren, welche die Genexpression[128] beeinflussen [vgl. Jaenisch & Bird, 2003; Kathmann, 2014]. Im Bereich der Neurowissenschaften zeigt sich, dass das menschliche Gehirn sich durch seine lebenslange Plastizität auszeichnet, wodurch Lernprozesse erst möglich werden, aber auch die Umgebung eine formende Wirkung auf die neuronalen Strukturen erhält. Das Zusammenspiel der genetischen Anlage, der spezifischen Umgebungseinflüsse und des

[128] Fine [2012, S. 285] schreibt zu epigenetischen Einflussfaktoren auf Gene: *„Gene schalten sich an und ab, je nachdem, was gerade passiert. Unsere Umgebung, unser Verhalten, ja unser Denken haben Einfluss darauf, welche Gene ‚exprimiert' werden."*

individuellen Nutzungsverhaltens hat Hüther [2016, S. 63] auf die (geschlechtsspezifische) Gehirnentwicklung folgendermaßen prägnant dargestellt: *„Mit ihrer Erkenntnis, dass unsere genetischen Anlagen zwar eine notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung für die Herausbildung eines hochkomplexen menschlichen Gehirns sind, haben uns die Genetiker und Molekularbiologen bei unserer Suche nach einer Antwort auf die Frage, weshalb Männer so werden, wie sie hier und heute zumindest im Durchschnitt immer wieder werden, doch schon ein ganzes Stück weitergebracht. Die genetischen Programme ermöglichen zwar die Herausbildung eines lebenslang lernfähigen Gehirns, was für ein Gehirn ein Mann (oder auch eine Frau) aber bekommt, hängt davon ab, wie und wofür er es benutzt. Und das wiederum hängt davon ab, wie und wofür er sein Gehirn in der Welt, in der er hineinwächst, zu nutzen Gelegenheit hat oder zu nutzen gezwungen ist. Mit dieser Erkenntnis ist nun allerdings auch gleich das ganze Fundament aufgeweicht und zerbröselt, auf dem alle bisherigen Vorstellungen der Protagonisten der genetischen Determiniertheit der menschlichen Hirnentwicklung und des menschlichen Verhaltens ruhten.“* Die Gehirnstruktur eines Menschen wird infolge von Denk-, Verhaltens-, Erlebens- sowie Wahrnehmungsprozessen und soziokultureller, gesellschaftlicher, familiärer Rahmenbedingungen bzw. Einflüssen geprägt bzw. geformt.

Die Feststellungen zum menschlichen Gehirn können als Analogie zur menschlichen Sexualität dienen, weil auch *„die Entwicklung zu einem sexuellen und geschlechtlichen Wesen von einer enormen Komplexität“* [Sigusch, 2013, S. 165], ähnlich der Gehirnentwicklung, gekennzeichnet ist, und implizieren hierdurch eine fluide Lesart der menschlichen Sexualität. In dieser Lesart stellt aus gegenwärtiger Sicht im Bereich der Genetik das menschliche Genom und epigenetische Faktoren die Heran- und Ausreifung der Geschlechtsorgane, der erogenen Zonen, *„eines lebenslang lernfähigen Gehirns“* [Hüther, 2016, S. 63] und die entsprechende Funktionalität (z. B. Produktion von Hormonen) dieser Bereiche des menschlichen Körpers sicher. Es sind hierbei allerdings nicht nur Genom und epigenetische Faktoren entscheidend, wie der Embodiment-Ansatz (siehe 4.5), der die Sprach-, Imaginations- und Körperwelt sich reziprok beeinflussend sieht, aufzeigt. Parallel zu dieser genetisch und epigenetisch beeinflussten körperlichen Entwicklung können soziokulturelle, gesellschaftliche sowie familiäre Einflüsse auf die sexuelle und

geschlechtliche Entwicklung lebenslang über die neuronale Plastizität auf das Gehirn einwirken. Insofern verändert jede Lebensbedingung, jeder Gedanke, jede Interaktion und Kommunikation usw. mehr oder weniger unser Gehirn, und diese neuronalen Veränderungen machen uns zu dem Menschen, der wir sind. Darin eingeschlossen ist auch unsere sexuelle und geschlechtliche Entwicklung, die infolgedessen nicht unabhängig von diesen zahlreichen Einflüssen gesehen werden kann. Auch wenn jeder Mensch ursprünglich genetisch eine *„polymorph perverse Anlage“* [Freud, 1991, S. 93] mitbekommt, hängt das *„polysexuelle Vermögen“* [Sigusch, 2013, S. 457] des einzelnen Menschen doch von einer Vielzahl von Einflussfaktoren ab. Nicht zuletzt auch davon, welche geschlechtlichen sowie sexuellen Erfahrungen ein Mensch von Geburt an sammelt oder zu sammeln gezwungen ist, weil die soziokulturellen, gesellschaftlichen sowie familiären Verhältnisse nichts anderes zulassen. Im Zusammenspiel der genetischen Anlage, der individuellen Nutzung des polysexuellen, geschlechtlichen Erlebens- und Verhaltensrepertoires und der spezifischen Umgebungseinflüsse und -bedingungen entwickelt sich der Mensch zu einem geschlechtlichen, zu einem sexuellen Wesen.

An der menschlichen Fortpflanzung bzw. Reproduktion (siehe 4.8) und der Nutzung der Potenziale der sexuellen Lust, Erregung und des sexuellen Begehrens der Geschlechtsorgane (siehe 4.2) zeigt sich das *„polysexuelle Vermögen“* [Sigusch, 2013, S. 457] des einzelnen Menschen sehr deutlich, weil es keinen „natürlichen“ Fortpflanzungsapriori[129] für die Konzeption einer Heterosexualität und kein naturgegebenes, ausschließliches Aufeinanderbezogensein der primären Geschlechtsorgane gibt, sondern jeder Mensch unabhängig von seiner Selbstidentifikation in Hinblick auf die stereotype sexuelle Orientierungskonzeption in Abhängigkeit seiner Geschlechtsorganentwicklung sich fortpflanzen, aber auch das polysexuelle Potenzial dieser Geschlechtsorgane erleben kann.

Die wissenschaftlichen Daten der AIDS-/HIV-Forschung (siehe 4.7) sowie zur Ausprägungshäufigkeit (siehe 4.9) der stereotypen Orientierungen des sexuellen Orientierungskonzeptes verweisen ebenfalls darauf, dass es sich beim Konzept einer sexuellen

[129] In den USA sind ungefähr 10 % der erwachsenen Frauen und Männer unfruchtbar [vgl. Almeling, 2015, S. 427].

Orientierung um kein in sich schlüssiges und sich vor allem im real gelebten Sexualverhalten sowie sexuellen Erleben widerspiegelndes, empirisch operationalisiertes (siehe 3.5) sowie objektiviertes (siehe 3.6) Konzept handelt. Zahlreiche Implikationen der wissenschaftlichen Konzeptualisierung der sexuellen Orientierung generieren sich nicht aus empirischen Daten oder Fakten, sondern vielmehr aus Mythen wie der „heteronormative“ Fortpflanzungs- und Gesundheitsapriori, die naturgegebene, ausschließliche Aufeinanderbezogenheit der Geschlechtsorgane, die abgeleitete Unnatürlichkeit homosexueller Erlebens- und Verhaltensweisen aus dem Tierreich uvm.

Die Konzeption einer sexuellen Orientierung mit ihren die menschliche Sexualität in drei sexuelle Identitäten aufsplittenden Kategorien macht diese drei Identitätsmöglichkeiten im Bereich der menschlichen Sexualität zu festen Entitäten der Persönlichkeitsentwicklung und widerspricht hierdurch dem eigentlichen *„polysexuellen Vermögen“* [Sigusch, 2013, S. 457] des Menschen. Was viele Menschen dazu veranlasst, zwar die soziokulturell bereitgestellten Identitätsangebote mit ihren Implikationen vordergründig anzunehmen und sich entweder der „Hetero- oder Homowelt“ anzuschließen, aber im alltäglichen Leben ihr *„polysexuelles Vermögen“* [Sigusch, 2013, S. 457] auf die ein oder andere kreative Weise doch zu leben (siehe 4.9). Schmidt [2005, S. 150] schreibt in einem Fazit zur sexuellen Orientierung und Identität: *„Man kann davon ausgehen, dass Homosexuelle gemeinhin das Ausmaß ihrer Homosexualität, und Heterosexuelle das Ausmaß ihrer Heterosexualität überschätzen. Insofern produzieren Konzepte wie ‚sexuelle Orientierung‘ oder ‚sexuelle Identität‘ im herkömmlichen Sinne Sexualität(en) ‚eingelassen in Stahl und Beton‘.“*

5 UNTERSUCHUNGSFRAGEN, -FOKUS UND -DESIGN

Die vorhergehenden Kapitel stellen den theoretischen Rahmen dieser Arbeit dar, während nun darauf aufbauend die Untersuchungsfragen und das Untersuchungsdesign (die Untersuchungsmethode) folgen. Die wissenschaftliche Relevanz des Konzeptes einer sexuellen Orientierung wurde im theoretischen Teil, soweit dies für das Verständnis dieser Arbeit notwendig erschien, dargestellt, historisierend erörtert und kritisch hinterfragt.

Im Kapitel „Konzeptimplikationen“ (siehe 2) sowie „Empirische Konzeptualisierung“ (siehe 3) wurde deutlich, dass das Konzept einer sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Kategorien Hetero-, Bi- sowie Homosexualität ein Produkt der Soziokultur ist und letztlich in einer Aufsplittung der sexuellen Sphäre des Menschen in eine bipolare „Hetero- versus Homowelt“ geführt hat, die sich an den ebenfalls bipolar postulierten stereotypen Geschlechterkategorien ausgerichtet hat.

Im Kapitel „Forschungsbefunde“ (siehe 4) wurde aus verschiedenen Blickrichtungen der Wissenschaft das Konzept einer sexuellen Orientierung fokussiert und die diesbezüglich für zentral erachteten wissenschaftlichen Ergebnisse kritisch hinterfragt bzw. durch widersprechende empirische Befunde in Frage gestellt. Im sexualwissenschaftlichen Forschungsbereich setzt sich die Polarisierung der menschlichen Sexualität in eine „Unstrittige“ (Heterosexualität) und eine „Erklärungsbedürftige“ (Homosexualität) fort (siehe 3.1), weil der überwiegende sexualwissenschaftliche Forschungsoutput bzw. Forschungsinteresse zur sexuellen Orientierung schon immer auf der Erklärung bzw. Ursachenforschung gleichgeschlechtlicher Sexualität, vielmehr Homosexualität, gerichtet ist. Der wissenschaftliche Diskurs zum Konzept einer sexuellen Orientierung ist infolgedessen geprägt von einer problematisierenden Fokussierung auf den gleichgeschlechtlichen Teilbereich der menschlichen Sexualität, der hiermit fortwährend suggestiv mit einer persönlichkeitsinhärenten „Andersartigkeit“ verbunden wird. Die mediale Sensationalisierung von scheinbar eindeutigen Forschungsergebnissen zur Entität einer Homosexualität, die gleichgeschlechtliche Sexualität mit endokrinen, genetischen, neuronalen usw. Gegebenheiten in Verbindung bringen, haben Auswirkungen auf den betreffenden

gesellschaftlichen Diskurs, weil Gesellschaft und Politik der Wissenschaft eine Deutungs- bzw. Erklärungshoheit einräumen [vgl. Waldschmidt, 2010, S. 156].

Insofern ist es für den gesellschaftlichen Diskurs zur sexuellen Orientierung erheblich, welche Deutungs- und Erklärungsansätze aus der Sexualforschung bzw. den unterschiedlichen, teilhabenden Wissenschaftsdisziplinen in diesen allgemeinen Diskurs eingebracht werden. Die Sensationalisierung in den populären Medien [vgl. Barron & Brown, 2012] führt eher zu einer Verbreitung von essentialistischen Sichtweisen (siehe 3.2) auf die menschliche Sexualität und hierbei vor allem zur Verbreitung von Entitätskonzepten zur Homosexualität (siehe 4.3, 4.4, 4.6).

5.1 Untersuchungsfragen

Die zentrale Untersuchungsfrage dieser Arbeit zielt auf die Etabliertheit des Konzeptes einer sexuellen Orientierung mit seinen Kategorien Hetero-, Bi- sowie Homosexualität innerhalb des sexualwissenschaftlichen Diskurses zu Beginn des 21. Jahrhunderts ab. Die sexualwissenschaftliche Verbreitung dieses Konzeptes wird durch die Verwendung der dazugehörigen Kategorien in wissenschaftlichen Publikationen augenscheinlich. Schon die alleinige Verwendung der stereotypen Begriffe führt zu ihrer weiteren Etablierung (siehe 2), sodass über eine Worthäufigkeitsanalyse mittels einer diktionärsbasierten Inhaltsanalyse aller Publikationen eines entsprechenden Fachjournals (siehe 5.2.3) ein Überblick über die Etabliertheit dieser stereotypen Begrifflichkeiten in der Sexualwissenschaft gewonnen werden kann.

Untersuchungsfrage 1 - GESAMTÜBERBLICK **UF 1**

Wie etabliert sind die unterschiedlichen stereotypen Begrifflichkeiten zur Hetero-, Bi- und Homosexualität des Konzeptes einer sexuellen Orientierung zu Beginn des 21. Jahrhunderts im sexualwissenschaftlichen Bereich, gemessen anhand einer diktionärsbasierten Worthäufigkeitsanalyse der entsprechenden Begriffe in einem anerkannten sexualwissenschaftlichen Fachjournal aller in einem zehnjährigen Publikationszeitraum veröffentlichten Fachartikel (Datenpool)?

Das Konzept einer sexuellen Orientierung fokussiert drei postulierte Möglichkeiten der Ausrichtung des sexuellen Interesses anhand von Geschlechtsmerkmalen, nämlich Hetero-, Bi- und Homosexualität (siehe 2), sodass auch in diesen drei Kategorien ein Gruppenvergleich der absoluten und prozentuellen Häufigkeiten von entsprechenden Begriffsnennungen erfolgen kann. Daraus lässt sich eine Verteilung der Worthäufigkeitssummen innerhalb dieser drei Kategorien in den Heften darstellen. Zudem kann aus der absoluten Häufigkeit der Nennung von stereotypen Begrifflichkeiten zum Konzept einer sexuellen Orientierung eine Gewichtung über jene Fachartikel, in denen diese Begriffe vorkommen, vorgenommen werden.

Untersuchungsfrage 2 - KATEGORIENHÄUFIGKEITEN **UF 2**

Welche absoluten Häufigkeitsunterschiede und -gewichtungen lassen sich bei den stereotypen Kategoriengruppen Hetero-, Bi- und Homosexualität des Konzeptes einer sexuellen Orientierung im Vergleich der Fachartikel, in denen diese Begriffe ≥ 10-mal vorkommen (relevante Fachartikel), beobachten?

Die Feststellung der Etabliertheit des Konzeptes einer sexuellen Orientierung über die Häufigkeit der Verwendung der entsprechenden Begrifflichkeiten führt zu einem weiteren Forschungsinteresse dieser Arbeit, nämlich der mit der Verwendung dieser Begriffe begleitend vermittelten Deutungs- und Erklärungsassoziationen. Dieser erschließt sich aus der assoziativen Verknüpfung von Begrifflichkeiten [vgl. Spitzer, 2010, S. 114; Schubert, 2014, S. 37 f.] in den betreffenden relevanten Fachartikeln, die anhand einer parallelen Nennung sowie auch entsprechender Häufigkeitsüberschneidungen der ausgewählten Schlüsselbegriffe (siehe 5.2.7) mit stereotypen Begrifflichkeiten zum Konzept einer sexuellen Orientierung in den gleichen Fachartikeln herauszulesen ist. Die Themen des Kapitels „Forschungsbefunde“ dienten hierbei als Beurteilungsraster.

Untersuchungsfrage 3 - KORRELATIONEN **UF 3**

Kann ein Zusammenhang zwischen den Worthäufigkeitsergebnissen der Schlüsselbegriffe (siehe 5.2.7) und der Suchbegriffe zum Konzept einer sexuellen Orientierung in dem relevanten Datenpool festgestellt werden?

In Anlehnung an das Kapitel „Forschungsbefunde“ (siehe 4.) wurde im gesamten Datenpool einschließlich der Literaturverzeichnisse der Fachartikel nach den Schlüsselnamen „LeVay“ und „Hamer“ gesucht, weil sie als Protagonisten einer essentialistischen Sicht und entsprechenden Forschungsarbeit (siehe 3.2 u. 3.4) zu dem Konstrukt einer sexuellen Orientierung gelten. Es wird daher erwartet, dass sich diese Namen signifikant häufiger in relevanten Fachartikeln finden als im restlichen Datenpool. Genauso wird mit dem Schlüsselnamen „Fausto-Sterling“ vorgegangen, gilt Anne Fausto-Sterling doch als eine der bedeutensten Forscherinnen (siehe 4.5) im Zusammenhang mit einer konstruktivistischen Sicht auf das Konstrukt einer sexuellen Orientierung.

Untersuchungsfrage 4 - SCHLÜSSELNAMEN **UF 4**

Lässt sich ein Zusammenhang zwischen dem Vorkommen der Schlüsselnamen „LeVay“, „Hamer“ und/oder „Fausto-Sterling“ und der Häufigkeit der Nennung der stereotypen Begrifflichkeiten zum Konstrukt einer sexuellen Orientierung in den Fachartikeln feststellen?

5.2 Untersuchungsfokus

Jede Untersuchungsfrage hat einen spezifischen Untersuchungsfokus, der primär auf die Darstellung der Etabliertheit des Konzeptes einer sexuellen Orientierung mit seinen kategorialen Begriffen Hetero-, Bi- und Homosexualität in der Sexualwissenschaft abzielt.

- Untersuchungsfrage **1** fokussiert auf einen **Gesamtüberblick** über das Konzept einer sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Kategorien im **gesamten Datenpool**.
- Untersuchungsfrage **2** fokussiert auf die **Kategorienhäufigkeiten** mit deren Gewichtung in den Fachartikel und Zusammenstellung eines **relevanten Datenpools**.
- Untersuchungsfrage **3** fokussiert auf die **Korrelationen** zwischen den Such- und Schlüsselbegriffen im **relevanten Datenpool** über zehn Jahre in einem sexualwissenschaftlichen Fachjournal.
- Untersuchungsfrage **4** fokussiert auf den Zusammenhang zwischen dem Vorkommen der **Schlüsselnamen** „LeVay“, „Hamer“ und/oder „Fausto-Sterling“ und der Kategorienhäufigkeit im **gesamten Datenpool**.

5.3 Untersuchungsdesign

Aufgrund der gestellten Untersuchungsfragen musste zunächst einerseits ein renommiertes sexualwissenschaftliches Fachjournal (siehe 5.3.1) und andererseits ein entsprechender Publikationszeitraum (siehe 5.3.2) gewählt werden, woraus sich ein Datenpool (siehe 5.3.3) an Fachartikeln bzw. der analysierte Textkorpus ergab.

Dieser Datenpool wurde einer ersten Worthäufigkeitsanalyse (siehe 5.3.5) auf Grundlage einer Suchbegriffsliste (siehe 5.3.4) zum Konzept einer sexuellen Orientierung unterzogen und dabei ein relevanter Datenpool (siehe 5.3.6) für weitere Korrelationsanalysen (siehe 5.3.8) gebildet.

In den Korrelationsanalysen wurden jeweils die Worthäufigkeitsanalyseergebnisse für die relevant erachteten Fachartikel, die nach den Ergebnissen aus der Worthäufigkeitsanalyse gewichtet und gereiht vorlagen, mit den Worthäufigkeitsanalyseergebnissen der ausgewählten Schlüsselbegriffe (siehe 5.3.7) zu den erörterten Themen im Kapitel „Forschungsbefunde“, zu denen ein Beurteilungsraster (siehe 5.3.7) erarbeitet wurde, verglichen.

Zuletzt wurden der Datenpool (siehe 5.3.3) sowie die Literaturverzeichnisse in den Fachartikeln ebenfalls einer Worthäufigkeitsanalyse (siehe 5.3.5) nach den Schlüsselnamen der Wissenschaftler Simon LeVay (siehe 4.6), Dean Hamer (siehe 4.4) und Anne Fausto-Sterling (siehe 4.5) unterzogen, um so dem Einfluss der beiden Protagonisten einer essentialistischen (LeVay, Hamer) sowie einer Protagonistin einer konstruktivistischen Sicht (Faust-Sterling) auf das Konzept einer sexuellen Orientierung in den Fachartikeln nachzugehen.

5.3.1 Fachjournal

Als Quelle für die textbasierende Datengewinnung einer interdisziplinären Sexualforschung wurde das sexualwissenschaftliche Fachjournal, die „Zeitschrift für Sexualforschung“, die von 1988 im Ferdinand Enke Verlag und seit 2000 nach einer Verlagsübernahme im Thieme Verlag (Stuttgart) vierteljährlich erscheint und als offizielles Organ der „Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung“ fungiert, gewählt.

Die „Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung“ versteht sich als interdisziplinäre sexualwissenschaftliche Fachgesellschaft mit Sitz am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf und nennt selbst fünf Forschungsschwerpunkte[130] [wörtlich zitiert]:

- ***Forschung zur Theorie der Sexualität und zur Geschichte der Sexualwissenschaft***
  Studien zur Geschichte und zum Begriff der Sexualität sowie zur Begründung einer kritischen Sexualwissenschaft.
- ***Klinische Forschung***

[130] Quelle ist die Homepage der „Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS)“: *http://dgfs.info/category/forschung/*

Entwicklung und systematische Evaluation psychotherapeutischer Behandlungsansätze. Die erarbeiteten Konzepte wurden in umfangreichen Monographien zusammengefasst. Im Vordergrund standen die Entwicklung psychotherapeutischer Konzepte bei sexuellen Funktionsstörungen, Perversionen und Sexualdelikten, Transsexualität und Intersexualität sowie Störungen als Folge sexueller Traumatisierungen.

- ***Frauen- und Geschlechterforschung***

  Klinische Studien zu geschlechtsspezifischen Aspekten sexueller Störungen sowie zu Problemen der Reproduktion, zur Psychoendokrinologie und sozialepidemiologischen Aspekten sexueller Traumatisierungen und Studien zum Macht- und Gewaltaspekt in den Beziehungen der Geschlechter.

- ***Sozialwissenschaftliche Forschung***

  Studien zum sexuellen Wandel bei Jugendlichen und Studenten, zur sexuellen Sozialisation und zur Veränderung des Geschlechtsverhältnisses sowie zu Homosexualität und zu HIV/AIDS.

- ***Sexualforensische Forschung***

  Studien zu Struktur, Ätiologie und Verlauf sexueller Delinquenz und Gewalt sowie zur Therapie und Zuverlässigkeit von Prognosen bei Sexualstraftätern.

Zu den Herausgeber/inne/n der „Zeitschrift für Sexualforschung“ zählen sechs Personen (Stand 2017):

- *Prof. Dr. med.* ***Peer Briken***

  Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie
  Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

- *Prof. Dr. phil.* ***Arne Dekker***

  Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie
  Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

- *Prof. Dr.*^{in} *phil.* ***Nicola Döring***

  Technische Universität Ilmenau

- *Prof. Dr. phil.* ***Jürgen Hoyer***

  Institut für Klinische Psychologie und Psychotherapie
  Technische Universität Dresden

› *Dipl.-Soz.in Dr.in phil.* ***Silja Matthiesen***

Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

› *Prof. Dr.in phil.* ***Hertha Richter-Appelt***

Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie
Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Im Herausgeber/innen/team befinden sich vier Personen, im Redaktionsteam sind alle Personen vom Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, das auch als Redaktionsanschrift der „Zeitschrift für Sexualforschung“ angegeben ist.

Das Redaktionsteam besteht aus:

› *Dipl.-Soz.Päd.in Dr.in phil.* ***Maika Böhm***
› *Prof. Dr. phil.* ***Arne Dekker***
› *Dipl.-Soz.in Dr.in phil.* ***Silja Matthiesen***
› *Dipl.-Psych. Dr. phil.* ***Timo O. Nieder***
› *Prof. Dr. med.* ***Peer Briken***

Das Herausgeber/innen/team postulierte Anfang 2012 im Heft Nummer eins zum 25-jährigen Jubiläum der „Zeitschrift für Sexualforschung“ in der Rubrik „Editorial“ ihr zentrales Anliegen, *„akademische Offenheit und interdisziplinärer Dialog“* [131] besonderes Augenmerk zu schenken und positionierten die Zeitschrift auch als *„Ort zahlreicher wissenschaftlicher und politischer Auseinandersetzungen“* [Herausgeber/innen, 2012, S. 2]. Gerade diese von den Herausgeber/innen vorgegebene Ausrichtung der „Zeitschrift für Sexualforschung“, nämlich Interdisziplinarität und Schauplatz der diskursiven Auseinandersetzung in den Themenfeldern von Wissenschaft und Politik, prädestinierte sie für die vorliegende Untersuchung.

[131] Die Herausgeber/innen [2012, S. 1] der „Zeitschrift für Sexualforschung“ schreiben in Bezug zu ihren Bemühungen, die Interdisziplinarität zu fördern: *„Damit hierbei aus einem vielstimmigen Nebeneinander tatsächlich ein interdisziplinärer Dialog entstehen kann, bemühen wir uns sehr um eine auf Verständlichkeit zielende redaktionelle Bearbeitung der Texte, die im Idealfall eine Verständigung über die disziplinären Tellerränder hinaus ermöglicht.“*

5.3.2 Publikationszeitraum

Die „Zeitschrift für Sexualforschung“ erscheint seit 1988 und ist seit der Heftausgabe Nummer drei des Jahres 2001 auch online zugänglich auf der Homepage[132] des Thieme Verlages. Für die vorliegende Untersuchung wurde ein zehnjähriger Untersuchungszeitraum Anfang des 21. Jahrhunderts gewählt, um die Bedeutung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung im sexualwissenschaftlichen Diskurs dieser Zeitspanne abzubilden. Da Veröffentlichungen meist eine gewisse Vorlaufzeit haben, wurde nicht mit Heft eins der Ausgabe 2001 begonnen, sondern beim Jahr 2005. Der gewählte Publikationszeitraum umspannte infolgedessen die Ausgaben von 2005 (Volume 18) bis einschließlich 2014 (Volume 27), die alle über einen Onlinezugang der Universität Innsbruck abgerufen werden konnten. In diesem Zeitraum erschienen aufgrund der vierteljährlichen Auflage insgesamt 40 Hefte. Drei Hefte in diesem Zeitraum sind Themenschwerpunkten gewidmet, nämlich Heft 1 im Jahr 2005 zu „100 Jahre Freuds *‚Drei Abhandlungen zur Sexualität‘*“, Heft 2 im Jahr 2007 zu „Intersexualität“ und Heft 3 im Jahr 2008 zu „Junge Sexualstraftäter“. In diesen Themenschwerpunktsheften sind die Artikel in keine Rubriken gegliedert. In den vier Heften des Jahres 2012 zum 25-jährigen Jubiläum ist jeweils ein Fachartikel einer eigenen Rubrik „Jubiläumsbeitrag“ zugeordnet, nämlich im Heft 1 *„Lauter Lobreden – 25 Jahre Soziologie in der Zeitschrift für Sexualforschung“* von Sven Lewandowski [2012], im Heft 2 *„Beiträge zu Psychotherapie und Psychoanalyse in der Zeitschrift für Sexualforschung – Eine Würdigung“* von Wolfgang Berner [2012], im Heft 3 *„Irritationen des Geschlechts im Wandel – Beiträge in 25 Jahren Zeitschrift für Sexualforschung“* von Hertha Richter-Appelt [2012] und im Heft 4 *„Totale, kritische oder praktische Sexualmedizin? 25 Jahre Sexualmedizin in der Zeitschrift für Sexualforschung“* von Peer Birken. Die vier Jubiläumsbeiträge decken daher die diskursiven Entwicklungen in den Wissenschaftsbereichen Soziologie (Heft 1), Psychoanalyse (Heft 2), Geschlechterforschung (Heft 3) sowie Sexualmedizin (Heft 4) in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ von 1988 bis 2012 ab.

[132] Quelle: Homepage des Thieme Verlages unter der Rubrik „Thieme Zeitschriften“: *https://www.thieme.de/de/zeitschrift-sexualforschung/profil-2698.htm*

Ab dem Heft 4 des Jahres 2009 findet sich auch eine Rubrik „Buchbesprechungen“ und ab dem Heft 2 des Jahres 2013 auch eine Rubrik „Redaktionelle Mitteilungen“, in der sich die Daten zu den Autor/inn/en des jeweiligen Heftes befinden. Die Inhalte in diesen Rubriken wurden nicht in die Untersuchung aufgenommen, weil Buchbesprechungen sowie redaktionelle Mitteilungen sich nicht zur hier vorgesehenen Auswertung eignen und für die Untersuchungsfragen nicht relevant sind.

Ansonsten wurden alle Fachartikel und Beiträge im Publikationszeitraum 2005 bis 2014 in den Datenpool der vorliegenden Untersuchung aufgenommen.

5.3.3 Gesamter Datenpool

Der Datenpool der vorliegenden Untersuchung besteht aus insgesamt 264 Einzeldateien, von denen 238 Fachartikeln bzw. Beiträge aus drei Themenschwerpunktheften und 37 Heften, die sich in unterschiedlich zusammengesetzten Rubriken gliedern, stammen. Dieser Datenpool ist vollständig in Anhang A aufgelistet. Den einzelnen Datensätzen wurde jeweils das Erscheinungsjahr, die entsprechende Jahrgangsangabe, Heftnummer sowie eine fortlaufende Zahl als Signatur zugewiesen, um darüber jeden Datensatz eindeutig zuordnen zu können und die Ergebnisdarstellung zu vereinfachen. 26 Dateien beinhalten Datensätze zu den Rubriken „Buchbesprechungen“ sowie „Redaktionelle

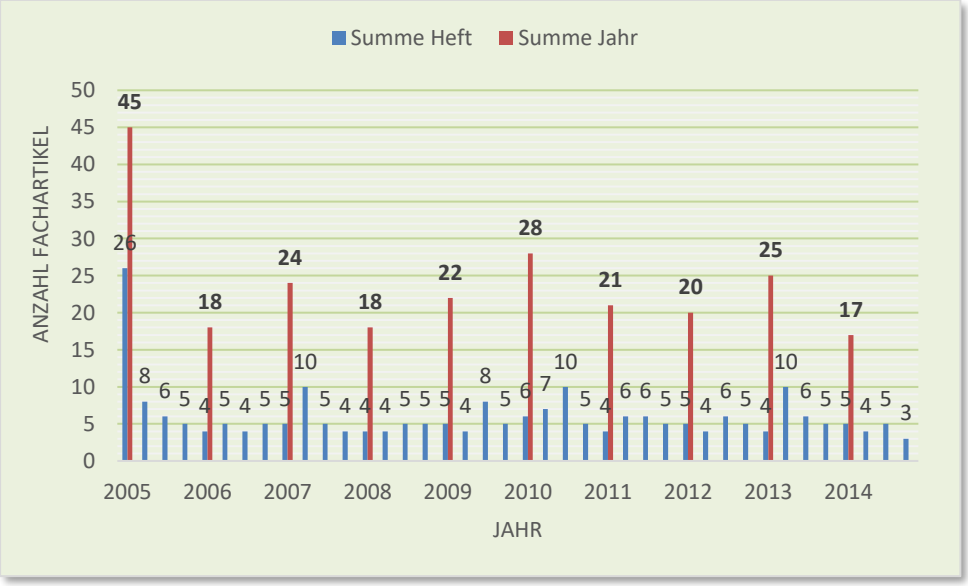


Abb. 11 HÄUFIGKEITSVERTEILUNG DER FACHARTIKEL IM DATENPOOL

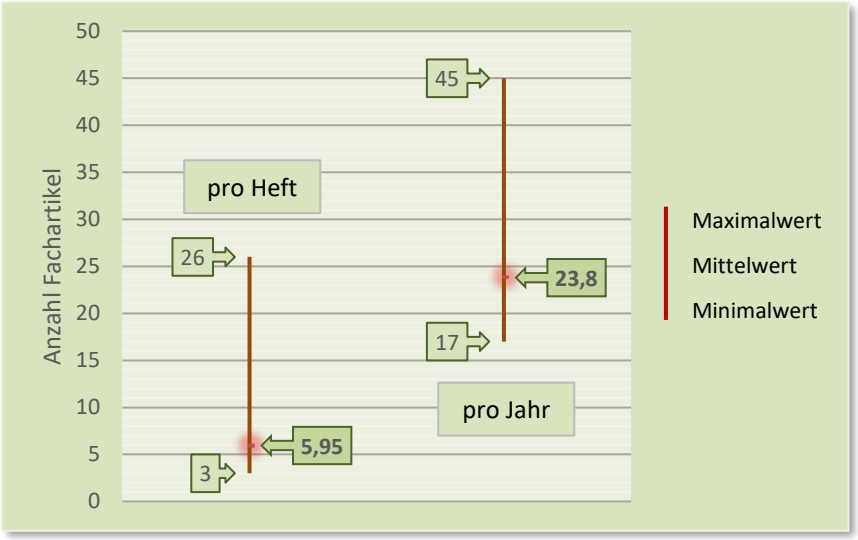


Abb. 12 **ARTIKELANZAHL pro HEFT sowie JAHR im PUBLIKATIONSZEITRAUM**

Mitteilungen“, die zwar der Vollständigkeit halber auch erfasst wurden, aber nicht in den Datenpool für die Worthäufigkeitsanalysen einflossen.

Die Verteilung der 238 Fachartikel auf die einzelnen Hefte und Jahrgänge [siehe Abb. 11] verläuft zwischen dem Minimum von drei und dem Maximum von 26 Fachartikeln bzw. -beiträgen pro Heft und einem Minimum von 17 und Maximum von 45 pro Jahrgang im ausgewerteten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2). Im Durchschnitt (Mittelwert) erschienen in jedem Heft 5,95 und in jedem Jahr 23,8 Fachartikel bzw. Beiträge [siehe Abb. 12]. In vier Heften finden sich ≥ 10 Artikel, nämlich Heft 1 im Jahr 2005 mit 26 Artikeln zum Schwerpunktthema „100 Jahre Freuds ‚*Drei Abhandlungen zur Sexualität*‘“, Heft 2 im Jahr 2007 mit 10 Artikeln zum Schwerpunktthema „Intersexualität“, Heft 3 im Jahr 2010 mit 10 Artikeln vorrangig zur Debatte zum sexuellen Missbrauch sowie Heft 2 im Jahr 2013 mit 10 Artikeln schwerpunktmäßig zur Debatte um ein neues Transsexuellengesetz in Deutschland.

Die Dateien des Datenpools wurden gekennzeichnet durch die vergebene Signatur im pdf.-Format in das „MAXQDA Analytics Pro 12“-Programm des Berliner Softwareunternehmens VERBI GmbH eingelesen. Jeder einzelne Artikel wurde dabei in die fünf Bereiche „Titel“ (Überschrift des Artikels), „Autor/inn/en“, „Text“, „Literatur“ und „Fußno-

ten“ gegliedert bzw. jeder dieser fünf Artikelbereiche mit eigenem „Code“ versehen, sodass diese Artikelbereiche gezielt für die weiteren Analysen „aktiviert“ versus „deaktiviert“ werden konnten.

5.3.4 Suchbegriffslisten

Das Konzept einer sexuellen Orientierung bzw. sexuellen Identität umfasst die drei stereotypen Klassifikationsbegriffe als Substantive Hetero-, Bi- und Homosexualität, aber auch als Adjektive, nämlich hetero-, bi- und homosexuell. Umgangssprachlich wird im Deutschen für homosexuell auch häufig die Begriffe „lesbisch“ (für die weibliche Form) und „schwul“ (für die männliche Form) verwendet, sodass diese Begriffe ebenfalls in die Suchbegriffsliste aufgenommen wurden.

Weitere notwendige Suchbegriffe waren die Namen „LeVay“, „Hamer“ sowie „Fausto-Sterling“, die für die Beantwortung der Untersuchungsfrage 4 benötigt wurden.

Suchbegriffsliste A (für die Untersuchungsfrage 1 bis 3):
„sexuelle orientierung“, „sexuelle identität“
„bisexualität“, „bisexuell“
„heterosexualität“, „heterosexuell“
„homosexualität“, „homosexuell“
„lesbisch“, „schwul“
Suchbegriffsliste B (für die Untersuchungsfrage 4):
„LeVay“
„Hamer“
„Fausto-Sterling“

5.3.5 Worthäufigkeitsanalyse

Für die Worthäufigkeitsanalyse wurden im „MAXQDA Analytics Pro 12“ zunächst im *„MAXDictio“* im Bereich *›Diktionär‹* die Suchbegriffe (siehe 5.3.4) [vgl. Kuckartz, 2007, S.

218 ff.] eingegeben, um eine diktionärsbasierte Inhaltsanalyse [vgl. Kuckartz, 2007, S. 220 ff.] zu ermöglichen. Hier kann zusätzlich für jeden Suchbegriff einzeln die Funktion *›Ganzes Wort‹*, *›Groß-/Kleinschreibung unterscheiden‹* und/oder *›Wortbeginn‹* ausgewählt werden, um den Suchraster zu spezifizieren. Wird die Funktion *›Ganzes Wort‹* und *›Groß-/Kleinschreibung unterscheiden‹* zum Beispiel nicht ausgewählt, dann wird bei einem Suchbegriff wie „homosexuell“ auch die substantivischen Wortformen „Homosexuell***er***“ oder auch die Mehrzahl davon, „Homosexuell***e***“, aber auch alle Wortformen des adjektivischen Begriffs mit Suffix (z. B. „homosexuell***e*** Elternschaft“, „homosexuell***es*** Verhalten“ usw.) und im Text mit Trennstrich getrennte Wörter (z. B.: „homo-↵ sexuell***e*** Menschen“) zu dieser Suchkategorie gezählt. In der vorliegenden Untersuchung wurde daher bei keinem Suchbegriff der Suchbegriffsliste A (siehe 5.3.4) eine der einschränkenden Suchfunktionen gewählt, um alle abgewandelten Wortformen auch vom Suchraster erfasst zu haben. Nur für die Suchbegriffe der Suchbegriffsliste B (siehe 5.3.4) wurden hier die Funktionen *›Ganzes Wort‹* und *›Groß-/Kleinschreibung unterscheiden‹* ausgewählt, um sicherzustellen, dass tatsächlich nur die Namen der gesuchten Forscher/innen vom Suchraster erfasst werden.

Weiters wurde für die Worthäufigkeitsanalyse im Bereich *›Liste der Dokumente‹* alle Dokumente (Fachartikel) mit der Funktion *›Aktivieren‹* für den Suchraster eingeschaltet und im Bereich *›Liste der Codes‹* die Codes für „Titel“, „Text“ und „Fußnote“, für die Worthäufigkeitsanalyse zur Untersuchungsfrage 4 auch der Code „Literatur“ mit ebenfalls der Funktion *›Aktivieren‹* für die Analyse aktiviert.

Mit den getroffenen Einstellungen konnte dann die Funktion *›Worthäufigkeiten (nur Wörter des Diktionärs)‹ ausgewählt* und die Funktionen *›nur für aktivierte Dokumente‹* sowie *›nur in ‚Liste der Codings‘‹* bestätigt werden, sodass nur die aktivierten Teile der Dokumente für die Worthäufigkeitsanalyse herangezogen wurden.

Durch den Start der Funktion *›Worthäufigkeiten (nur Wörter des Diktionärs)‹* zählt das „MAXQDA Analytics Pro 12“-Programm die Häufigkeiten der im *›Diktionär‹* aufgelisteten, ausgewählten Suchbegriffe in den mit der Funktion *›Aktivieren‹* eingeschalteten Dokumenten (*›Liste der Dokumente‹*) und Codes (*›Liste der Codes‹*). Hierdurch ist eine ge-

zielte Worthäufigkeitsanalyse im Datenpool möglich. Die Ergebnisse der Worthäufigkeitsanalyse werden als Häufigkeitstabelle vom Programm dargestellt, die ins Programm Excel von Microsoft exportiert und dort weiterbearbeitet werden können.

In zehn Probleläufen zur Worthäufigkeitsanalyse wurde das korrekte Auszählen überprüft und festgestellt, dass Wortkombinationen mit Klammer- und Bindestrichsetzung, wie zum Beispiel „(homo-) sexuelle Orientierung“, nur jeweils einmal erkannt, hier zum Beispiel als „sexuelle Orientierung“, und codiert wurden. Bei Trennstrichen war dies nicht so.

5.3.6 Relevanter Datenpool

Für die Ermittlung des relevanten Datenpools wurde ein Cut-Off ≥ 10 Nennungen aller in der Suchbegriffsliste A aufgelisteten Suchbegriffe (siehe 5.3.4) für jeden einzelnen Fachartikel aus dem gesamten Datenpool (5.3.3) herangezogen. Fachartikel bzw. -beiträge, die Worthäufigkeitssummenergebnisse über alle in der Suchbegriffsliste A gelisteten Suchbegriffe unter diesem Cut-Off-Wert aufwiesen, wurden infolge ausgeschieden. Hierdurch entstand der relevante Datenpool aus 52 Fachartikeln.

Konkret wurde dazu die Ergebnisliste der Worthäufigkeitsanalyse (siehe 5.3.5) über alle Fachartikel (*›Liste der Dokumente‹*) und den aktivierten Codes (*›Liste der Codes‹*) zu „Titel“, „Text“ und „Fußnote“ in das Excel-Programm von Microsoft geladen. Dort wurde die gesamte Datemmatrix ausgewählt und anhand der Worthäufigkeitssummenergebnisse der einzelnen Fachartikel im Funktionsbereich *›Daten‹* mit der Funktion *›Sortieren‹* mittels Anklicken von „Nach Größe (absteigend)“ gereiht. Dadurch ergab sich eine Ergebnisliste über alle Fachartikel nach ihren Worthäufigkeitssummenergebnissen absteigend gereiht, sodass alle Fachartikelergebnisse, die unterhalb des Cut-Off von ≥ 10 lagen, nur mehr gelöscht werden mussten. Als Ergebnis lag der relevante Datenpool vor.

5.3.7 Ausgewählte Schlüsselbegriffe

Aus der Forschung zur Werbe- und Sprachpsychologie ist bekannt, dass eine zeitliche und räumliche Nähe von Begrifflichkeiten, aber auch die Häufigkeit ihres Auftretens einen Prozess der Bewusstseinsverknüpfung auslösen und vertiefen können [vgl. Wettler

et al., 2005; Rapp, 2013], der in der Werbung bei Werbebotschaften gezielt genützt wird [vgl. Schubert, 2014, S. 37 f.]. Die Werbe- und Sprachpsychologie stützt sich hierbei auf Ergebnisse aus der Neuropsychologie und Linguistik, welche die Entstehung von semantischen Wortassoziationen erforschen. Spitzer [2010, S. 190] schreibt dazu: *„Die Ergebnisse lassen sich unter Zuhilfename des heute vorliegenden Wissens über die Repräsentation semantischer Gehalte leicht interpretieren: Wort-Assoziationen werden aufgrund des häufigen gemeinsamen Auftretens von Wörtern in Sätzen oder in Bedeutungszusammenhängen produziert."*

Für die Forschungsfrage 3 zu den Deutungs- und Erklärungsassoziationen in Zusammenhang mit den stereotypen Begrifflichkeiten des Konzeptes einer sexuellen Orientierung der vorliegenden Untersuchung ergab sich die Möglichkeit, nach Schlüsselbegriffen aus dem Kapitel zur Darstellung der Forschungsbefunde (siehe 4.) im relevanten Datenpool (siehe 5.3.6) zu suchen.

Zunächst wurden aber zu allen Unterpunkten des Kapitels „Forschungsbefunde" Schlüsselbegriffe ausgewählt, die das entsprechende Thema begrifflich umreißen. Daraus ergab sich eine Liste zu den ausgewählten Schlüsselbegriffen.

Ausgewählte Schlüsselbegriffe zu den dargestellten Forschungsbefunden (siehe 4.):

›	4.1	**Psychoanalyse**	{4}	„polymorph", „~~polysexuell~~", „psychoanalyse", „psychoanalytisch"
›	4.2	**Geschlechtsorgane**	{5}	„analverkehr", „geschlechtsorgan", „~~paraurethraldrüse~~", „~~prostatastimulierung~~", „~~weibliche prostata~~"
›	4.3	**Endokrinologie**	{7}	„~~geschlechtshormon~~", „hormon", „hormonell", „östrogen", „sexualhormon", „testosteron", „~~wachstumshormon~~"
›	4.4	**Genetik**	{5}	„dna", „~~epigenetisch~~", „genetik", „genetisch", „~~xq28~~"
›	~~4.5~~	~~**Embodiment**~~	{3}	„~~embodiment~~", „~~körpersubjektivität~~", „~~multiple code theory~~",

›	4.6	**Neurowissenschaft**	{6}	„gehirn“, „~~inah 3~~“, „kortex“, „~~kortikal~~“, „~~neuronal~~“, „neurowissenschaft“
›	4.7	**AIDS-/HIV-Forschung**	{7}	„aids“, „hiv“, „infektion“, „msm“, „risikogruppe“, „risikoverhalten“, „sexualpraktik“
›	4.8	**Fortpflanzung**	{4}	„befruchtung“, „fortpflanzung“, „kinderwunsch“, „reproduktion“
›	4.9	**Ausprägungshäufigkeit**	{4}	„häufigkeit“, „minderheit“, „prävalenz“, „randgruppe“

In einem weiteren Schritt wurden die aufgelisteten Schlüsselbegriffe im gesamten Datenpool mittels einer Worthäufigkeitsanalyse unter Zuhilfenahme der Funktion *›Worthäufigkeiten (nur Wörter des Diktionärs*)‹, wofür die ausgewählten Schlüsselbegriffe zuvor in das *›Diktionär‹* in einem eigenen Ordner „Schlüsselbegriffe“ eingegeben wurden, im Bereich *›MAXDictio‹* des „MAXQDA Analytics Pro 12“-Programms gezählt. Schlüsselbegriffe, die im gesamten Datenpool nicht gefunden werden konnten, wurden aus der Liste wieder gestrichen. So wurden insgesamt 45 Schlüsselbegriffe zu den neun Unterkapiteln des Kapitels „Forschungsbefunde“ ausgezählt, wovon 14 Schlüsselbegriffe und die Kategorie „Embodiment“, die das Kapitel 4.5 repräsentiert, schließlich aus der Liste gestrichen, weil diese kein einziges Mal im gesamten Datenpool vorkommen.

Für die weitere statistische Analyse blieben infolgedessen acht Kategorien mit 31 Schlüsselbegriffen im gesamten Datenpool übrig.

5.3.8 Bivariate Korrelationsanalyse

Für die Untersuchungsfrage 3 (siehe 5.1) zum Zusammenhang zwischen den Ergebnissen der Worthäufigkeitsanalyse (siehe 5.3.5) zu den Suchbegriffen aus der Suchbegriffsliste A (siehe 5.3.4) und den ausgewählten Schlüsselbegriffen (siehe 5.3.7) im relevanten Datenpool (siehe 5.3.6) wurde eine bivariate Korrelationsanalyse nach Pearson mittels des statistischen Programmpakets SPSS durchgeführt.

Da es sich bei den Worthäufigkeitsergebnissen um metrische bzw. quantitative Daten handelt, konnte eine bivariate Korrelationsanalyse nach Pearson für statistische Berechnung des Zusammenhanges zwischen zwei metrischen Variablen herangezogen werden.

Die Worthäufigkeitsergebnisse sowohl der Suchbegriffe als auch der Schlüsselbegriffe wurden für die Korrelationsanalyse jeweils für die einzelnen Hefte der „Zeitschrift für Sexualforschung“ zusammengefasst und diese Summenwerte pro Heft für den analysierten Publikationszeitraum (N=40; Heftanzahl) einer Korrelationsanalyse nach Pearson unterzogen.

Diese **Korrelationsanalyse nach Pearson** berechnet einen **Korrelationskoeffizienten** (r), der die Stärke und Richtung des Zusammenhangs widerspiegelt, und einen **p-Wert** (p), der die Signifikanz des Zusammenhangs darstellt.

Der **Korrelationskoeffizient r** liegt **zwischen -1 und 1**, wobei ein Korrelationskoeffizient nahe -1 für einen starken negativen Zusammenhang und nahe 1 für einen starken positiven Zusammenhang steht. Werte eines Korrelationskoeffizienten nahe 0 stehen für keinen Zusammenhang.

Ergebnisse mit einem p-Wert von **$p \leq 0{,}001$*** ** werden als „**hoch signifikant“**, mit **$0{,}001 < p \leq 0{,}01$** ** als „**sehr signifikant**“, mit **$0{,}01 < p \leq 0{,}05$*** als „**signifikant**“ sowie mit **$0{,}05 < p \leq 0{,}1^{+}$** als „**Tendenz**“ berichtet.

Hypothese zur Untersuchungsfrage 3 (siehe 5.1):

Die Worthäufigkeitsanalyseergebnisse der Suchbegriffe und Schlüsselbegriffe im relevanten Datenpool, der alle Fachartikel mit ≥ 10 Suchbegriffen darstellt, weisen einen statistischen Zusammenhang auf.

6 ERGEBNISSE

Die deskriptive Ergebnisdarstellung umfasst einerseits die statistische Abbildung des gesamten und relevanten Datenpools mittels der Worthäufigkeitsanalyseergebnisse und andererseits eine Korrelationsanalyse nach Pearson zur Auffindung von statistisch signifikanten Zusammenhängen in den Ergebnisdaten zum relevanten Datenpool.

6.1 **Gesamtdatenüberblick** (gesamter Datenpool)

Über die 238 Fachartikel des gesamten Datenpools (siehe 5.3.3) wurde eine Worthäufigkeitsanalyse (siehe 5.3.5) mittels des „MAXQDA Analytics Pro 12"-Programms durchgeführt und dabei 2.926 Nennungen (N=2926) der zehn Suchbegriffe in den aktivierten Dokumenten und den Dokumentteilen „Titel", „Text" und „Fußnote" gezählt. Die betreffenden Ergebnisse sind in Tabelle 1 und Anhang B ersichtlich. Hierbei wird deutlich, dass die beiden alltagssprachlichen Begriffe „schwul" sowie „lesbisch" zusammen 33,5 % (≈ ⅓) aller Begriffsnennungen im ausgewerteten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2.) der „Zeitschrift für Sexualforschung" ausmachen. Dies stellt einen unerwarteten Befund dar, weil es sich bei den beiden Begriffen nicht um sexualwissenschaftliche Fachtermini handelt. Ebenfalls deutlich erkennbar ist, dass die Zuschreibungsbegriffe („schwul", „homosexuell", „heterosexuell", „lesbisch", „bisexuell" zusammen 78,9 % aller Begriffsnennungen), wobei aufgrund des gewählten Suchalgorithmus

Ränge	Suchbegriffe	Häufigkeit	%
1	**schwul**	**660**	**22,6**
2	**homosexuell**	**636**	**21,7**
3	**heterosexuell**	**455**	**15,5**
4	**lesbisch**	**318**	**10,9**
5	**homosexualität**	**308**	**10,5**
6	**bisexuell**	**239**	**8,2**
7	**bisexualität**	**112**	**3,8**
8	**sexuelle orientierung**	**73**	**2,5**
9	**heterosexualität**	**63**	**2,2**
10	**sexuelle identität**	**62**	**2,1**
	Σ	**2926**	**100,0**

Tab. 1 SUCHBEGRIFFSHÄUFIGKEITEN
Gesamter Datenpool

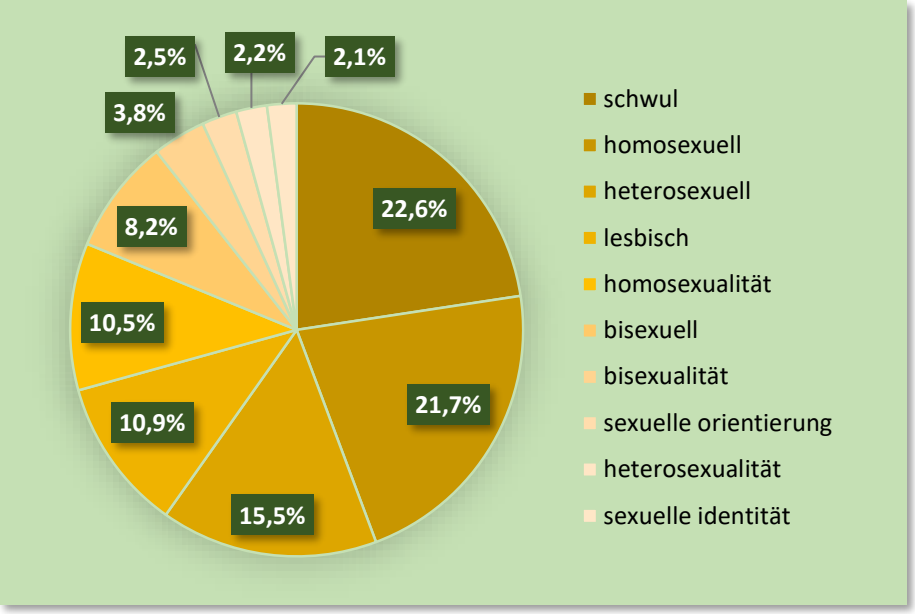


Abb. 13 **HÄUFIGKEITSVERTEILUNG der SUCHBEGRIFFE in %**
Gesamter Datenpool (2926 Suchbegriffsfunde in 238 Fachartikel)

hier auch Substantive wie „Homosexuell***er***“ hinzugezählt wurden (siehe 5.3.5), gegenüber den Kategoriebegriffen Hetero-, Bi- und Homosexualität mit nur 16,5%-Anteil aller Begriffsnennungen deutlich häufiger verwendet werden.

Die Oberbegriffe „sexuelle Orientierung“ sowie „sexuelle Identität“ machen mit jeweils

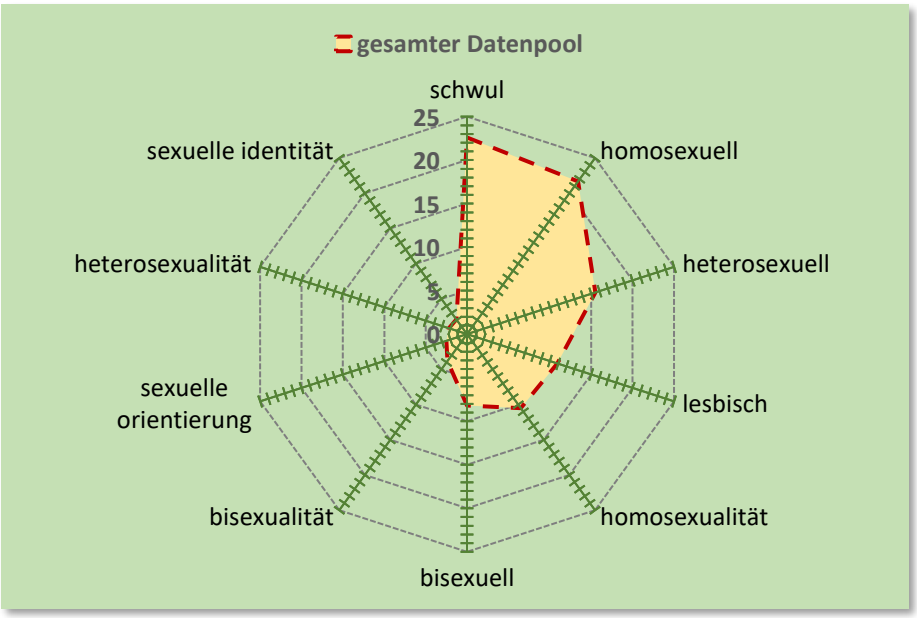


Abb. 14 **NETZDIAGRAMM der SUCHBEGRIFFSHÄUFIGKEITEN in %**
Gesamter Datenpool (2.926 Suchbegriffsfunde in 238 Fachartikel)

rund 2–3 % aller Begriffsnennungen einen geringen Anteil aus. Konkrete Kategorienbegriffe werden damit wesentlich häufiger verwendet als die Oberbegriffe „sexuelle Orientierung“ (nur 2,5 %) oder auch „sexuelle Identität“ (nur 2,1 %), die beide annähernd gleich selten angewendet werden [siehe Abb. 13].

In der Verteilungsgrafik der prozentuellen Begriffshäufigkeiten im gesamten Datenpool der Abbildung 14 erkennt man klar die deutliche Häufigkeitsausprägung in Richtung der gleichgeschlechtlich sexuellen Orientierungsbegriffe.

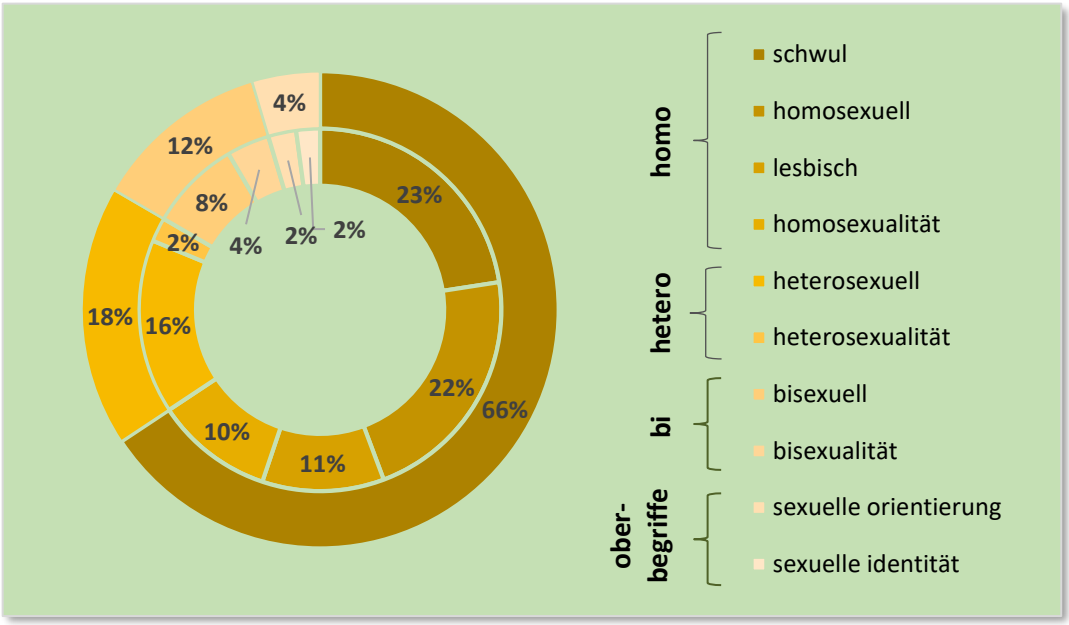


Abb. 15 **SUCHBERIFFSHÄUFIGKEITEN nach KATEGORIEN in %**
Kategorien: **„homo“, „hetero“, „bi“ und oberbegriffe**
Gesamter Datenpool (2.926 Suchbegriffsfunde in 238 Fachartikel)

Noch eindrücklicher lässt sich dies wie in Abbildung 15 anhand einer kategorialen Zusammenfassung der zehn Suchbegriffe zu vier Kategorien, nämlich „homo“, „hetero“,“,bi“ und „oberbegriffe“, darstellen. Die Kategorie „homo“ deckt dabei 66 % aller Begriffsnennungen des gesamten Datenpools ab, sodass in diese Kategorie ⅔ aller gefundenen Suchbegriffe fallen.

Fasst man nur die Kernbegriffe eines Konzeptes einer sexuellen Orientierung, also die Zuschreibungsbegriffe und Kategorienbegriffe (N=1813) ohne die alltagsprachlichen Begriffe „schwul“ und „lesbisch“ zusammen und errechnet daraus eine prozentuelle Häufigkeitsverteilung, dann erhält man eine Verteilung wie in Abbildung 16 dargestellt. Hier

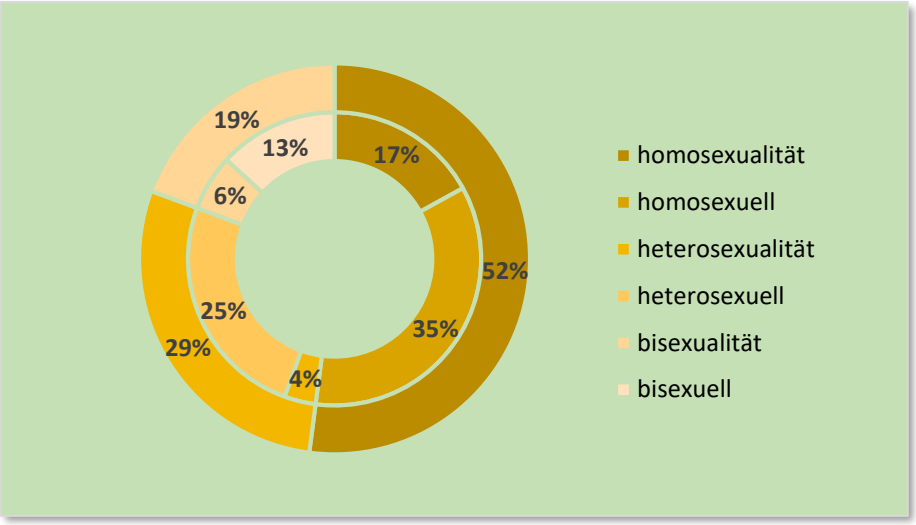


Abb. 16 **VERTEILUNG der stereotypen BEGRIFFSTRIAS**
nur Homo-, Hetero- und Bisexualitätsbegriffe (N= 1813)

zeigt sich dieser zuvor beschriebene Verteilungseffekt ebenfalls, weil einerseits sich eine klare Abstufung von „homo"- (52 %) zu „hetero"- (29%) sowie „bisexuellen" (19 %) Begriffsnennungen zeigt und andererseits auch eine deutlich höhere Häufigkeit der homosexuellen Begrifflichkeiten gegenüber den beiden anderen Kategorien (hetero- und bisexuell) zu beobachten ist [siehe Abb. 16].

Aus dem **Gesamtdatenüberblick** lässt sich zur **Untersuchungsfrage 1** (siehe 5.1) festhalten, dass im ausgewerteten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2) der „Zeitschrift für Sexualforschung" sich folgende Ergebnisse darstellen lassen:

- Die Zuschreibungsbegrifflichkeiten (z. B. „homosexuell", „Homoesexueller", „schwul") wurden mit 78,9 % gegenüber den Kategoriebegriffen („Hetero-, Bi- und Homosexualität") mit 16,5 % sowie gegenüber den Oberbegriffen mit nur 4,6 % deutlich bevorzugt verwendet.
- Fasst man die vier Suchbegriffe zur gleichgeschlechtlichen Orientierung zusammen, kommt man auf 66 % (rund ⅔) aller Suchbegriffsfunde aus der Suchbegriffsliste A (siehe 5.3.4).
- Die Begriffe „schwul" und „lesbisch" als alltagssprachliche Termini zur Kategorie „homosexuell" machen 35,5 % (rund ⅓) aller Suchbegriffsfunde aus. Wobei „schwul" mit 22,5 % gegenüber „lesbisch" mit 10,9 % doppelt so oft vorkommt. Der Begriff

„schwul“ ist überhaupt der am häufigsten gefundene Suchbegriff im gesamten Datenpool.

› Im Allgemeinen zeigt sich immer auch eine deutlich absteigende Häufigkeit der Suchbegriffsnennungen zwischen den Begrifflichkeiten zur Homosexualität und Heterosexualität sowie Bisexualität.

› Sowohl der Oberbegriff „sexuelle Orientierung“ als auch sein Synonym „sexuelle Identität“ wurden beide annähernd gleich selten (zwischen 2–3 %) verglichen mit allen Suchbegriffsfunden verwendet.

6.2 Relevanter Datenpool

Durch die Anwendung eines Cut-Off-Wertes von ≥ 10 Suchbegriffen (Suchbegriffsliste A: siehe 5.3.4) auf die Worthäufigkeitsanalyseergebnisse jedes einzelnen Fachartikels zum gesamten Datenpool (N=238) wurde ein relevanter Datenpool aus 52 Fachartikeln gebildet, der damit einen Anteil von 21,8 % vom gesamten Datenpool einnimmt. Durch

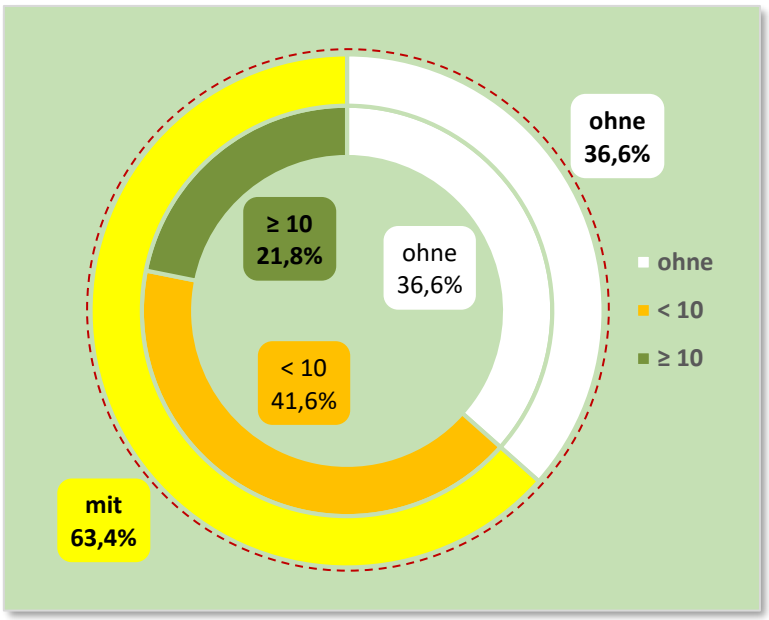


Abb. 17 **FACHARTIKELHÄUFIGKEITEN MIT und OHNE SUCHBEGRIFFEN**

Fachartikeln: (N= Fachartikelanzahl)

gesamter Datenpool
- › **ohne** Suchbegriffe (N= 87)
- › **mit** Suchbegriffen (N= 151)
  - ✓ **≥ 10 Suchbegriffe** pro Fachartikel (**N= 52**) **relevanter** D.
  - × < 10 Suchbegriffe pro Fachartikel (N= 99)

den Cut-Off-Wert von ≥ 10 Suchbegriffen pro Fachartikel schieden somit 78,2 % aller Fachartikel des gesamten Datenpools für den relevanten Datenpool aus. Die genaue Verteilung mit und ohne Suchbegriffsnennungen der Fachartikelgruppen ist in Abbildung 17 ersichtlich.

Rang	Suchbegriff	Häufigkeit	%
1	**schwul**	**629**	**24,4**
2	**homosexuell**	**547**	**21,2**
3	**heterosexuell**	**347**	**13,5**
4	**lesbisch**	**302**	**11,7**
5	**homosexualität**	**253**	**9,8**
6	**bisexuell**	**222**	**8,6**
7	**bisexualität**	**104**	**4,1**
8	**sexuelle orientierung**	**62**	**2,4**
9	**heterosexualität**	**56**	**2,2**
10	**sexuelle identität**	**53**	**2,1**
	Σ	**2575**	**100,0**

Tab. 2 **SUCHBEGRIFFSHÄUFIGKEITEN**
Relevanter Datenpool

Von den 2.926 Nennungen der zehn Suchbegriffe in den aktivierten Dokumenten bzw. Fachartikel (N=238) und Dokumentteilen, nämlich „Titel“, „Text“ und „Fußnote“ im gesamten Datenpool blieben nach dem Ausscheiden aller Fachartikel unter zehn Suchbegriffsnennungen noch 2.575 Nennungen im relevanten Datenpool, der sich aus 52 Fachartikeln zusammensetzt, übrig [siehe Tab. 2]. Während sich im gesamten Datenpool die 2.926 Suchbegriffsnennungen somit in 151 Fachartikeln fanden, was einem durchschnittlichen Faktor von 19,38 Begriffsnennungen pro Fachartikel mit Begriffsnennung entspricht, erhöht sich dieser Faktor im relevanten

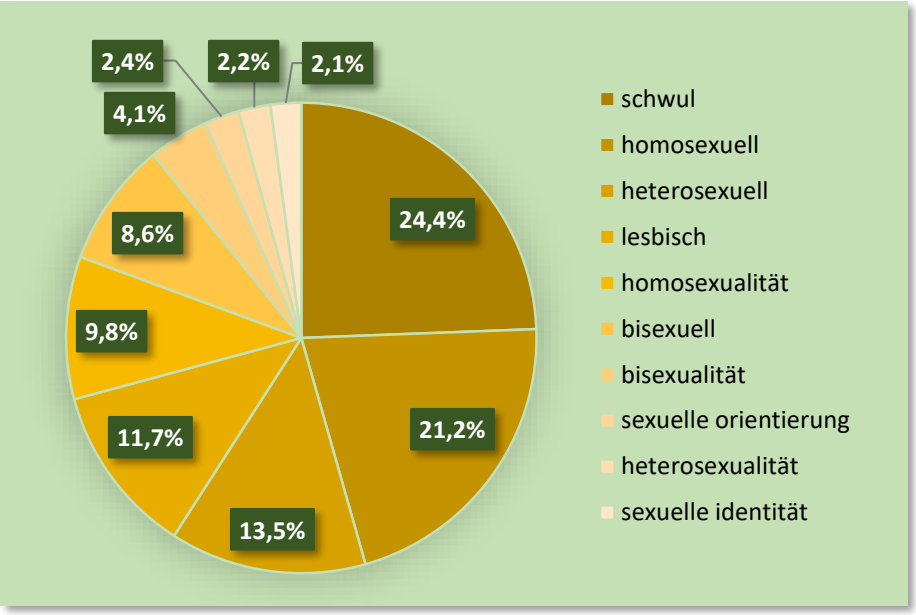
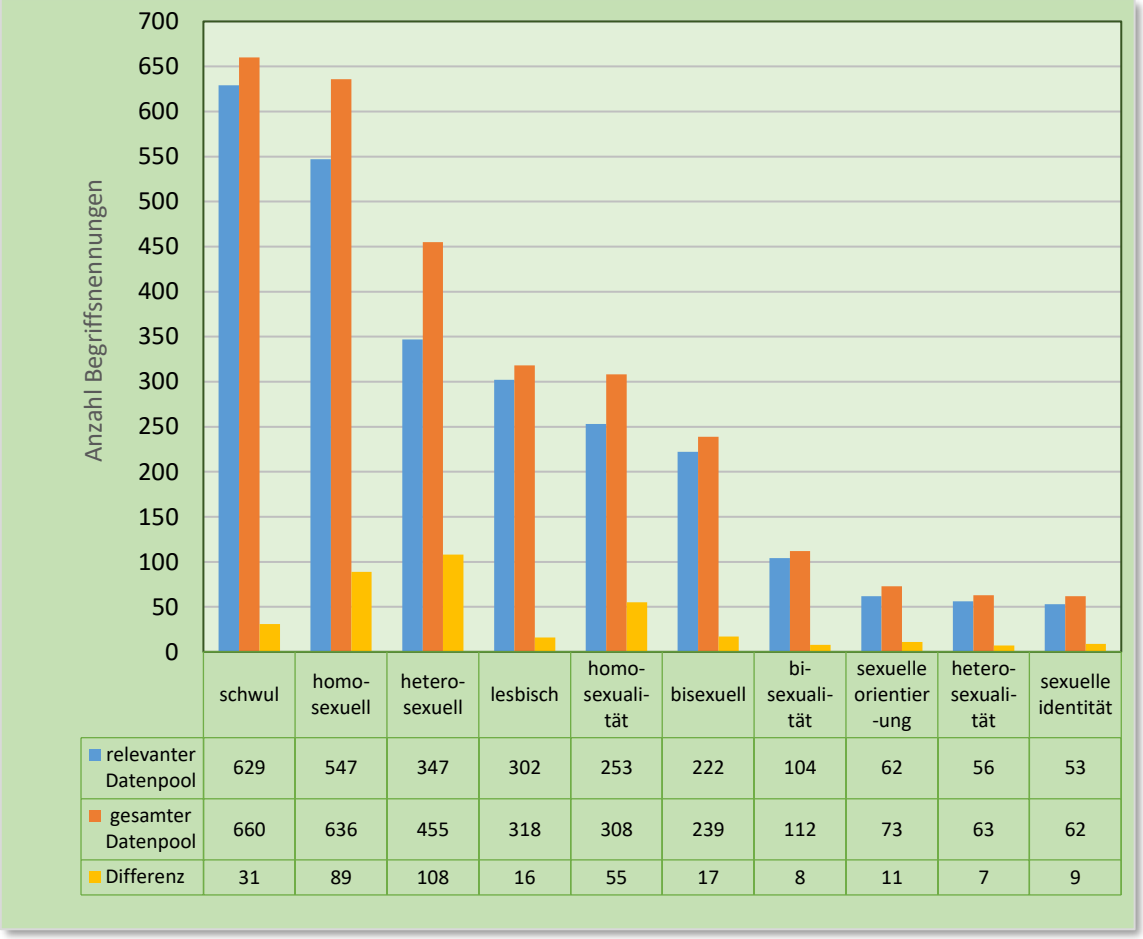


Abb. 18 **HÄUFIGKEITSVERTEILUNG SUCHBEGRIFFE in %**
Relevanter Datenpool (2.575 Suchbegriffsfunde in 52 Fachartikeln)

Datenpool auf 49,52 Begriffsnennungen pro Fachartikel (2.575 Suchbegriffsnennungen auf 52 Fachartikel). Diese Suchbegriffsnennungsdichte hat sich in Folge im relevanten Datenpool um das Zweieinhalbfache erhöht.

In Tabelle 2 und Abbildung 18 sind die Verteilung der Suchbegriffe im relevanten Datenpool ersichtlich [siehe Anhang D], und in Abbildung 19 findet sich ein Vergleich der Suchbegriffshäufigkeiten im relevanten Datenpool mit dem gesamten Datenpool sowie die absoluten Differenzen zwischen den beiden Datenpools. Für die Reduktion der Fachartikelanzahl vom gesamten auf den relevanten Datenpool von 238 auf 52 fallen die Reduktionen der Suchbegriffsnennungen vergleichsweise gering aus. Die deutlichste Reduktion der Suchbegriffsnennungen ergab sich in der Kategorie „heterosexuell“ mit 108 weniger Suchbegriffen, gefolgt von „homosexuell“ mit 89, „homosexualität“ mit 55 und „schwul“ mit 31.



	schwul	homo-sexuell	hetero-sexuell	lesbisch	homo-sexuali-tät	bisexuell	bi-sexuali-tät	sexuelle orientier-ung	hetero-sexuali-tät	sexuelle identität
relevanter Datenpool	629	547	347	302	253	222	104	62	56	53
gesamter Datenpool	660	636	455	318	308	239	112	73	63	62
Differenz	31	89	108	16	55	17	8	11	7	9

Abb. 19 **BALKENDIAGRAMM der SUCHBEGRIFFSHÄUFIGKEITSVERTEILUNGEN**
Datenpoolvergleich

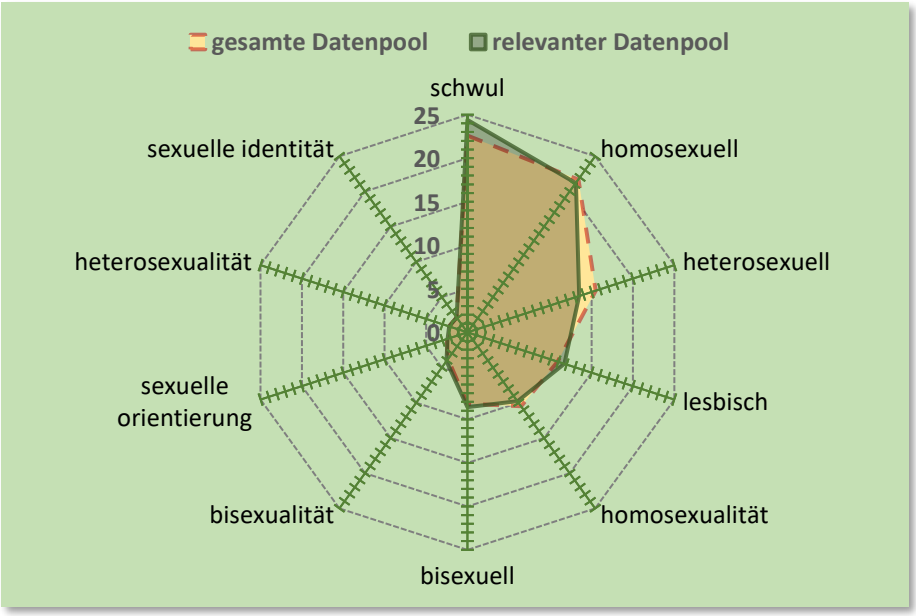


Abb. 20 **NETZDIAGRAMM der SUCHBEGRIFFSHÄUFIGKEITSVERTEILUNG**
Datenpoolvergleich
Gesamter Datenpool : 2.926 Suchbegriffsfunde in 238 Fachartikeln
Relevanter Datenpool: **2.575 Suchbegriffsfunde in 52 Fachartikeln**

Die Häufigkeitsverteilung der Suchbegriffsfunde von 2.575 auf die stark reduzierte Fachartikelanzahl von 52 im relevanten Datenpool verläuft prozentuell weitgehend ident mit jener hinsichtlich des gesamten Datenpools. Die Reihung der Suchbegriffe nach ihrer prozentuellen und absoluten Häufigkeit im relevanten Datenpool [siehe Abb. 18 sowie Tab. 2] bleibt somit gegenüber der im gesamten Datenpool [siehe Abb. 13] unverändert. Sowohl in Abbildung 19 als auch im Netzdiagramm in Abbildung 20 zeigt sich ebenfalls die Effizienz des gewählten Cut-Off-Wertes ≥ 10, weil von 52 Fachartikeln im relevanten Datenpool immer noch 2.575 Suchbegriffsnennungen repräsentiert werden und damit die beiden Datenpools im Hinblick auf die prozentuellen Suchbegriffshäufigkeitsverteilungen nahezu deckungsgleich verlaufen.

Aus den **Worthäufigkeitsanalysen zum relevanten Datenpool** lässt sich zur **Untersuchungsfrage 2** (siehe 5.1) festhalten, dass im ausgewerteten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2) der „Zeitschrift für Sexualforschung“ folgende Ergebnisse zu beobachten sind:

› In 63,4 % der Fachartikel des gesamten Datenpools finden sich Suchbegriffe aus der

Suchbegriffsliste A (siehe 5.3.4). Bei 21,8 % des gesamten Datenpools sind ≥ 10 Suchbegriffe pro Fachartikel zu finden, woraus sich der relevante Datenpool bildet.

› Obwohl die Anzahl der Fachartikel sich vom gesamten auf den relevanten Datenpool von 238 auf 52 (21,8 %) reduziert, bleibt vergleichsweise die Anzahl der Suchbegriffsfunde hoch (2.926 auf 2.575, Reduktion 351). Die durchschnittliche Suchbegriffshäufigkeit pro Fachartikel steigt vom gesamten auf den relevanten Datenpool von 12,29 (bzw. 19,38 % bei Fachartikeln nur mit Begriffsnennungen) auf 49,52.

› Die Häufigkeitsverteilung der Suchbegriffe verläuft im relevanen Datenpool fast ident mit dem gesamten Datenpool, sodass dieser relevante Datenpool die Suchbegriffe trotz starker Reduktion der Fachartikelanzahl ähnlich dem gesamten Datenpool repräsentiert.

› Der Suchbegriff „schwul“ bleibt mit fast ¼ aller Suchbegriffsfunde auch im relevanten Datenpool der häufigste und erhöht seinen Prozentanteil an den Suchbegriffsnennungen auf 24,4 %. Die Suchbegriffe „schwul“ und „homosexuell“ kommen zusammen sogar auf einen Prozentanteil von 45,6 % aller Suchbegriffsfunde im relevanten Datenpool.

6.3 Schlüsselbegriffe

In einem weiteren Schritt wurde im relevanten Datenpool nach 31 Schlüsselbegriffen (siehe 5.3.7) mittels der Worthäufigkeitsanalyse (siehe 5.3.5) gesucht. Von den 31 Schlüsselbegriffen kommen 28 im relevanten Datenpool vor. Drei Schlüsselbegriffe kommen im relevanten Datenpool nicht vor und wurden daher ausgeschieden, nämlich „geschlechtsorgan“, „dna“ sowie „risikogruppe“.

Die 28 gefundenen Schlüsselbegriffe verteilen sich thematisch auf acht Unterkapitel des Kapitels 4 „Forschungsbefunde“ und konnten mit einer Gesamthäufigkeit von 368 Nennungen im relevanten Datenpool gefunden werden [siehe Tab. 3].

Die ersten fünf häufigsten Schlüsselbegriffe sind „aids“, „kinderwunsch“, „häufigkeit“, „psychoanalyse“ und „hiv“ und bilden zusammen 57 % der Schlüsselbegriffsfunde im relevanten Datenpool ab, die letzten 13 Häufigkeitsränge, die alle unter einem Prozent liegen, dagegen 6,8 % [siehe Tab. 3 sowie Abb. 22].

Wertet man die Ergebnisse zu den Worthäufigkeitsanalysen der Schlüsselbegriffe nach den thematischen Kategorien (siehe 5.3.7) aus, die sich an den Unterkapiteln des Kapitels 4 „Forschungsbefunde“ orientieren, dann umfassen die Kapitel „AIDS-/HIV-Forschung“ (30 %), „Fortpflanzung“ (26 %) sowie „Ausprägungshäufigkeit“ (19 %) zusammen 75 % aller Schlüsselbegriffsfunde. Die restlichen 25 % der Schlüsselbegriffsfunde teilen sich auf die Kapitel „Psychoanalyse“ (10 %), „Endokrinologie“ (6 %), „Geschlechtsorgane“ (5 %), „Neurowissenschaft“ (3 %) sowie „Genetik“ (1 %) auf [siehe Abb. 21].

Rang	Kapitel	Schlüsselbegriffe	Häufigkeit	%
1	4.7	**aids**	**53**	**14,4**
2	4.8	**kinderwunsch**	**49**	**13,3**
3	4.9	**häufigkeit**	**39**	**10,6**
4	4.1	**psychoanalyse**	**35**	**9,5**
5	4.7	**hiv**	**34**	**9,2**
6	4.8	**reproduktion**	**18**	**4,9**
7	4.9	**minderheit**	**17**	**4,6**
8	4.2	**analverkehr**	**17**	**4,6**
9	4.8	**befruchtung**	**16**	**4,4**
10	4.7	**risikoverhalten**	**15**	**4,1**
11	4.9	**prävalenz**	**14**	**3,8**
12	4.3	**testosteron**	**13**	**3,5**
13	4.8	**fortpflanzung**	**11**	**3,0**
14	4.6	**kortex**	**8**	**2,2**
15	4.7	**msm**	**4**	**1,1**
16	4.3	**sexualhormon**	**3**	**0,8**
17	4.4	**genetisch**	**3**	**0,8**
18	4.6	**gehirn**	**3**	**0,8**
19	4.7	**infektion**	**3**	**0,8**
20	4.3	**hormon**	**3**	**0,8**
21	4.3	**hormonell**	**2**	**0,5**
22	4.6	**neurowissenschaft**	**2**	**0,5**
23	4.3	**östrogen**	**1**	**0,3**
24	4.1	**psychoanalytisch**	**1**	**0,3**
25	4.9	**randgruppe**	**1**	**0,3**
26	4.1	**polymorph**	**1**	**0,3**
27	4.4	**genetik**	**1**	**0,3**
28	4.7	**sexualpraktik**	**1**	**0,3**
		Σ	**368**	**100,0**

Tab. 3 **HÄUFIGKEITEN der SCHLÜSSELBEGRIFFE**
Relevanter Datenpool

Unter den ausgewählten Schlüsselbegriffen finden sich sowohl „aids“ als auch „hiv“ unter den ersten fünf Rängen und die Schlüsselbegriffe „risikoverhalten“ (10. Rang), „msm“ (15. Rang), „infektion“ (19. Rang) sowie „sexualpraktik“ (28. Rang) der Kategorie „AIDS-/HIV-Forschung“ in der Häufigkeitsverteilung [siehe Tab. 3], sodass sich daraus auch der größte prozentuelle Anteil an Schlüsselbegriffsfunden innerhalb der acht Katgeorien ergibt [siehe Abb. 21 in Verbindung mit Abb. 22].

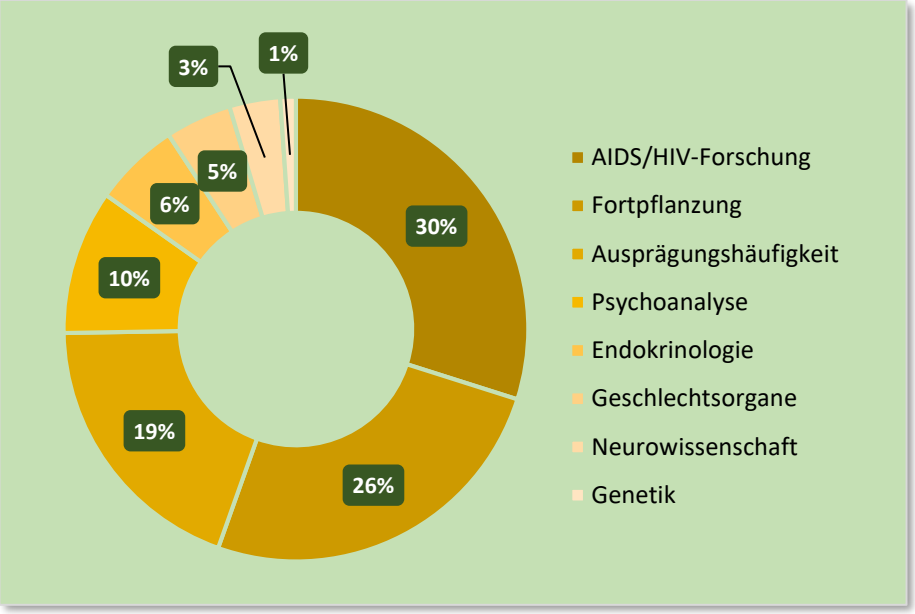


Abb. 21 **HÄUFIGKEITSVERTEILUNG nach SCHLÜSSELBEGRIFFSTHEMEN in %**
Relevanter Datenpool (368 Schlüsselbegriffsfunde in 52 Fachartikel)

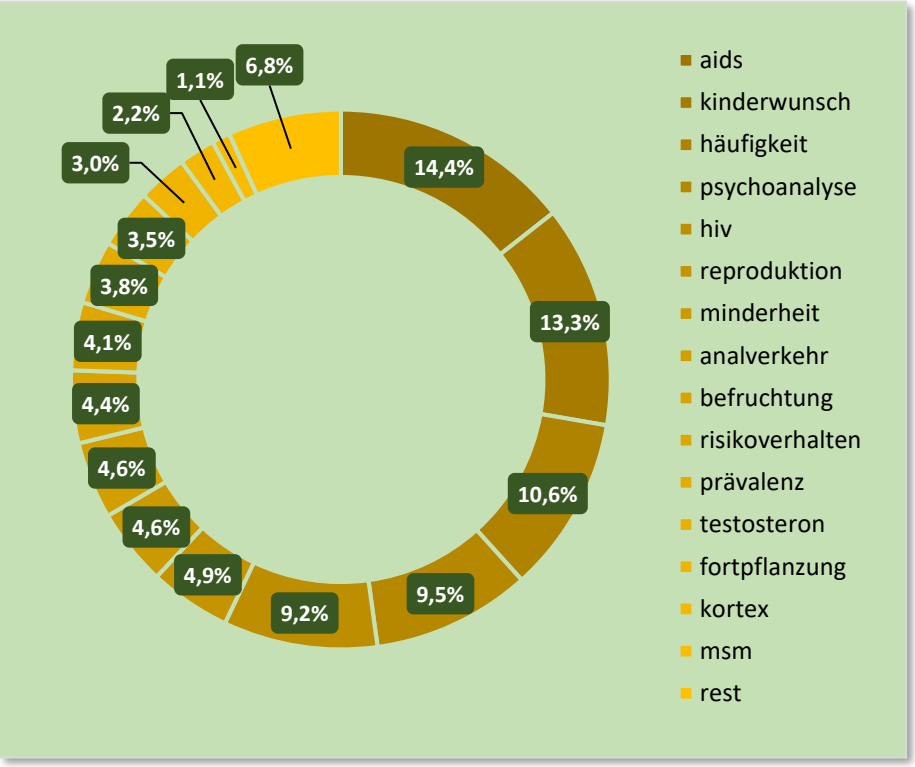


Abb. 22 **HÄUFIGKEITSVERTEILUNG der SCHLÜSSELBEGRIFFE in %**
Relevanter Datenpool (368 Schlüsselbegriffsfunde in 52 Fachartikeln)

Aus den **Worthäufigkeitsanalysen zu den Schlüsselbegriffen** lässt sich zur **Untersuchungsfrage 3** (siehe 5.1) erkennen, dass im ausgewerteten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2) der „Zeitschrift für Sexualforschung“ folgende Ergebnisse festzuhalten sind:

- Die ausgewählten Schlüsselbegriffen (siehe 5.3.7) finden sich im relevanten Datenpool (siehe 5.3.6) 368-mal.
- Von den acht Themen zu den Schlüsselbegriffen sind die Themen „AIDS-/HIV-Forschung“ (30 %) und „Fortpflanzung“ (26 %) am stärksten im relevanten Datenpool vertreten und decken gemeinsam 56 % aller Schlüsselbegriffsfunde ab.
- „aids“ (14,4 %), „kinderwunsch“ (13,3 %), „häufigkeit“ (10,6 %), „psychoanalyse“ (9,5 %) sowie „hiv“ (9,2 %) bilden die ersten fünf häufigsten Schlüsselbegriffe im relevanten Datenpool und decken gemeinsam 57 % aller Schlüsselbegriffsfunde ab.

6.4 Schlüsselnamen

Im gesamten Datenpool (siehe 5.3.3) wurde mittels der Worthäufigkeitsanalyse (siehe 5.3.5) nach den Schlüsselnamen „Fausto-Sterling“, „Hamer“ und „LeVay“ gesucht. In 238 Fachartikeln fanden sich die Schlüsselnamen in den aktivierten Codes für „Titel“, „Text“ und „Fußnote“ lediglich zehnmal und bei zusätzlicher Aktivierung des Codes für „Literatur“ insgesamt 19-mal.

Der Name „Fausto-Sterling“ (ohne „Literatur“: 6-mal, mit „Literatur“: 12-mal) tritt am häufigsten, „Hamer“ (ohne „Literatur“: 3-mal, mit „Literatur“: 5-mal) am zweithäufigsten und „LeVay“ (ohne „Literatur“: 1-mal, mit „Literatur“: 2-mal) am seltensten auf, wenn man die Häufigkeitsverteilungen dieser drei Schlüsselnamen im gesamten Datenpool betrachtet.

Es zeigt sich, dass diese Namen im Allgemeinen keine erwähnenswerte Rolle im beobachteten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2) in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ spielen und daher für eine Korrelationsanalyse eine zu geringe Relevanz aufweisen.

Festgehalten werden kann hier jedoch, dass Fausto-Sterling als Vertreterin eines konstruktivistischen Blickwinkels auf die Konzepte von Geschlecht und sexuelle Orientierung sich häufiger findet als ihre essentialistischen Opponenten Hamer und LeVay, auf

die an den jeweiligen vorgefundenen Stellen kritisch verwiesen wird.

Im Artikel *„Das Geschlecht des ersten Menschen“* von Michael Groneberg [2009, S. 123] verweist dieser zur mythologischen Herkunft der Begriffe „Androgynie“ und „Hermaphrodit“ in der Fußnote 7 kritisch auf die Theorie des „schwulen Gens“ von Hamer (siehe Fußnote 16), welche die sexuelle Orientierung in körperlichen Geschlechtsmerkmalen begründet sieht.

Ebenso verweist Sophinette Becker [2007, S. 57] in ihrem Artikel *„Poststrukturalismus und Geschlecht: Ein Blick zurück“* kritisch auf *„eine machtvolle Rebiologisierung des Subjektkonzepts und damit einhergehend der Geschlechterdifferenz und des Begehrens“* und in diesem Zusammenhang in Fußnote 14 auf die Forschungsarbeiten von Hamer und LeVay als Vertreter einer solchen *„Rebiologisierung des Subjektkonzepts“*.

In den seltenen Fällen der Nennung von Hamer und/oder LeVay handelt es sich in der Folge immer um einen kritischen Hinweis auf deren essentialistische Forschungsarbeit zum Konzept einer sexuellen Orientierung, vornehmlich der männlichen Homosexualität.

6.5 Korrelationen

Die Korrelationsanalyse nach Pearson (siehe 5.3.8) wurde für das Auffinden von statistischen Zusammenhängen zwischen Such- und Schlüsselbegriffen im relevanten Datenpool herangezogen. Die Worthäufigkeitsanalyseergebnisse wurden dazu sowohl für die Such- als auch Schlüsselbegriffe zu jedem Heft der insgesamt 40 Hefte summiert. Diese Datenmatrix (siehe Anhang C) wurde in das statistische Programmpaket SPSS eingelesen, um dort die Daten der Korrelationsanalyse nach Pearson zu unterziehen. In Tabelle 4 sind die signifikanten Ergebnisse und zur Vollständigkeit auch die Tendenzbefunde dargestellt.

Bei den signifikanten Ergebnissen und Tendenzen (siehe Tab. 4) traten **nur positive Korrelationen zwischen den Such- und Schlüsselbegriffen** auf. Daraus ergibt sich, je öfter ein Suchbegriff vorkommt, desto öfter kommt auch der entsprechende Schlüsselbegriff vor, oder je seltener ein Suchbegriff vorkommt, desto seltener kommt der Schlüsselbe-

griff vor. Bei einer negativen Korrelation würde der Schlüsselbegriff seltener vorkommen, je öfter ein Suchbegriff vorkommt und umgekehrt.

Hoch signifikante Ergebnisse konnten vor allem zwischen den Schlüsselbegriffen zum Thema „**Fortpflanzung**“ (siehe 4.8), nämlich „**kinderwunsch**“, „**reproduktion**“ und „**befruchtung**“, und den Suchbegriffen festgestellt werden. Der Schlüsselbegriff „kinderwunsch“ korreliert hierbei hoch signifikant mit den Suchbegriffen „homosexuell“, „heterosexuell“, „lesbisch“ und „heterosexualität“; der Schlüsselbegriff „reproduktion“ mit

Schlüsselbegriffe \ Suchbegriffe		schwul	homo-sexuell	hetero-sexuell	lesbisch	homo-sexualität	bisexuell	bi-sexualität	sexuelle orientier-ung	hetero-sexualität	sexuelle identität
aids	r	**0,419**	0,131	**0,276**	0,076	0,108	-0,052	-0,06	-0,099	-0,088	-0,074
	p	**,007 ****	0,419	**,085 +**	0,643	0,509	0,752	0,713	0,541	0,591	0,65
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
kinderwunsch	r	0,192	**0,511**	**0,515**	**0,568**	**0,352**	0,089	-0,027	0,189	**0,529**	0,106
	p	0,235	**≤ ,001 *****	**≤ ,001 *****	**≤ ,001 *****	**,026 ***	0,585	0,867	0,242	**≤ ,001 *****	0,514
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
psychoanalyse	r	-0,072	0,219	-0,035	-0,061	**0,282**	-0,1	-0,05	**0,352**	**0,355**	0,046
	p	0,657	0,174	0,83	0,709	**,078 +**	0,538	0,76	**,026 ***	**,025 ***	0,777
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
hiv	r	-0,044	-0,132	0,119	**0,306**	0,003	-0,084	-0,072	-0,027	-0,2	-0,085
	p	0,789	0,418	0,465	**0,055 +**	0,984	0,606	0,66	0,867	0,217	0,601
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
reproduktion	r	0,152	**0,488**	**0,533**	**0,446**	**0,522**	0,185	0,093	0,171	**0,671**	0,261
	p	0,349	**≤ ,001 *****	**≤ ,001 *****	**,004 ****	**≤ ,001 *****	0,252	0,566	0,291	**≤ ,001 *****	0,104
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
minderheit	r	**0,303**	0,209	**0,334**	0,26	0,115	-0,01	-0,078	0,058	-0,117	-0,028
	p	**,057 +**	0,196	**,035 ***	0,104	0,479	0,953	0,635	0,723	0,472	0,865
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
befruchtung	r	**0,473**	0,219	**0,486**	**0,742**	**0,275**	**0,478**	-0,026	0,114	**0,272**	**0,713**
	p	**,002 ****	0,175	**≤ ,001 *****	**≤ ,001 *****	**,086 +**	**,002 ****	0,872	0,483	**,089 +**	**≤ ,001 *****
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
prävalenz	r	-0,086	0,138	0,19	-0,003	-0,02	0,002	-0,052	**0,267**	0,126	0,003
	p	0,596	0,397	0,24	0,983	0,9	0,988	0,751	**,095 +**	0,438	0,985
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40
hormonell	r	**0,329**	-0,068	**0,266**	**0,422**	0,078	**0,389**	-0,027	-0,054	0,246	0,822
	p	**0,038 ***	0,677	**0,097 +**	**0,007 ****	0,634	**0,013 ***	0,868	0,74	0,126	0
	N	40	40	40	40	40	40	40	40	40	40

Tab. 4 KORRELATIONSANALYSEERGEBNISSE nach PEARSON

r = Korrelationskoeffizient nach Pearson, p = Signifikanz, N = Heftanzahl (40 Hefte)

Signifikanzen:		Signifikanzniveau α:	Irrtumswahrscheinlichkeit:
P ≤ 0,001 ***	***hoch signifikant***	0,1 %	99,9 %
0,001 < p ≤ 0,01 **	***sehr signifikant***	1 %	99 %
0,01 < p ≤ 0,05 *	***signifikant***	5 %	95 %
0,05 < p ≤ 0,1 +	***Tendenz***	10 %	90 %

den Suchbegriffen „homosexuell“, „heterosexuell“, „Homosexualität“ und „Heterosexualität“ sowie der Schlüsselbegriff „befruchtung“ mit „heterosexuell“, „lesbisch“ und „sexuelle identität“. Bei zwei Schlüsselbegriffen zum Thema „Fortpflanzung“ finden sich sehr signifikante Ergebnisse, nämlich beim Schlüsselbegriff „reproduktion“ zum Suchbegriff „lesbisch“ und beim Schlüsselbegriff „befruchtung“ zu den Suchbegriffen „schwul“ und „bisexuell“. Ein signifikantes Ergebnis findet sich zum Thema „Fortpflanzung“ zwischen dem Schlüsselbegriff „kinderwunsch“ und dem Suchbegriff „homosexualität“. Tendenzen konnten noch zwischen dem Schlüsselbegriff „befruchtung“ und den Suchbegriffen „homosexualität“ und „heterosexualität“ beobachtet werden. Die drei Schlüsselbegriffe des Themas „Fortpflanzung“ korrelieren daher am stärksten und signifikantesten mit den Suchbegriffen im relevanten Datenpool. Das Thema „Fortpflanzung“ ist mit drei Schlüsselbegriffen auch am häufigsten mit signifikanten Ergebnissen zu den Suchbegriffen vertreten.

Das Thema „**AIDS-/HIV-Forschung**“ (siehe 4.7) ist mit den zwei Schlüsselbegriffen „**aids**“ und „**hiv**“ unter den signifikanten Ergebnissen bzw. Tendenzergebnissen zu den Suchbegriffen vertreten. Der Schlüsselbegriff „aids“ korreliert sehr signifikant mit dem Suchbegriff „schwul“ und nur mit einer Tendenz zu „heterosexuell“. Der Schlüsselbegriff „hiv“ weist überhaupt nur einen Tendenzbefund zum Suchbegriff „lesbisch“ auf. Der Begriff „schwul“ ist der häufigste Suchbegriff (siehe Tab. 2, N=629) und „aids“ der häufigste Schlüsselbegriff (siehe Tab. 3, N=53) im relevanten Datenpool, und beide korrelieren sehr signifikant miteinander, was darauf schließen lässt, dass sie im analysierten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2) von den mittels Worthäufigkeitsanalyse gefundenen Such- und Schlüsselbegriffen am häufigsten gemeinsam in den Heften der „Zeitschrift für Sexualforschung“ auftreten. Es zeigt sich, dass der Schlüsselbegriff „aids“ nur mit dem Suchbegriff „schwul“ im Signifikanzbereich korreliert.

Zum Thema „**Endokrinologie**“ (siehe 4.3) konnte eine sehr signifikante Korrelation zwischen dem Schlüsselbegriff „**hormonell**“ und dem Suchbegriff „lesbisch“ sowie signifikante Korrelationen zu den Suchbegriffen „schwul“ und „bisexuell“ festgestellt werden.

Ein Tendenzbefund ergab sich zwischen „hormonell“ und „heterosexuell“. Der Schlüsselbegriff „hormonell“ korreliert primär mit den Suchbegriffen „lesbisch“, „schwul“ und „bisexuell“.

Beim Thema „**Psychoanalyse**“ (siehe 4.1) konnten zwei signifikante Korrelationen zwischen dem Schlüsselbegriff „**psychoanalyse**“ und den Suchbegriffen „sexuelle orientierung“ sowie „heterosexualität“ bebachtet werden. Ein Tendenzbefund ergab sich zwischen „psychoanalyse“ und „homosexualität“. Der Schlüsselbegriff „psychoanalyse“ ist der einzige Schlüsselbegriff, der mit dem Such- und Konzeptbegriff „sexuelle orientierung“ signifikant korreliert.

Das Thema „**Ausprägungshäufigkeit**“ (siehe 4.9) ist mit zwei Schlüsselbegriffen, nämlich „**minderheit**“ und „**prävalenz**“, unter den Ergebnissen in Tabelle 4 vertreten. Zwischen dem Schlüsselbegriff „minderheit“ und dem Suchbegriff „heterosexuell“ konnte ein signifikantes Ergebnis sowie zu „schwul“ ein Tendenzbefund festgestellt werden. Der Schlüsselbegriff „prävalenz“ weist nur einen Tendenzbefund zum Suchbegriff „sexuelle orientierung“ auf.

Aus der **Korrelationsanalyse nach Pearson zu den Schlüssel- und Suchbegriffen** lässt sich zur **Untersuchungsfrage 3** (siehe 5.1) festhalten, dass im ausgewerteten Publikationszeitraum (siehe 5.3.2) der „Zeitschrift für Sexualforschung“ folgende Ergebnisse zu beobachten sind:

- Das Thema „Fortpflanzung“ ist mit drei Schlüsselbegriffen am häufigsten und signifikantesten vertreten.
- Das Thema „Fortpflanzung“ gliedert sich in drei Schlüsselbegriffsthemen, nämlich „kinderwunsch“, „reproduktion“ und „befruchtung“. Der häufigste Suchbegriff „schwul“ korreliert hierbei nur mit dem Schlüsselbegriff „befruchtung“, während die Schlüsselbegriffe „kinderwunsch“ und „reproduktion“ mit allen anderen Suchbegriffen außer „bisexuell“ und „bisexualität“ sowie „sexuelle orientierung“ und „sexuelle identität“ eine Signifikanz aufweisen.
- Der Schlüsselbegriff „befruchtung“ weist einen hoch signifikanten Zusammenhang

mit den Suchbegriffen „heterosexuell“, „lesbisch“ sowie „sexuelle identität“ und einen sehr signifikanten Zusammenhang mit den Suchbegriffen „schwul“ und „bisexuell“ auf.

› Der Schlüsselbegriff „aids“ weist lediglich mit dem Suchbegriff „schwul“ einen sehr signifikanten Zusammenhang auf.

› Der Schlüsselbegriff „hormonell“ tritt vor allem signifikant mit den Suchbegriffen „lesbisch“, „schwul“ sowie „bisexuell“ auf.

› Der Schlüsselbegriff „psychoanalyse“ korreliert signifikant mit den Suchbegriffen „sexuelle orientierung“ sowie „heterosexualität“.

› Zum Schlüsselbegriff „minderheit“ konnte nur ein signifikanter Zusammenhang mit dem Suchbegriff „heterosexuell“ beobachtet werden.

6.6 Zusammenfassung

In der Ergebnisdarstellung der vorliegenden Untersuchung zu den Worthäufigkeitsanalysen der Such- und Schlüsselbegriffe sowie Schlüsselnamen sowohl im gesamten Datenpool als auch relevanten Datenpool über einen Publikationszeitraum von zehn Jahren in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ lassen sich zusammenfassend folgende zentrale Feststellungen zu den Untersuchungsfragen (siehe 5.1) treffen:

Untersuchungsfrage 1 - GESAMTÜBERBLICK **UF 1**

› In den 238 Fachartikeln des gesamten Datenpools kommen die Suchbegriffe in 63,4 % aller Fachartikel und in 21,8 % ≥ 10-mal vor. Es gibt somit in absoluten Zahlen 151 Fachartikel mit Suchbegriffen und 87 ohne [siehe Abb. 17].

› Im gesamten Datenpool zeigt sich immer eine klare Häufigkeitsverteilung der Suchbegriffe (N=2926), nämlich in der Abstufung „homo“ (66 %), „hetero“ (18 %), „bi“ (12 %) und „oberbegriffe“ (4 %) [siehe Abb. 15]. Diese Abstufung zeigt sich auch, wenn man die Alltagsbegriffe „schwul“ und „lesbisch“ sowie die „oberbegriffe“ („sexuelle orientierung“, „sexuelle identität“) weglässt und nur die sechs Kernbegriffe des Konzeptes einer sexuellen Orientierung betrachtet. Hier ergibt sich dann eine

ähnlich deutliche Häufigkeitsverteilung, nämlich „homo“ (52 %), „hetero“ (29 %) sowie „bi“ (19 %) [siehe Abb. 16].

› Der Suchbegriff „schwul“ führt die Häufigkeitsliste der Suchbegriffe mit 660 Nennungen und einem Prozentanteil von 22,6 % in den 238 analysierten Fachartikeln an. Der Suchbegriff „lesbisch“ kommt dahingegend nicht einmal auf halb soviele Nennungen, nämlich 318 und damit auf einen Prozentanteil von 10,9 % [siehe Tab. 1].

GESAMTÜBERBLICK UF 1

Die Suchbegriffe konnten daher im analysierten Publikationszeitraum in sechs von zehn Fachartikeln gefunden werden und in zwei davon sogar mehr als zehnmal. Dem alltagssprachlichen, weiter differenzierenden Begriff „schwul“ für „männliche Homosexualität“ wird mehr Raum gegeben als den übrigen neun analysierten Begriffen eines Konzeptes einer „sexuellen Orientierung“. Der Suchbegriff „homosexuell“ folgt auf Platz zwei in der Begriffshäufigkeitstabelle mit 636 Nennungen und einem Prozentanteil von 21,7 %. Die „homo“-Suchbegriffe („schwul“, „lesbisch“, „homosexuell“, „homosexualität“) machen mit 66 % der Suchbegriffsnennungen mit Abstand die größte Suchbegriffsgruppe aus.

Untersuchungsfrage 2 - KATEGORIENHÄUFIGKEITEN UF 2

› Der relevante Datenpool besteht aus 52 Fachartikeln mit jeweils ≥ 10 Suchbegriffsnennungen und insgesamt 2.575 Suchbegriffsfunden, sodass die durchschnittliche Suchbegriffsdichte im relevanten Datenpool sich wesentlich erhöht gegenüber den 151 Fachartikeln mit Suchbegriffen des gesamten Datenpools, nämlich um das Zweieinhalbfache.

› Innerhalb des relevanten Datenpools verlaufen die Suchbegriffsverteilungshäufigkeiten ähnlich dem gesamten Datenpool, sodass sich an den Häufigkeitsrängen der Suchbegriffe nichts ändert [siehe Tab. 2 sowie Abb. 19].

› Wie im gesamten Datenpool bleibt auch im relevanten Datenpool der Suchbegriff „schwul“ der häufigste Suchbegriff (N=629) mit einem Prozentanteil von 24,4 % aller Suchbegriffsfunde.

KATEGORIENHÄUFIGKEITEN UF 2

Auch im relevanten Datenpool bleiben die „homo“-Suchbegriffe („schwul“, „lesbisch“, „homosexuell“, „homosexualität“) die mit Abstand häufigste Suchbegriffsgruppe, gefolgt von „hetero“-Suchbegriffen („heterosexuell“, „heterosexualität“), dann „bi“-Suchbegriffe („bisexuell“, „bisexualität“) und zuletzt die Oberbegriffe („sexuelle orientierung“, „sexuelle identität“).

Untersuchungsfrage 3 - KORRELATIONEN UF 3

› Von den ursprünglich 45 Schlüsselbegriffen zu den neun Unterkapiteln des Kapitels „Forschungsbefunde“ (siehe 5.3.7) wurden 31 Schlüsselbegriffe aus acht Unterkapiteln im gesamten Datenpool gefunden und schließlich 28 Schlüsselbegriffe aus den acht Unterkapiteln im relevanten Datenpool.

› Die 368 Schlüsselbegriffsfunde in den 52 Fachartikeln des relevanten Datenpools verteilen sich auf acht Unterkapitel, wobei 56 % der Schlüsselbegriffsfunde von zwei Unterkapiteln repräsentiert werden, nämlich „AIDS-/HIV-Forschung“ (30 %) und „Fortpflanzung“ (26 %) [siehe Abb. 21].

› Die Korrelationsanalyse nach Pearson ergibt signifikante (⋆⋆⋆, ⋆⋆ sowie ⋆) Ergebnisse zwischen den Schlüsselbegriffen „kinderwunsch“ sowie „reproduktion“ und den überwiegenden Suchbegriffen mit Ausnahme von „schwul“, „bisexuell“, „sexuelle orientierung“ sowie „sexuelle identität“. Beim Schlüsselbegriff „befruchtung“ ergeben sich signifikante (⋆⋆⋆ sowie ⋆⋆) Ergebnisse zu den Zuschreibungsbegriffen mit Ausnahme von „homosexuell“, jedoch keine Signifikanzen zu Kategoriebegriffen und Oberbegriffen. Während also zwischen dem Schlüsselbegriff „befruchtung“ und dem Suchbegriff „homosexuell“ kein signifikantes Ergebnis zu beobachten ist, zeigen sich bei beiden alltagssprachlichen Suchbegriffen „schwul“ (⋆⋆) und „lesbisch“ (⋆⋆⋆) deutliche Signifikanzen zum Schlüsselbegriff „befruchtung“. Der Suchbegriff „schwul“ (⋆⋆) korreliert infolge nur mit dem Schlüsselbegriff „befruchtung“, wäh-

rend der Suchbegriff „lesbisch“ mit allen drei Schlüsselbegriffen, nämlich „kinderwunsch“ (★★★), „reproduktion“ (★★★) sowie „befruchtung“ (★★) signifikant korreliert [siehe Tab. 5].

› Für die Suchbegriffe aus der „hetero“-Kategorie („heterosexuell“ und „heterosexualität“) ergeben sich nahezu durchwegs hoch signifikante (★★★) Ergebnisse mit allen drei Schlüsselbegriffen aus dem Themenkreis zur „Fortpflanzung“, nämlich „kinderwunsch“, „reproduktion“ sowie „befruchtung“ [siehe Tab. 5].

› Der Schlüsselbegriff „hormonell“ aus dem Unterkapitel „Endokrinologie“ korreliert signifikant mit den Suchbegriffen „schwul“ (★), „lesbisch“ (★★) sowie „bisexuell“ (★) [siehe Tab. 5].

› Der Schlüsselbegriff „aids“ korreliert sehr signifikant (★★) nur mit dem Suchbegriff „schwul“. Beide Begriffe kommen in ihren Begriffskategorien am häufigsten vor [siehe Tab. 5].

SIGNIFIKANZEN	Suchbegriffs-kategorien	homo				hetero		bi	oberbegriffe	
	Suchbegriffe	schwul	lesbisch	homo-sexuell	homo-sexualität	hetero-sexuell	hetero-sexualität	bisexuell	sexuelle orientier-ung	sexuelle identität
Themen	Schlüsselbegriffe									
Fortpflanzung	kinderwunsch		★★★	★★★	★	★★★	★★★			
	reproduktion		★★	★★★	★★★	★★★	★★★			
	befruchtung	★★	★★★			★★★		★★		★★★
Endokrinologie	hormonell	★	★★					★		
AIDS/HIV-Forschung	aids	★★								
Psychoanalyse	psychoanalyse						★		★	
Ausprägungs-häufigkeit	minderheit					★				

Tab. 5 SIGNIFIKANZEN der KORRELATIONSANALYSE nach PEARSON zwischen SUCH- und SCHLÜSSELBEGRIFFEN

Signifikanzen:		Signifikanzniveau α:	Irrtumswahrscheinlichkeit:
★★★	***hoch signifikant***	0,1 %	99,9 %
★★	***sehr signifikant***	1 %	99 %
★	***signifikant***	5 %	95 %

Tendenzbefunde werden hier nicht berücksichtigt!

› Der Schlüsselbegriff „psychoanalyse“ korreliert jeweils signifikant (⋆) mit den Suchbegriffen „heterosexualität“ sowie „sexuelle orientierung“ [siehe Tab. 5].

› Der Schlüsselbegriff „minderheit“ korreliert signifikant (⋆) mit dem Suchbegriff „heterosexuell“ [siehe Tab. 5].

KORRELATIONEN **UF 3**

Bei neun Suchbegriffen ergeben sich signifikante Korrelationen zu den Schlüsselbegriffen, nur beim Suchbegriff „bisexualität“ zeigen sich keine.

Das Thema „Fortpflanzung“ mit seinen Schlüsselbegriffen „kinderwunsch“, „reproduktion“ sowie „befruchtung“ korreliert am häufigsten sowie signifikantesten mit den meisten Suchbegriffen und stellt damit das signifikanteste Thema unter den acht analysierten Themen des Kapitels 4 „Forschungsbefunde“ dar. Die Suchbegriffe „schwul“, „bisexuell“, „sexuelle orientierung“ sowie „sexuelle identität“ bilden hierbei insofern eine Ausnahme, als dass sie mit den Schlüsselbegriffen „kinderwunsch“ sowie „reproduktion“ nicht korrelieren, jedoch „schwul“, „bisexuell“ sowie „sexuelle identität“ mit dem Schlüsselbegriff „befruchtung“. Während zur „weiblichen Homosexualität“, die mit dem alltagssprachlichen Suchbegriff „lesbisch“ erfasst wird, alle drei Schlüsselbegriffe des Themas „Fortpflanzung“ Signifikanzen aufweisen, kann für die „männliche Homosexualität“, die vom alltagssprachlichen Suchbegriff „schwul“ vertreten wird, dies nur beim Suchbegriff „befruchtung“ festgestellt werden.

Beim Thema „AIDS-/HIV-Forschung“ zeigt sich fast schon klischeehaft eine sehr signifikante Korrelation zwischen dem Schlüsselbegriff „aids“ und dem Suchbegriff „schwul“. Kein anderer Suchbegriff der „sexuellen Orientierungsbegriffe“ korreliert so deutlich mit dem Schlüsselbegriff „aids“. Lediglich zwischen dem Suchbegriff „heterosexuell“ und dem Schlüsselbegriff „aids“ zeigte sich ein Tendenzbefund und ebenso zwischen dem Suchbegriff „lesbisch“ und dem Schlüsselbegriff „hiv“. Der Schlüsselbegriff „aids“ wurde also vorwiegend im Zusammenhang mit dem Suchbegriff „schwul“, daher der „männlichen Homosexualität“ zuzuordnen, verwendet, sodass von einer thematischen Verknüpfung ausgegangen werden kann. Beide Begriffe (Schlüsselbegriff: „aids“, Suchbegriff: „schwul“) waren in ihrer Begriffsgruppe die häufigsten Ausdrücke überhaupt.

Im Themenbereich der „Endokrinologie“ zeigen sich Korrelationen zwischen dem Schlüsselbegriff „hormonell“ und den Suchbegriffen „schwul“, „lesbisch“ sowie „bisexuell“. Der Schlüsselbegriff „hormonell“ korreliert damit mit den alltagssprachlichen Zuschreibungsbegriffen einer „Homosexualität“, sowohl „schwul“ als auch „lesbisch“, und dem Begriff „bisexuell“, aber nicht mit „hetero“-Begriffen.

Der Schlüsselbegriff „psychoanalyse“ aus dem gleichnamigen Themenblock korrelierte signifikant mit den Suchbegriffen „heterosexualität“ sowie „sexuelle orientierung“. Die Konzeptbezeichnung „sexuelle orientierung“ sowie der Kategorienbegriff „heterosexualität“ werden im Allgemeinen (sowohl gesamter als auch relevanter Datenpool) eher selten verwendet, treten aber im Zusammenhang mit dem Begriff „psychoanalyse“ signifikant auf.

Dass der Schlüsselbegriff „minderheit“ mit dem Suchbegriff „heterosexuell“ signifikant korreliert, erscheint zunächst überraschend, weil dieser Begriff meist im Zusammenhang mit „homo“- oder „bi“-Begriffen gebracht wird. Eine positive Korrelation nach Pearson kann aber auch bedeuten, dass diese beiden Begriffe besonders selten bzw. in geringer Ausprägung miteinander auftreten und deswegen korrelieren. Bei genauerer Betrachtung der Häufigkeitsverteilungen der beiden Begriffe innerhalb der Worthäufigkeitsanalyseergebnisse zu den Heften im relevanten Datenpool zeigt sich diese Vermutung bestätigt.

Untersuchungsfrage 4 - SCHLÜSSELNAMEN **UF 4**

› Die Schlüsselnamen „Fausto-Sterling“, „Hamer“ sowie „LeVay“ kamen im Datenpool zu selten vor, als dass es Sinn gemacht hätte, hier eine weiterführende statistische Analyse über die Auswertung der Worthäufigkeitsanalyseergebnisse hinaus anzustellen.

7 DISKUSSION

Der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit lag das zentrale Bestreben zugrunde, die Etabliertheit des Konzeptes einer sexuellen Orientierung mit seinen stereotypen Begrifflichkeiten in der Sexualwissenschaft zu erforschen und dies anhand einer frequenzanalytischen, diktionärsbasierten Worthäufigkeitsanalyse von entsprechenden Such- und Schlüsselbegriffen sowie Schlüsselnamen in den veröffentlichten Fachartikel über einen Publikationszeitraum von zehn Jahren (Datenkorpus) zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ zu verifizieren.

Dazu wurden 238 Fachartikel aus 40 Heften der „Zeitschrift für Sexualforschung“ aus dem Zeitraum 2005 (Heft 1) bis 2014 (Heft 4) jeweils als Dokument in das „MAXQDA Analytics Pro 12“-Programm eingelesen und dort durch das Codesystem in fünf Bereiche gegliedert, nämlich „Autor/in/en“, „Titel“, „Text“, „Fußnoten“ sowie „Literatur“. Darüber konnte im Datenkorpus gezielt nach Begriffen mittels einer Worthäufigkeitsanalyse zum Beispiel nur im „Text“ und/oder „Titel“ gesucht werden. Hierdurch konnte eine Worthäufigkeitsverteilung der Such- und Schlüsselbegriffe erstellt und eine statistische Auswertung dieser Ergebnisse durchgeführt werden.

Aus der Darstellung der Implikationen und empirischen Konzeptualisierungen der sexuellen Orientierung am Beginn dieser vorliegenden Arbeit wurde klar, dass es sich bei der sexuellen Orientierung um einen artifiziellen, jungen Forschungsgegenstand handelt, weil die dazugehörigen stereotypen Begrifflichkeiten erstmals in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgetreten sind [vgl. Money, 1994, S. 122].

Im Verlauf der Etablierung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung durchlief die menschliche Sexualität verschiedene Disziplinierungs-, Polarisierungs-, Stereotypisierungs-, Pathologisierungs- usw. -bestrebungen, um im Resultat die heutige, strikte Aufteilung in Hetero- versus Homosexualität und allenfalls noch eine dritte, untergeordnete Restkategorie, die Bisexualität, für jene Menschen, die sich nicht einordnen lassen oder dieses dichotome Identifikationsangebot nicht annehmen wollen, zu erhalten.

7.1 Mythenbildung

Die Implikationen und Konzeptualisierungen verweisen im Zusammenhang zu den tatsächlichen Forschungsbefunden auf Erklärungs- und Deutungsmythen, die letzten Endes die Etablierung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung im Wissenschaftsbereich begründen, weil andernfalls die Verbreitung der entsprechenden Kategoriebegriffe im Forschungsbereich und der Gesellschaft nicht zu erklären wäre. Der Begriff Mythos wurde hier bewusst gewählt, weil das Konzept einer sexuellen Orientierung auf Annahmen beruht, die sich anhand profunder Forschungsbefunde als falsch darstellen oder, wissenschaftlich ausgedrückt, die Gütekriterien der Validität, Reliabilität sowie Objektivität nicht erfüllen und trotzdem dieses Konzept eine populäre, kulturübergreifende Dimension bzw. Bedeutung erreichen konnte. Insofern handelt es sich beim Konzept zur sexuellen Orientierung um eine *„mythische Weltauffassung als Weltsicht“* [Tepe, 2006, S. 47 f.], weil die menschliche Sexualität hierbei einer apodiktischen Heteronormativität verwoben – in einem Glauben an einen strikten Geschlecherdualisums folgend – in Identitätskategorien, einem alles überschattenden Heterosexismus, einem *„Gebot der Monosexualität“* [vgl. Schmidt, 2005, S. 139] und einer Fortpflanzungsdoktrin unterworfen wurde.

Einige dieser mit dem Konzept einer sexuellen Orientierung im Rahmen dieser vorliegenden Arbeit festgestellten Mythen werden nun zusammenfassend und auch im Fokus der eigenen Untersuchungsergebnisse skizziert.

7.1.1 Geschlechtermythen

Das Konzept einer sexuellen Orientierung fusst auf einem strikten Geschlechterdualismus, der sich – beginnend mit dem biologischen Geschlecht – auch in den postulierten Bereichen des psychologischen und sozialen Geschlechts niederschlägt. Jede Abweichung von diesem Postulat wurde und wird teilweise heute noch zunächst kategorisiert bzw. medizinisch klassifiziert, um sie schließlich zu pathologisieren und in weiterer Folge einem Behandlungapriori mit Angleichungsimpetus an die „Norm“ zu unterwerfen. Solcherart entstanden Begriffe wie „Hermaphroditismus“, „Inversion“, „Intersexualität“, aber auch „Transsexualität“ sowie auch „Homosexualität“.

Wie im Kapitel zu den „Konzeptimplikationen“ [siehe 2.] aufgezeigt wurde, geht man mittlerweile im Wissenschaftsbereich von einem vielfältigen Geschlechtsspektrum aus und nicht von zwei sich gegenüberstehenden bipolaren Geschlechtern. Die wissenschaftlichen Ergebnisse zur Geschlechtsorganentwicklung verweisen auf die multiplexen Ausprägungsmöglichkeiten und Funktionalitäten, sodass die vorzufindende Variabilität bis dato weitgehend auch von vielen Wissenschaftler/inne/n unterschätzt wird.

Auch im Bereich der Genetik hat sich neueren Forschungsarbeiten zufolge gezeigt, dass die Geschlechtsentwicklung weit komplexer verläuft, als ursprünglich mit der einfachen Aufteilung in „XX“- versus „XY“-Geschlechtstypen in der Genetik lange Zeit postuliert wurde. So verweisen die neueren Ergebnisse darauf, dass wesentlich mehr Gene in einem weitaus komplexeren Regelkreis und einer Vielzahl von epigenetischen Einflussfaktoren hierbei eine Rolle spielen [vgl. Schmitz, 2006, S. 40]. Zudem konnten bis 2011 schon in mehr als 50 Fällen [vgl. James et al., 2011, S. 2484] in ein und demselben Individuum sowohl „XX“- als auch „XY“-Zelllinien gefunden werden [vgl. Wu et al., 2009].

Trotzdem werden die meisten wissenschaftlichen Forschungsarbeiten noch auf der Grundlage eines Geschlechterdualismus durchgeführt und entsprechend zwei – postulierte – homogene Geschlechtsgruppen gebildet. Cordelina Fine, eine australische Neurowissenschaftlerin, verweist in ihrem Buch mit dem Titel *„Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann“* [Fine, 2012] auf den vorherrschenden Trend,[133] in den Neurowissenschaften *„Gender-Stereotype“* [Fine, 2012, S. 299 f.] zu legitimieren bzw. verfestigen.

Dieser Trend der Stereotypisierung des Geschlechts wird aber auch mannigfach in anderen Wissenschaftsdisziplinen vollzogen, wie zum Teil in der Psychologie, die Raewyn

[133] Fine [2012, S. 299] schreibt zu dieser *„Gender-Stereotype“* legitimierenden Rolle eines Teils der Neurowissenschaftler/innen: *„Bislang konnte man die Punkte auf dieser Liste der Unterschiede in der Gehirnstruktur, die den Status quo der Genderverhältnisse erklären, alle abhaken und vergessen. Doch bevor das geschieht, werden – vor allem durch die Veröffentlichungen einiger Populärwissenschaftler – Spekulationen in den Rang von Fakten erhoben. Wenn sie dann einmal die Öffentlichkeit erreicht haben, werden diese Pseudo-Fakten über das männliche und weibliche Gehirn zu Bestandteilen der Kultur und treiben häufig weit über ihr Verfallsdatum hinaus ihr Unwesen. Und in der Öffentlichkeit verstärken und legitimieren sie dann die Gender-Stereotype, die unser Denken und Handeln beeinflussen, und tragen so mit dazu bei, genau die Gender-Ungleichheiten zu erschaffen, die die Neurowissenschaft zuvor angeblich erklärt hatte.“*

Connell als *„Pop-Psychologie“* [Connell, 2013, S. 77], mit Anspielung auf eine populärwissenschaftliche Psychologie,[134] bezeichnet, aber auch Erziehungswissenschaft, Soziologie, Kulturwissenschaft bzw. ganz allgemein im gesamten Spektrum der Humanwissenschaften.

Ein Ergebnis der vorliegenden Untersuchung lässt ein solches „Gender-Stereotyp“ als Wirkfaktor vermuten, wenn beim Thema „Fortpflanzung“ alle drei Schlüsselbegriffe, nämlich „kinderwunsch‘, „reproduktion‘ sowie „befruchtung“ mit dem Suchbegriff „lesbisch“ signifikant korrelieren, aber der Suchbegriff „schwul“ hierbei nur mit dem Schlüsselbegriff „befruchtung“. Die alltagssprachlichen Suchbegriffe „schwul“ versus „lesbisch“ implizieren neben dem Konzept einer sexuellen Orientierung, nämlich bei beiden Begriffen für „homosexuell“, anders als die wissenschaftliche Fachbegriffstrias aus hetero-, bi- und homosexuell auch eine Geschlechtszugehörigkeit im Kanon des Geschlechterdualismus, sodass die statistisch signifikanten Korrelationen des Schlüsselbegriffes „befruchtung“ mit dem Suchbegriff „schwul“ (homosexueller Mann) und alle drei genannten Schlüsselbegriffe aus dem Themenkreis der „Fortpflanzung“ mit „lesbisch“ („homosexuelle Frau“) als unterscheidendes Merkmal auf den Geschlechterdualismus verweisen. Während somit für die „(homosexuellen) Männer“ lediglich der Schlüsselbegriff „befruchtung“ ins Zentrum der Betrachtung rückt, wird das Thema „Fortpflanzung“ im Zusammenhang mit den „(lesbischen) Frauen“ allumfassender und facettenreicher abgehandelt.

[134] Connell [2013, S. 77] schreibt zur *„Pop-Psychologie“*: *„Im Zentrum des Alltagsverstandes steht im Hinblick auf Geschlecht die Vorstellung eines natürlichen Unterschiedes zwischen Frauen und Männern. Es gibt eine ganze Branche der Pop-Psychologie, die uns sagt, Frauen und Männer seien natürlicherweise in Denken, Gefühlen und Fähigkeiten gegensätzlich zueinander. Das populärste Buch dieses Genres, das uns versichert, Frauen und Männer seien wie Wesen von unterschiedlichen Planeten, wurde 30 millionenfach verkauft und in 40 Sprachen übersetzt. Andere Bücher dieser Art sowie ein endloser Strom von Beiträgen in Publikumszeitschriften sagen uns, dass Frauen und Männer auf unterschiedliche Weise kommunizieren, dass Jungen und Mädchen auf unterschiedliche Weise lernen, dass die Hormone Männer zu Kriegern machen oder dass „brain sex“ unser Leben regiert. Die meisten Behauptungen, die in diesen Büchern aufgestellt werden, sind wissenschaftlich gesehen reiner Unsinn und durch massenhafte Belege aus der Forschung widerlegt.“*

7.1.2 Fortpflanzungsmythen

Ein weiterer zentraler Mythos dreht sich um die Fortpflanzungsfunktion der Sexualität, nachdem der primäre Zweck der Sexualität in der Fortpflanzung liegt. Sowohl beim Menschen als auch im Tierreich lassen sich aber eindeutig widersprechende Fakten feststellen. Beim Menschen dienen weniger als 1 % aller Geschlechtsakte der Fortpflanzung [vgl. Loewit, 1992, S. 28] und im Tierreich findet sich eine bis dato wenig beachtete sexuelle und geschlechtliche Diversität, die alle erdenklichen Spielarten der sexuellen Betätigung wie beim Menschen umfasst und dies auch außerhalb der möglichen Befruchtungszeiträume der Tiere. Zudem konnten vielfach gleichgeschlechtliche Tierpaare bei der Aufzucht von Nachwuchs in freier Natur mit größerem reproduktivem Erfolg als die gegengeschlechtlichen Tierpaare beobachtet werden [vgl. Bagemihl, 2000]. Der weitaus überwiegende Teil menschlicher Sexualität findet infolgedessen aus anderen Beweggründen (z. B. Lust, Lebensqualität, Beziehungsgestaltung usw.) als zu Reproduktions- bzw. Fortpflanzungszwecken statt.

Fortpflanzung wurde und wird von vielen Forscher/innen mit „Heterosexualität“ gleichgesetzt, weil ein gegengeschlechtlicher Geschlechtsakt als Voraussetzung für Fortpflanzung von solcherart denkenden Wissenschaftler/innen betrachtet wird. Es zeigt sich aber nicht nur an der zunehmenden Verbreitung moderner Fortpflanzungstechniken, welche überwiegend von gegengeschlechtlichen Paaren in Anspruch genommen werden, um sich ihren Kinderwunsch zu erfüllen, dass es sich hierbei um einen Mythos handelt, sondern auch anhand geschlechtsaktfreier Inseminationen, die technisch einfach und problemlos von jedem zu Hause durchgeführt werden können.

Der Kinderwunsch und die Zeugungsfähigkeit von Menschen hat auch nichts mit deren Identifikation oder Bekenntnis zu einer „sexuellen Orientierung“ zu tun [vgl. Stacey, 2006; Kleinert et al., 2012, 2015], weil beide Themen von einer Fülle anderer Faktoren abhängen bzw. beeinflusst werden, wie zum Beispiel im Falle der Zeugungsfähigkeit unter anderem von der Geschlechtsorganentwicklung und -funktionalität. Der Kinderwunsch selbst kann und ist natürlich auch bei sich homosexuell identifizierenden Menschen in mehr oder weniger großer Ausprägung wie bei sich heterosexuell identifizie-

renden Menschen vorhanden und wird mit mehr oder weniger großem Erfolg auch realisiert. Für die in solchen Konstellationen aufwachsenden Kindern birgt dies keine Entwicklungsnachteile, sondern ganz im Gegenteil Vorteile, weil *„die Kinder aus Regenbogenfamilien über besondere Kompetenzen zu verfügen scheinen“* [Maier, 2009, S. 201].

Die bedeutende Rolle, die der Fortpflanzung im Diskurs zum Konzept einer sexuellen Orientierung in der Sexualwissenschaft eingeräumt wird, zeigt sich auch in der vorliegenden Untersuchung, weil die Schlüsselbegriffe „kinderwunsch“, „reproduktion“ sowie „befruchtung“ zum Thema „Fortpflanzung“ mit Abstand am häufigsten und signifikantesten mit den Suchbegriffen zum Konzept einer sexuellen Orientierung korrelierten.

Wie schon erörtert, war ein interessantes Ergebnis dieser vorliegenden Untersuchung zur Fortpflanzung, dass mit dem Suchbegriff „schwul“ sich nur ein signifikanter Zusammenhang zum Schlüsselbegriff „befruchtung“ ergab, aber keine Korrelation zu „kinderwunsch“ und „reproduktion“, während der Suchbegriff „lesbisch“ zu allen diesen drei Schlüsselbegriffen zum Thema „Fortpflanzung“ signifikant korrelierte. Die Schlüsselbegriffe „kinderwunsch“ und „reproduktion“ wurden somit im beobachteten Publikationszeitraum in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ im Zusammenhang mit dem Suchbegriff „schwul“ nicht statistisch signifikant verwendet.

7.1.3 Infektionsmythen

Im gesellschaftlichen und auch wissenschaftlichen Diskurs zur menschlichen Sexualität traten schon früh Polarisierungsbestrebungen auf, die auch eine Aufteilung in „gesund“ versus „krank“ beinhalteten. Sehr eindrücklich trat dieses einen gewissen Teil der menschlichen Sexualität verachtende Polaritätspostulat wieder offenkundig zutage, als zu Beginn der AIDS-/HIV-Pandemie in der westlichen Welt in den 1980er-Jahren im Eindruck der ersten AIDS-Erkrankungen in den USA von einer „Schwulenseuche oder -krankheit“ die Rede war. Es wurde zu Beginn der ersten AIDS-Erkrankungen in den USA im Wissenschaftsbereich völlig verkannt bzw. nicht wahrgenommen, dass HIV bzw. AIDS nicht seinen Anfang in den USA nahm und auch keine spezifisch nur sexuell übertragbare Infektion darstellt, sondern schon zu Beginn der 1920er-Jahre in Afrika ausbrach, also nahezu 60 Jahre vor dem ersten dokumentierten Fall in den USA und es bei HIV mehr

nicht-sexuelle als sexuelle Übertragungswege gibt. Auch die Gleichsetzung mit einer spezifischen sexuellen Orientierung, nämlich männlicher Homosexualität, erwies sich als fataler Irrtum mit weitreichenden Folgen für die von AIDS bzw. HIV betroffenen Menschen und einem bis heute anhaltenden Irrglauben an einen heterosexuellen, zum Teil auch weiblichen[135] Gesundheitsapriori. Die kampagnisierten Aufklärungsappelle über die Gefahren einer Ansteckung richteten sich anfänglich fälschlicherweise und diesem Infektionsmythos folgend primär an schwule Subkulturen, was wiederum zur gesellschaftlichen Verfestigung dieses Mythos beigetragen hat.

Die tatsächlichen weltweiten Prävalenzzahlen sprechen freilich eine ganz andere Sprache, weil hier die Zahl der weiblichen HIV-infizierten Personen und deren Gesamtanteil „unerwartet“ hoch ausfällt und mittlerweile in den Ländern südlich der Sahara sogar deutlich überwiegt (Stand 2015: 56 % Frauen). Ebenso stieg der Anteil der 15–24-jährigen weiblichen HIV-neuinfizierten Personen am Gesamtanteil von HIV-Neuinfektionen weltweit deutlicher (Stand 2015: 20 %) als in der entsprechenden männlichen Altersgruppe (Stand 2015: 14 %) [vgl. UNAIDS, 2016].

Natürlich geht es bei sexuell übertragbaren Krankheiten gar nicht um Konzepte wie Geschlecht oder sexuelle Orientierung wie eben auch im Falle von HIV, sondern um Risikoverhaltensweisen, welche die Gefahr einer Übertragung in sich bergen bzw. erhöhen. Insofern kann in diesem Zusammenhang zweifellos von einem Mythos oder einer Legendenbildung gesprochen werden, die in diesem Fall aber verheerende Folgen nicht nur für die von dieser Pandemie betroffenen Menschen hatte und hat, sondern für viele noch haben wird.

Auch in der vorliegenden Untersuchung ergab sich mit dem Schlüsselbegriff „aids“ den Infektionsmythos im sexualwissenschaftlichen Bereich bestätigend lediglich eine sehr signifikante Korrelation zum Suchbegriff „schwul“. Zwei Tendenzbefunde ergaben sich

[135] Das Gesundheitsapriori für die weibliche Sexualität rührt aber mehr von einer allgemeinen Geringachtung bzw. Nichtachtung der weiblichen Sexualität her, die sich auch im wissenschaftlichen Bereich historisch (*„historische Negierung der Sexualität der Frau“* [Rimml, 2000, S. 14]), aber auch noch heute in einer teilweisen Forschungsverweigerung [zur Vagina siehe: Ah-King et al., 2014] beobachten lässt.

zwischen dem Schlüsselbegriff „hiv“ mit den Suchbegriffen „lesbisch“ und „heterosexuell“. Alle anderen Suchbegriffe zum Konzept einer sexuellen Orientierung wiesen keine Korrelationen zu den Schlüsselbegriffen „aids“ und „hiv“ auf. Zudem stellten sowohl der Schlüsselbegriff „aids“ unter den Schlüsselbegriffen als auch der Suchbegriff „schwul“ unter den Suchbegriffen die häufigsten gefundenen Begriffe aus ihren Begriffskategorien dar, was wiederum die Relevanz dieses Untersuchungsbefundes bestätigt.

7.1.4 Entitätsmythen

Im Kontext der Polarisierungsbestrebungen zur menschlichen Sexualität und dem Aufkommen der stereotypen Begrifflichkeiten eines sexuellen Orientierungskonzeptes wurde die sexuelle Orientierung auch oder gerade im Wissenschaftsbereich als inhärentes, die Persönlichkeit eines Menschen charakterisierendes Merkmal, ähnlich der historischen Geschlechterdebatte zu Fragen, ob Frauen zum Beispiel zum Studium zugelassen werden oder wählen dürfen sollen, in einem parallelen Dispositionsdiskurs als verstärkt verwoben postuliert. Die sexuelle Orientierung wurde zu einer auf sich selbst berufenden sexuellen Identität und damit zu einem massenhaften „Sosein“-Gefühl gemacht. Innerhalb einer scheinbaren fast ausschließlich heterosexuell geprägten sozialen Welt, die heteronormativ, heterosexistisch sowie homophob ausgerichtet ist, gibt es eigene Nischen bzw. Felder für die gleichgeschlechtliche Sexualität des Menschen. In Anspielung auf die Menschen mit dunkler Hautfarbe diskriminierende „Apartheid“, einem Rassismus, kann von einer *„sexuellen Apartheid“* [Green, 1994, S. 171], die sich in einer latenten Homophobie sowie -aversion offenbart, als Charakteristikum auch der meisten modernen Gesellschaften gesprochen werden. Menschen, die offen zu ihren gleichgeschlechtlich sexuellen Erlebens- und Verhaltensmöglichkeiten stehen, sie in einer Partnerschaft zu einer gleichgeschlechtlichen Person leben sowie eine entsprechende Identität öffentlich machen, wurden und werden mit einer Fülle von gesellschaftlichen Diskriminierungen, Stereotypisierungen, negativen Etikettierungen, Stigmatisierungen, Diffamierungen bis hin zu Repressionen, sogar mit der Todesandrohung durch die immer noch vorgesehene Todesstrafe auf Homosexualität in manchen Rechtssystemen von Staaten im 21. Jahrhundert wie z. B. dem Iran [vgl. UNHCR, 2002] konfrontiert.

Seit dem Auftreten der stereotypen Begriffe Hetero-, Bi- und Homosexualität um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Konzept einer sexuellen Orientierung wird im sexualwissenschaftlichen Bereich um deren Fundierung, Operationalisierung sowie Objektivierung gerungen und von essentialistischer Forschungsseite Entitätsmythen zur Homosexualität in Form hormoneller, genetischer, neuronaler usw. Scheinbelege bzw. Pseudofakten geliefert, die ausnahmslos einer fundierten wissenschaftlichen Überprüfung nicht standgehalten haben.

Bedeutende Protagonisten und deren medial sensationalisierten Forschungsarbeiten, die zu den bekanntesten Entitätsmythen beigetragen haben und ihre Hauptarbeiten Anfang der 1990er-Jahre im renommierten Wissenschaftsjournal „Science“ publizierten, nämlich Dean Hamer sowie Simon LeVay, wurden in der vorliegenden Arbeit ausführlich erörtert. Dean Hamer steht hierbei für den Mythos um die genetische Vererbung der Homosexualität, der in der internationalen Presse und in populärwissenschaftlichen Journalen als „Schwulen-Gen“ oder „Homo-Gen“ sensationalisiert wurde. Simon LeVay brachte den Mythos von einer neuronalen Disposition auf, der medial als das „schwule Hirn“, „Homo-Gehirn“ oder „Schwules Zentrum“ mit Anspielung auf eine Gehirnregion namens „INAH 3“ verbreitet wurde. Die Arbeiten von Hamer und LeVay werden trotz ihrer bewiesenen Mängel und invaliden Ergebnisse von Wissenschaftler/innen und Medien auch heute noch zitiert oder zur Beweisführung für die Argumentation einer postulierten Entität zur Homosexualität angeführt. Sowohl die genetische Ausstattung eines Menschen als auch dessen Gehirn sind nach neueren Erkenntnissen keine festgefahrenen konstanten Größen, die im Entwicklungsverlauf eines Menschen invariant bleiben, sondern ganz im Gegenteil schon pränatal von ihrer Umwelt maßgeblich beeinflusst.

In der vorliegenden Untersuchung konnte festgestellt werden, dass im analysierten Publikationszeitraum in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ auf die beiden Schlüsselnamen „Hamer“ (dreimal) und „LeVay“ (einmal) in den seltenen Fällen, wo sie auftraten, nur kritisch verwiesen wurde. Diesen essentialistischen Protagonisten kam somit im analysierten Publikationszeitraum in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ keine erwähnenswerte Bedeutung zu, obwohl die Suchbegriffe zu einer sexuellen Orientierung in 63,4 % aller 238 analysierten Fachartikeln insgesamt 2.926-mal gefunden wurden.

7.1.5 Ausprägungsmythen

Im sexualwissenschaftlichen Forschungsbereich wird seit der Etablierung der Kategoriebegriffe Hetero-, Bi- und Homosexualität zum Konzept einer sexuellen Orientierung über deren Ausprägungshäufigkeit in der Gesellschaft kontroversiell disputiert. Ein Teil der Forscher/innen, meist Vertreter/innen eines Entitätsansatzes, kommt in ihren Ausprägungsanalysen zur sexuellen Orientierung auf einen Anteil der Homosexualität von meist 1–2 %, überwiegend auf Basis von Befragungen ausschließlich zur Selbstindentifikation, während andere Forscher/innen einen Anteil von 5–15 % (selten mehr) postulieren. Letztlich können aber alle diese Ausprägungsanalysen zur sexuellen Orientierung einer Falsifikation, Verifikation und Validierung nicht standhalten, weil schon die inkongruente Konzeptualisierung selbst, aber auch die mangelnde Objektivierung sowie Operationalisierung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung eine valide, reliable, objektive Häufigkeitsanalyse faktisch unmöglich macht. Gerade die Selbstidentifikation erweist sich als ein instabiles, inkongruentes Merkmal, weil es häufig mit der tatsächlichen sexuellen Präferenz, dem vorzufindenden Sexualverhalten, dem sexuellen Erleben, Fantasien, Wünschen nicht übereinstimmt [vgl. Korchmaros et al., 2013] sowie über die Lebensspanne bei zahlreichen Menschen erheblich variiert [vgl. Diamond, 2009]. Mit anderen Worten lässt eine Selbstidentifikation als hetero-, bi- oder homosexuell eines Menschen keine validen, reliablen und objektiven Schlüsse zum Beziehungsstatus, dem Sexualverhalten, den sexuellen Präferenzen, dem sexuellen Erleben, den sexuellen Fantasien sowie Wünschen zu. Aber auch mit der Ausweitung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung auf mehr als nur die Selbstidentifikation und damit Hinzunahme weiterer Faktoren lässt sich keine Konstruktvalidität erreichen, welche die sexuelle Orientierung als ein valides Konzept erscheinen ließe. Die Komplexität, Variabilität und Fluidität [vgl. Diamond, 2009] der menschlichen Sexualität lässt sich in kein dichotomes Orientierungskonzept ein- oder unterordnen. Verschiedene Versuche, die Komplexität, Variabilität und Fluidität der menschlichen Sexualität in neuen Spektrumsansätzen [vgl. Savin-Williams, 2014], der *„Sexual Configuration Theory“* [van Anders, 2015] oder fluiden Kontinuumsansätzen [vgl. Epstein et al., 2012] besser abbilden zu können bzw. der vorzu-

findenden Vielfalt gerechter zu werden, können ebenfalls nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die menschliche Sexualität schon immer allen diesen Disziplinierungsversuchen widersetzt hat.

So schreibt Sigusch [2013, S. 129 f.] zu empirischen Studien im sexualwissenschaftlichen Bereich: *„Dass jede sexuelle Performation Ausführung ist, ein Sexualakt mit Intention, bleibt der Frage des Empirikers ‚Wann hatten Sie zum ersten Mal Sex mit einem Mann?' äußerlich. Er stellt fest, dass X Prozent der Befragten ‚Sex mit einem Mann hatten'. Was aber verstehen die Befragten darunter? Zärtlichkeit, Körperkommunikation, Liebesbeweis, isosexuelles Erlebnis oder gar Homosexualität? Wie haben sie es erlebt? Welche Bedeutung hatte und hat das Erlebnis für sie? Was berechtigt Sexualforscher, diese hinsichtlich Intention und Bedeutung, Genese und Auswirkung höchst differenten Manifestationen unter einem Aufkleber zusammen zu fassen? Ich denke, die herrschende Ordnung, die ja darauf hinausläuft, das Unbegreifbare greifbar zu machen und das Unüberschaubare überschaubar. In dieser Tatsache ist die Notwendigkeit empirischer Studien zu suchen. Sie nivellieren zwar immer das, was noch uneben ist, tun es aber entlang der generellen Konventionslinien, die sie nicht oder nicht ganz erfunden haben. Außerdem sagen die Manifestationen etwas über den unfassbaren Zustand der Sexualität im Augenblick ihrer Untersuchung."*

Ein eindrückliches Beispiel unter vielen für eine solchermaßen durchgeführte Sexualforschung in Hinblick auf Häufigkeits- bzw. Ausprägungsanalysen stellen die wiederholt durchgeführten Studien im Auftrag der deutschen „Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)" zur Jugendsexualität in Deutschland dar. In einer aktuellen repräsentativen Wiederholungsbefragung unter 14- bis 25-jährigen deutschen Mädchen/Buben wurde 2014/15 [Bode & Heißling, 2015] unter dem Titel *„Gleichgeschlechtliche Kontakte"* einerseits nach *„engen körperlichen Kontakten"* (siehe Abb. 23) und andererseits unter dem Titel *„Gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung"* (siehe Abb. 24) nach *„insgesamt sexuell eher hingezogen"* gefragt.

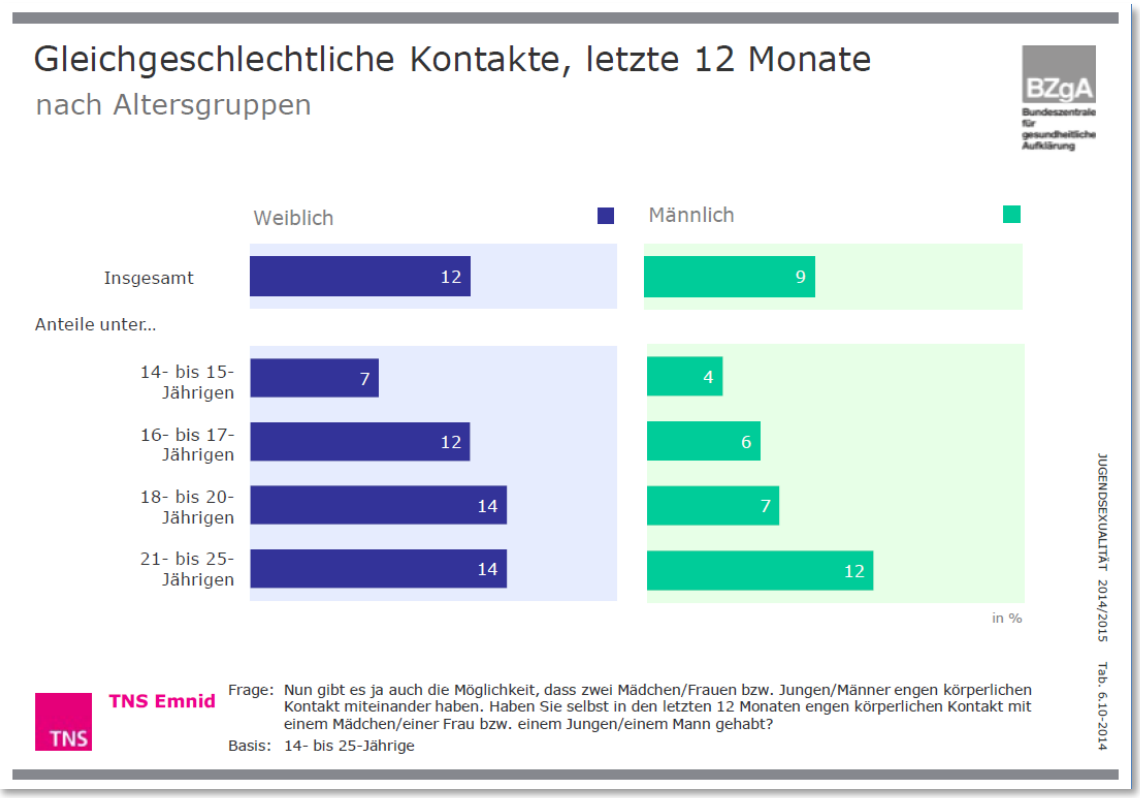


Abb. 23 **ERGEBNISSE zu „ENGEN GLEICHGESCHLECHTLICHEN KÖRPERLICHEN KONTAKTEN“**
aus einer Studie zur Jugendsexualität 2015 in Deutschland
im Auftrag der deutschen „Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)“
durchgeführt von „TNS Emnid“
[Bode & Heißling, 2015, S. 117]

Aus der Ergebnisdarstellung zur ersten Frage (siehe Abb. 23) ist ersichtlich, dass die gleichgeschlechtlichen engen körperlichen Kontakte mit dem Alter sowohl bei Mädchen (in der Altersgruppe 21- bis 25-Jährige: 14 %; insgesamt: 12 %) als auch bei Buben (in der Altersgruppe 21- bis 25-Jährige: 12 %; insgesamt: 9 %) bis in den zweistelligen Bereich zunehmen.

Zur Ergebnisdarstellung zur zweiten Frage, mit der die Proband/inn/en ab dem Alter von 16 Jahren befragt wurden, zeigen sich nur halb so hohe Prozentergebnisse bei beiden Geschlechtern.

Die Autorinnen, Bode und Heißling, führen die beiden Untersuchungsergebnisse und -darstellungen im Kapitel 11.4 *„Gleichgeschlechtliche Kontakte“* [Bode & Heißling, 2015] ihrer Studienpräsentation aus, verweisen dann in der Ergebnispräsentation, wohl im Ein-

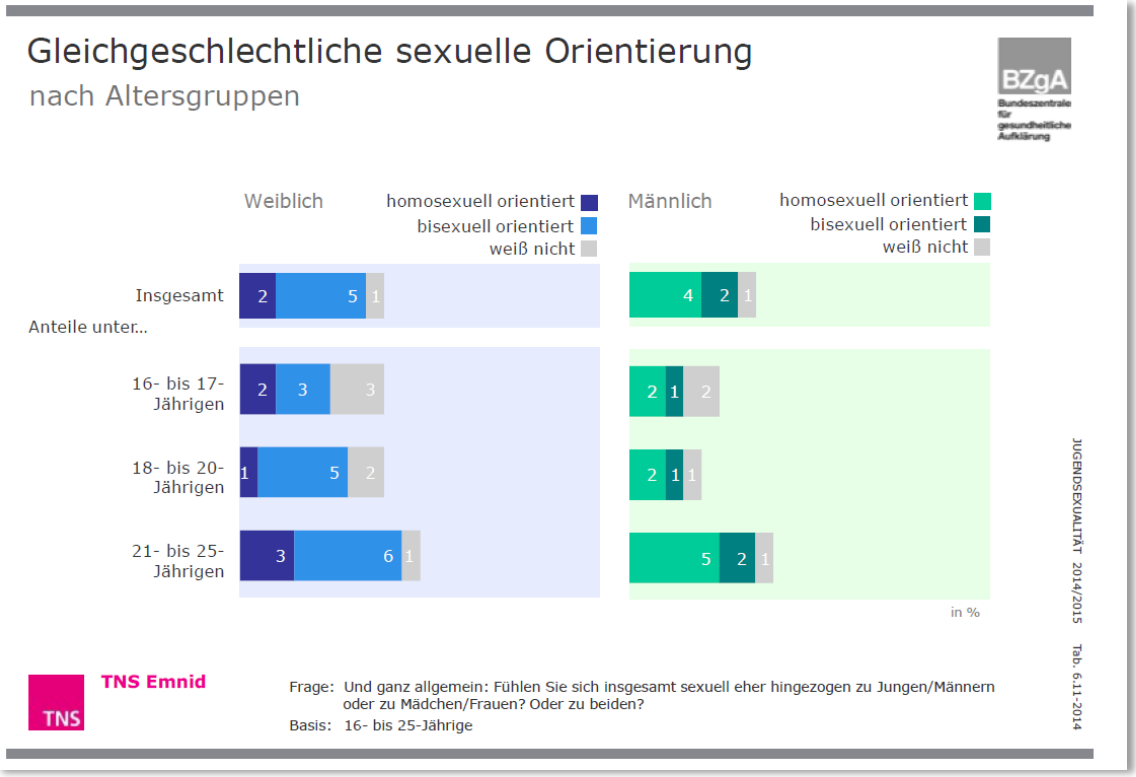


Abb. 24 **ERGEBNISSE zur GLEICHGESCHLECHTLICHEN SEXUELLEN ORIENTIERUNG**
aus einer Studie zur Jugendsexualität 2015 in Deutschland
im Auftrag der deutschen „Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)“
durchgeführt von „TNS Emnid“
[Bode & Heißling, 2015, S. 118]

druck der Widersprüchlichkeit der Ergebnisse, auf Folgendes: *„Enge gleichgeschlechtliche Körperkontakte sind jedoch nicht gleichzusetzen mit einer homosexuellen Orientierung! Auch unter denjenigen jungen Frauen und Männern, die sich selbst als ausschließlich heterosexuell orientiert einstufen, bestehen Erfahrungen mit engem Körperkontakt zu Personen des eigenen Geschlechts.“*

Solche Ergebnisse verweisen darauf, dass das Konzept einer sexuellen Orientierung seriös bzw. wissenschaftlich fundiert immer eine Definitionsdarstellung verlangt, weil völlig unklar bleibt, was eigentlich nun mit diesem Konstrukt gemeint ist bzw. was erhoben wurde. Aber genau an diesem Punkt entscheiden sich viele Forscher/innen dafür, bei einer reinen, unhinterfragten Selbstidentifikationserhebung zu bleiben, weil alles andere sie an den Punkt führen würde, wo klar zu erkennen wäre, dass sie nicht über das Produzieren von Artefakten mit ihrer Forschungsarbeit hinauskommen. Mit anderen Worten bleibt offen, was unter welchen Bedingungen bzw. Voraussetzungen einen

Menschen als Hetero-, Bi- oder Homosexuellen erkennen lässt, weil nicht davon auszugehen ist, dass es dazu eine einheitliche, übereinstimmende Sichtweise von Person zu Person, geschweige denn zwischen Forscher/innen gibt. Welcher Kategorie sollte sich eine Person zuordnen, wenn sie in einer gegengeschlechtlichen Partnerschaft lebt und vereinzelt sexuelle Kontakte zu gleichgeschlechtlichen Personen unterhält? Kann davon ausgegangen werden, dass sich alle solcherart agierenden Personen eindeutig immer einer dieser Kategorien zuordnen werden? Was vermitteln diese Begriffe, wenn sich diese Personen allesamt heterosexuell bezeichnen würden? Eine sexuelle Orientierung zu wem, was oder besser worauf? Das Konzept einer sexuellen Orientierung ist kein menschliches Merkmal, wie die Hautfarbe, Körpergröße oder Händigkeit, es ist ein artifizielles, unnatürliches Phänomen, mittels dem einige Forscher/innen das weite Feld der menschlichen Sexualität in ein künstliches Schema bzw. Klassifikationssystem analog zum Medizinischen überführen wollten.

Auf wen oder was sich alles die individuelle menschliche Sexualität orientieren kann, überrascht sogar 2010 noch namhafte Sexualforscher/innen selbst, sodass das gängige Konzept einer sexuellen Orientierung, das lediglich die Geschlechtskategorie im Blickfeld hat, als überholt gilt und erneut um die Operationalisierung und Objektivierung einer Neuauflage des Konzeptes einer sexuellen Orientierung im sexualwissenschaftlichen Bereich gerungen wird [vgl. Vasey & Lalumiere, 2012].[136] Manche sehen die Forschung zur sexuellen Orientierung an einem Scheideweg angelangt, weil zuvor klare Befürworter/innen eines solchen Konzeptes innerhalb der Sexualforschung beginnen, im Eindruck

[136] Seit 1995 von Lee Ellis ins Leben gerufen findet alle fünf Jahre an der kanadischen Universität Lethbridge ein interdisziplinäres Meeting renommierter Sexualforscher statt, das 2010 unter dem Titel *„The Puzzle of Sexual Orientation: What Is It and How Does It Work?"* stand. Vasey & Lalumiere [2012, S. 11] schreiben zum Motto des 4., von ihnen ausgerichteten Meeting: *„In the process of choosing a unifying topic for the workshop, we came to realize through informal discussions that many of our colleagues were rethinking what was meant by ‚sexual orientation'and, in doing so, stretching this concept far beyond its original meaning. Like us, many of our colleagues were pondering how to characterize the sexual orientation of individuals whose peak sexual arousal and satisfaction results from unusual objects, activities, or locations. We believed that this nascent re-conceptualizing of sexual orientation held great theoretical promise and the potential to prompt all of us to rethink and possibly even reconfigure our research programs. In addition, we thought that this would be a great opportunity to gather together researchers who study gender preferences as well as those who study the paraphilias. As such, we settled upon The Puzzle of Sexual Orientation: What Is It and How Does It Work? as the theme for our 3-day workshop."*

der neueren Forschungsbefunde und steigenden Zahl an Kritiker/innen unter den Sexualforscher/innen selbst, es in Frage zu stellen [vgl. Chivers, 2016].

Obwohl in Ausprägungsanalysen zu den Konzeptbegriffen einer sexuellen Orientierung die Homosexualität meist im Bereich zwischen 1 und 15 % angesiedelt wird, erhält sie in der Sexualforschung die volle Aufmerksamkeit, und es wird massenhaft nach ihrer Entstehung und Ausprägung geforscht. Dies spiegelt sich auch in der Verwendung der entsprechenden Suchbegriffe in der vorliegenden Untersuchung wider, weil die Suchbegriffe zur Homosexualität mit Abstand die häufigste Gruppe an gefundenen Suchbegriffen darstellt (66 % aller Suchbegriffe, N=2926) und auf den Suchbegriff „schwul“ knapp über ein Fünftel aller Suchbegriffsfunde (22,6 %) fallen.

7.2 Resümee

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung verweisen auf eine klare absteigende Ausprägungsverteilung der Suchbegriffshäufigkeiten (N=2926) zum Konzept einer sexuellen Orientierung in den analysierten Fachartikeln (N=238) des Datenpools, der sich aus den Publikationen von 2005 bis 2014 (40 Hefte) in der „Zeitschrift für Sexualforschung“ zusammensetzt, von „**homosexuellen**“ (**66 %**: „schwul“, „homosexuell“, „lesbisch“, „homosexualität“), „**heterosexuellen**“ (**18 %**: „heterosexuell“, „heterosexualität“), „**bisexuellen**“ (**12 %**: „bisexuell“, „bisexualität“) Suchbegriffen zu den „**Oberbegriffen**“ (**4 %**: „sexuelle orientierung“, „sexuelle identität“). Auch wenn man die Suchbegriffe „schwul“ sowie „lesbisch“ als auch die Oberbegriffe „sexuelle orientierung“ sowie „sexuelle identität“ weglässt, ergibt sich eine klar absteigende Ausprägungsverteilung der unter diesen Voraussetzungen neu summierten Suchbegriffshäufigkeiten (N=1813), nämlich für „**homo**“- (**52 %**: „homosexualität“, „homosexuell“), „**hetero**“- (**29 %**: „heterosexualität“, „heterosexuell“) sowie „**bi**“- (**19 %**: „bisexualität“, „bisexuell“) Begriffe.

Unter den Suchbegriffen zum Konzept einer sexuellen Orientierung stellt der alltagssprachliche, die gleichgeschlechtlich männliche Form der Homosexualität fassende Suchbegriff „schwul“ den häufigsten Suchbegriff (22,6 %) überhaupt dar. Dicht gefolgt auf dem zweiten Rang findet sich dann der Suchbegriff „homosexuell“ (21,7 %). Beide

Suchbegriffe zusammen kommen auf 44,3 % aller Suchbegriffsfunde der zehn Suchbegriffe. Der Suchbegriff „lesbisch“ kommt erst auf Rang vier in der Häufigkeitsverteilung der Suchbegriffe und hat mit 10,9 % Prozentanteil an den Suchbegriffsfunden knapp halb soviele wie der entsprechende „männliche“ Suchbegriff „schwul“.

Nach wie vor wird infolgedessen der Homosexualität als Teil des Konzeptes einer sexuellen Orientierung und hier vor allem der männlichen Form ein großes Augenmerk im sexualwissenschaftlichen Kontext geschenkt. Diese große Fokussierung auf den gleichgeschlechtlichen Bereich der menschlichen Sexualität unter Männern in der Sexualwissenschaft lässt dahinter ein altverwurzeltes Ressentiment und stereotypes Denken demaskieren, dass nämlich das gleichgeschlechtliche Sexualitätsvermögen des Menschen erklärungsbedürftiger als das gegengeschlechtliche wäre, was schon der berühmte Begründer der Psychoanalyse Sigmund Freud entschieden zurückwies [vgl. Freud, 1991, S. 48]. Und dies, obwohl gleichzeitig häufig von den gleichen Proponent/inn/en postuliert wird, dass das Thema nur einen geringen Teil der Menschen überhaupt betrifft, unter Verwendung der stereotypen Begrifflichkeiten eines Konzeptes einer sexuellen Orientierung. Mit anderen Worten, der Erklärung der Homosexualität wird weit mehr Aufmerksmakeit geschenkt als der vermeintlich selbstverständlichen Heterosexualität oder einer Bisexualität, der überhaupt eine randständige Rolle beigemessen wird.

Trotz des Wissens um die negativen Konnotationen, die mit Begriffen zur Homosexualität als assoziative Wortbedeutungen verbunden sind, und der auch heute noch häufigen multiplexen Diskriminierungs-, Stereotypisierungs-, negativen Etikettierungs-, Diffamierungs-, Mobbings-[137] usw. -erfahrungen, die Menschen sammeln, wenn sie sich selbst oder durch andere mit Homosexualität in Verbindung bringen oder gebracht werden, und trotz der massenhaften medialen Verbreitung eines starren heteronormativen Weltbildes [vgl. Fine, 2012, S. 343] wird in Forschungsarbeiten zur Ausprägungsverteilung in fast schon naiver Art und Weise nach der sexuellen Orientierung gefragt, als ob

[137] In den USA gab es beginnend mit September 2010 und noch in den Jahren danach eine Suizidwelle unter homosexuell geouteten oder meist geoutet gewordenen Jugendlichen, die an ihren Schulen mit tagtäglichen Hass- und Gewalttiraden ihrer Mitschüler/innen konfrontiert waren und daraufhin sich das Leben nahmen. Im Eindruck der schockierenden Selbstmordwelle unter schwulen Jugendlichen an US-Schulen gründete die Pop-Ikone Lady Gaga die „Born This Way Foundation“, der sich viele US-amerikanische Prominente anschlossen [siehe Homepage: *https://bornthisway.foundation/*].

darauf von Menschen angesichts der vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse ähnlich unbekümmert geantwortet werden könnte wie auf Fragen nach deren Augenfarbe, Körpergröße oder Fernsehgewohnheiten. Die Ergebnisse von Ausprägungsstudien des Konzeptes einer sexuellen Orientierung bei Jugendlichen, aber auch Erwachsenen, welche die scheinbare Häufigkeitsverteilung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung unter Jugendlichen oder Erwachsenen erhoben haben wollen, können unter diesem Blickwinkel bestenfalls als Index des gesellschaftlichen Assimilationsgrades einer „sexuellen Orientierungsdoktrin“ gelten und damit als Gradmesser für das Voranschreiten einer gesellschaftlichen Abspaltung des gleichgeschlechtlich sexuellen Erlebens- und Verhaltensvermögens des Menschen in einen kollektiv verdrängten, unbewussten Bereich.

Die neueren Forschungsergebnisse aus den unterschiedlichsten Bereichen wie der Endokrinologie, Genetik, Neurowissenschaft, AIDS-/HIV-Forschung uvm. verweisen auf eine hochkomplexe menschliche Sexualität, die bei Weitem nicht nur die Geschlechterkategorien umfasst, sondern eine unüberschaubare Vielzahl an Einflussfaktoren und -größen, sodass das Konzept einer sexuellen Orientierung als dreidimensional gedachtes Identitätsmodell, nämlich Hetero-, Bi- und Homosexualität, der menschlichen Sexualität als überholt gilt.

Die US-amerikanische Psychologin an der Universität von Michigan Sari M. van Anders unternahm mit ihrer *„Sexual Configurations Theory (SCT)*“ [van Anders, 2015] einen in der Sexualwissenschaft vielbeachteten Versuch [vgl. Chivers, 2016; Grzanka, 2016; Lerum & Dworkin, 2016; Moser, 2016; Vanwesenbeeck, 2016], das Konzept einer sexuellen Orientierung durch eine Erweiterung und Ausdehnung über den klassischen Geschlechterdualismus hinweg durch ein Mosaik an Faktoren, die sich nicht nur auf biologische und geschlechtliche beziehen, zu retten [vgl. van Anders, 2015]. Dieser Versuch ähnelt frappant dem von Fritz Klein, dem die Kinsey-Skala zu wenig differenzierend war [vgl. Klein, 2014, S. 342] und der daher in seinem *„Klein Sexual Orientation Grid“* [Klein, 2014, S. 341] die sexuelle Orientierung eines Menschen in 21 Items erhob. Letztlich handelt es sich hierbei immer um vergebliche Versuche, das vielfältige sexuelle Erlebens- und Verhaltensvermögen von Menschen in ein Klassifikationsschema zu pressen.

Eine fundamentale Eigenschaft der menschlichen Sexualität drückt sich unübersehbar darin aus, nämlich in Sigmund Freuds Worten, dass sie auf eine *„polymorph perverse Anlage“* [Freud, 1991, S. 93] zurückgeht, oder mit Volkmar Siguschs Worten, die sich auf Freuds Ausdrucksweise beziehen, dass sie das *„polysexuelle Vermögen“* [Sigusch, 2013, S. 457] des Menschen als ubiquitäres Merkmal in sich trägt. Das *„polymorphe“* bzw. *„polysexuelle“* ist daher die eigentliche kulturübergreifende, alle Menschen inkludierende Disposition im Bereich der menschlichen, aber auch der tierischen Sexualität.

Die Fortpflanzung wird von Essentialisten meist als der wichtigste Bereich der menschlichen Sexualität betrachtet und dabei häufig auf die Natur und Evolution verwiesen, die aber durch neuere Forschungsergebnisse zeigen, dass in der Natur und daher im Verlauf der Evolution auch eine völlig ohne Sexualität auskommende, asexuelle Fortpflanzung (Parthenogenese) – technisch gesehen - bestehen kann. Die gängige Lehrmeinung war bis jetzt, dass eine asexuelle Fortpflanzung einen entscheidenden Nachteil mit sich bringt, nämlich keine Durchmischung der Gene erfolgt, damit zu wenig genetische Variabilität erzeugt und solcherart entstandene Lebewesen sich evolutionär weniger gut durchsetzen können. Erstmals konnte ein Forscherteam von Wissenschaftler/innen der Universitäten Cambridge und Angers und des Max-Planck-Instituts für molekulare Pflanzenphysiologie in Potsdam anhand ihrer Forschungsergebnisse zu den sogenannten Rädertierchen im renommierten Wissenschaftsjournal „Science“ 2007 berichten [Pouchkina-Stantcheva et al., 2007], dass auch rein asexuell sich fortpflanzende Arten über eigene Anpassungsfähigkeiten durch den sogenannten „Meselson-Effekt“ verfügen und daher auch bis zum heutigen Tag evolutionär bestehen konnten.

Die Fortpflanzungsfunktion wurde im Bereich der menschlichen Sexualität durch die modernen, immer besser und größer werdenden Möglichkeiten an Verhütungs- und medizinischen Reproduktionstechniken, aber auch die rasant wachsenden weltweiten Angebote an Samen- und Eizellbanken sowie spezialisierten Fortpflanzungskliniken zunehmend zur geschlechtsaktfreien Materie. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang aber auch, dass die Fortpflanzung gerade beim Menschen immer schon ohne einen gegengeschlechtlichen Sexualakt auskam und -kommt, weil die Insemination ganz einfach und immer schon artifiziell durchgeführt werden konnte und kann.

Die Gleichsetzung von Fortpflanzung mit der menschlichen Sexualität hat somit noch nie der Wahrheit entsprochen und ist ein wesentlicher Teil des klassisch heteronormativen „sexuellen Orientierungsmythos“, welcher der Heterosexualität eine „naturgegebene“ Fortpflanzungsexklusivität zuschreibt.

Genau genommen stellt das klassische Konzept einer sexuellen Orientierung aber auch nicht das dar, was die gewählte Begrifflichkeit vermuten lässt, nämlich eine Orientierung an gewählten „Sexualzielen“, sondern vielmehr eine Orientierung auf den Geschlechterdualismus und den darin verwobenen Beziehungsmodellen. Nun zeigt sich aber gerade an der menschlichen Sexualität, dass sie weder nur auf belebte Objekte orientiert ist, noch hierbei bei den meisten Menschen jeweils nur eine einzige, absolut und immer vorhandene Wahl von am Geschlecht orientierten Sexualzielen vorzufinden wäre. Oft wird in diesem Zusammenhang in der Sexualwissenschaft von der „Fluidität“[138] der sexuellen Orientierung gesprochen, was wiederum ein Hinweis darauf ist, dass man auch in einer essentialistisch geprägten Sexualwissenschaft ein Stück weit vom Determinismus bzw. von Dispositionsansätzen abrückt und den eindeutigen Forschungsbefunden zum *„polysexuellen Vermögen“* [Sigusch, 2013, S. 457] des Menschen Rechnung trägt oder besser gesagt tragen muss, wenn man Qualitätskriterien der Wissenschaft ernst nimmt. Im sexualwissenschaftlichen Bereich wird neuerdings auch die Analogie zu einem „Puzzle“[139] bedient, wenn das Konzept einer sexuellen Orientierung in Fachkreisen besprochen wird, weil man offensichtlich erkannt hat, dass man dieses veraltete Konzept, will man es den heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen folgend empirisch begründet aufrechterhalten, völlig neu denken sowie überarbeiten muss. Angesichts der Mängel, die das Konzept einer sexuellen Orientierung aufweist, hat dieses Vorhaben aber wenig Aussicht auf Erfolg.

Wie sich in der relativ kurzen Historie von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute zum Konzept einer sexuellen Orientierung zeigt, konnte die Erweiterung und Aufsplittung

[138] Der entsprechende englische Begriff *„Fluidity“* wird von Moser [2016, S. 506] wie folgt umschrieben: *„Despite the relative immutability of sexual orientations, they can change.“*

[139] Das alle fünf Jahre stattfindende interdisziplinäre Meeting renommierter Sexualforscher an der kanadischen Universität von Lethbridge stand daher 2010 unter dem Motto *„The Puzzle of Sexual Orientation: What Is It and How Does It Work?”* [Vasey & Lalumiere, 2012].

dieses Konzeptes nie zu einem zufriedenstellenden Ergebnis führen, sondern ließ jeweils erkennen, dass jedes bislang von Menschen erdachte Konzept oder Modell zur menschlichen Sexualität, der tatsächlich vorzufindenden sexuellen Variabilität, Komplexität sowie Fluidität des Menschen nicht gerecht werden konnte.

7.3 Ausblick

„Puzzle“, „Mosaik“, „Regenbogen“, oder welche Analogie der Vielfalt und Buntheit man auch immer verwenden mag, um ein Kernmoment der menschlichen Sexualität auszudrücken oder zu umschreiben, nämlich die unüberschaubare Fülle an sexuellen Erlebens- und Verhaltensmöglichkeiten, die so individuell und divergierend, wie die Menschen grundverschieden sind, in Erscheinung treten, verweisen auf die Unmöglichkeit, dieser sexuellen Diversität mittels klassifizierender, stereotyper Zuschreibungen Grenzen aufzuerlegen oder sie kategorisierend in den Griff zu bekommen. Anders ausgedrückt glaubt man, die menschliche Sexualität durch weitere Kategorien oder Unterteilungen eines Konzeptes einer sexuellen Orientierung zu fassen, weil die tatsächlich vorgefundenen Fakten bzw. Forschungsergebnisse dieses Konzept falsifizieren, so schreitet dieser Prozess der unaufhaltsamen Ausdehnung der Begrifflichkeiten fort, weil man letztlich der menschlichen Individualität, die sich gerade auch in einem intimen Bereich wie der Sexualität deutlich zeigt, mit Einteilungen, Klassifikationen, Identitätszuschreibungen usw. nie entsprechen kann.

Einige Sexualforscher/innen wie Charles Moser am „Department of Sexual Medicine“ vom „Institute for Advanced Study of Human Sexuality“ in San Francisco warnen vor der Erweiterung des Konzeptes einer sexuellen Orientierung bezugnehmend auf die *„Sexual Configurations Theory (SCT)“* [van Anders, 2015], ohne die sexuelle Orientierung vorher erst einmal klar definiert zu haben. So schreibt Moser [2016, S. 505]: *„Unfortunately, the concept of sexual orientation is not well defined and a clear definition of sexual orientation is needed before extending the concept.“* Wie schon aufgezeigt, hat es diese Versuche in der Historie des Konzeptes zur sexuellen Orientierung schon gegeben, und sie konnten allesamt nicht zu einem zufriedenstellenden Ergebnis geführt werden.

An dieser Stelle drängt sich ein anderer Vergleich, nämlich mit einem Stern am Ende seiner Lebenszeit, auf, der sich immer weiter ausdehnt, um schließlich in einer gewaltigen Explosion, einer Supernova, zugrunde zu gehen. Auf das Konzept einer sexuellen Orientierung angewendet, könnte gerade die fortschreitende begriffliche Ausdehnung des Konzpetes auf dessen Ende hindeuten bzw. darauf, dass die endgültige Aufgabe dieses Konzeptes näherrückt. Daraus könnte dann auch in zuvor noch essentialistisch geprägten Forschungskreisen ein völlig neues Verständis der menschlichen Sexualität entstehen. Derzeit schreitet die Expansion des Konzeptes einer sexuellen Orientierung zumindest im sexualwissenschaftlichen Bereich noch weiter voran, um das Konzept noch am Leben zu erhalten.

Volkmar Sigusch hat in seinem Buch *„Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten.“* [Sigusch, 2013] eindruckvoll die schon fortgeschrittene Fragmentierung und Ausdehnung sexualwissenschaftlicher Theoreme zur menschlichen Sexualität und Geschlechtlichkeit in der Sexualwissenschaft skizziert und betont trotzdem oder besser gerade deshalb: *„Die Kluft zwischen der diskursiven und veröffentlichten Sexualität einerseits und dem realen und unveröffentlichten Sexualleben der allermeisten Bürgerinnen und Bürger andererseits ist gewaltig.“* [Sigusch, 2013, S. 11]

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob eine Sexualwissenschaft, die vom *„realen und unveröffentlichten Sexualleben der allermeisten Bürgerinnen und Bürger […] gewaltig“* [Sigusch, 2013, S. 11] entfernt ist, überhaupt einen empirisch gerechtfertigten Erklärungs- oder Deutungsanspruch erheben kann, wenn sie eigentlich überwiegend nur *„uralte biologische Ladenhüter“* [Sigusch, 2013, S. 10] auftischt. Das Schweigen eines Großteils der Wissenschaftler/innen, wenn es ganz allgemein um das Thema menschliche Sexualität respektive um das Konzept einer sexuellen Orientierung geht [vgl. Sigusch, 2013, S. 10], kann infolge einerseits begrüßt werden, weil dadurch nicht weitere sexuelle Orientierungsmythen in die Welt gesetzt werden, aber andererseits führt dieses Stillschweigen auch dazu, dass sich falsifiziertes Mythenwissen zur sexuellen Orientierung ohne angemessene Entgegnung aus der Scientific Community auch in Form einer medialen Sensationalisierung in vermeintlich neuen Forschungsergebnissen, die aber

nichts anderes sind als *„uralte biologische Ladenhüter“* [Sigusch, 2013, S. 10] im neuen Gewand, verbreiten können.

Angesichts der medialen Sensationalisierungstendenz aller Forschungsergebnisse, die vor allem vorgeben, einen Dispositionsansatz des Konzeptes einer sexuellen Orientierung respektive der Homosexualität bestätigen oder untermauern zu können, muss aus wissenschaftsethischen Gesichtspunkten hier eine besondere Vorsicht bzw. Zurückhaltung bei den Forscher/innen eingemahnt werden und eine klare Zurückweisung aus der Scientific Community kommen, wenn der medialen Sensationshascherei ein größerer Stellenwert beigemessen wird als einer redlichen wissenschaftlichen Darstellung von Forschungsergebnissen. Jegliche stereotype, etikettierende, mit negativen Wortassoziationen belastete Begrifflichkeit sollte hier strikt unterlassen werden, um solche medialen Sensationalisierungstendenzen nicht zu fördern oder gar anzustoßen.[140]

Das *„polysexuelle“* [Sigusch, 2013, S. 457] Erlebens- und Verhaltensvermögen des Menschen ist letztlich so vielschichtig wie das menschliche Leben selbst und lässt sich daher ausschließlich weder in Beziehungs- noch Lebensformen verorten. Die alltäglich gelebte menschliche Sexualität findet deshalb in weit mehr verschiedenen Formen und Variationen statt, als die ohnedies heutigen offensichtlichen Vielschichtigkeiten der gesellschaftlich, partnerschaftlichen Beziehungs- und Lebensmodelle aufzeigen.

Zum Schluss sei nochmals darauf hingewiesen, dass es sich bei den Kategorien wie Heterosexualität oder Homosexualität eines sexuellen Orientierungskonzeptes um menschliche Fiktionen handelt, wie es der britische Sexualforscher und Soziologe Jeffrey Weeks in einem Gespräch mit dem deutschen Sexualforscher Gunter Schmidt einmal formulierte, weil sie keine ontologische Gewissheit, sondern Erfindungen von Menschen sind [vgl. Weeks, 2004, S. 65].

---

[140] Döring & Bortz [2016b, S. 122 f.] schreiben zur Forschungsethik im Rahmen der *„Forschung zu benachteiligten sozialen Gruppen“*: *„Der Ethikkodex der Australian Association for Research in Education (AARE; http://www.aare.edu.au/ethics/ethcfull.htm) geht z.B. ausdrücklich auf die Problematik ein, dass Forschung zu benachteiligten sozialen Gruppen, die mit guten Absichten erfolgt, dennoch Vorurteile und Stereotype verstärken kann und empfiehlt deswegen, offizielle Vertreter betroffener Gruppen beratend in die Planung entsprechender Studien einzubeziehen. In den Qualitätsstandards der Evaluationsforschung ist festgelegt, dass die Interessen und Sichtweisen der Beteiligten und Betroffenen einer evaluierten Maßnahme von den Forschenden aufzugreifen sind.“*

8 LITERATURVERZEICHNIS

ABEL, G. G.; BLANCHARD, E. B.; BARLOW, D. H. (1981): Measurement of sexual arousal in several paraphilias. The effects of stimulus modality, instructional set and stimulus content on the objective. In: *Behaviour Research and Therapy* 19 (1), pp. 25–33. DOI: 10.1016/0005-7967(81)90109-1.

ADAMS, R. L. (Hg.) (1996): Neuropsychology for clinical practice. Etiology, assessment, and treatment of common neurological disorders. 1st ed. Washington, DC: American Psychological Association. Online verfügbar unter http://search.ebscohost.com/direct.asp?db=pzh&jid=%22199697886%22&scope=site.

ADDIEGO, F.; BELZER, E.; COMOLLI, J.; MOGER, W.; PERRY, J.; WHIPPLE, B. (1981): Female Ejaculation: A Case Study. In: *The Journal of Sex Research* 17 (1), pp. 13–21.

AGRAWAL, A. S.; KATARIA, R. (2015): Persistent Müllerian Duct Syndrome (PMDS): a Rare Anomaly the General Surgeon Must Know About. In: *The Indian journal of surgery* 77 (3), pp. 217–221. DOI: 10.1007/s12262-013-1029-7.

AH-KING, M.; BARRON, A. B.; HERBERSTEIN, M. E. (2014): Genital evolution: why are females still understudied? In: *PLoS biology* 12 (5), pp. 1–7. DOI: 10.1371/journal.pbio.1001851.

AIGNER, J. C. (2005): Provokation Sexualität. In: *Z Sex-Forsch* 18 (1), S. 1–4. DOI: 10.1055/s-2005-836437.

AINSWORTH, C. (2015): Sex redefined. In: *Nature* 518 (7539), pp. 288–291. DOI: 10.1038/518288a.

ALMELING, R. (2015): Reproduction. In: *Annu. Rev. Sociol.* 41 (1), pp. 423–442. DOI: 10.1146/annurev-soc-073014-112258.

AMENDT, G. (2002): Kultur, Kindeswohl und homosexuelle Fortpflanzung. In: *Leviathan* 30 (2), S. 161–174. DOI: 10.1007/s11578-002-0016-3.

ANDERSEN, M. L.; ALVARENGA, T. F.; MAZARO-COSTA, R.; HACHUL, H. C.; TUFIK, S. (2011): The association of testosterone, sleep, and sexual function in men and women. In: *Brain research* 1416, pp. 80–104. DOI: 10.1016/j.brainres.2011.07.060.

ARBOLEDA, V. A.; SANDBERG, D. E.; VILAIN, E. (2014): DSDs: genetics, underlying pathologies and psychosexual differentiation. In: *Nature reviews. Endocrinology* 10 (10), pp. 603–615. DOI: 10.1038/nrendo.2014.130.

ARCHER, J. (2006): Testosterone and human aggression: an evaluation of the challenge hypothesis. In: *Neuroscience and biobehavioral reviews* 30 (3), pp. 319–345. DOI: 10.1016/j.neubiorev.2004.12.007.

ATEYA, A.; FAYEZ, A.; HANI, R.; ZOHDY, W.; GABBAR, M. A.; SHAMLOUL, R. (2006): Evaluation of prostatic massage in treatment of chronic prostatitis. In: *Urology* 67 (4), pp. 674–678. DOI: 10.1016/j.urology.2005.10.021.

BAGEMIHL, B. (2000): Biological exuberance. Animal homosexuality and natural diversity. New York, NY: St. Martin's Press (Stonewall Inn Editions).

BAILES, E.; GAO, F.; BIBOLLET-RUCHE, F.; COURGNAUD, V.; PEETERS, M.; MARX, P. A. ET AL. (2003): Hybrid origin of SIV in chimpanzees. In: *Science (New York, N.Y.)* 300 (5626), pp. 1713. DOI: 10.1126/science.1080657.

BALTHAZART, J. (2011): Minireview: Hormones and human sexual orientation. In: *Endocrinology* 152 (8), pp. 2937–2947. DOI: 10.1210/en.2011-0277.

BARNETT, R. C.; RIVERS, C. (2005): Same difference. How gender myths are hurting our relationships, our children and our jobs. New York, London: BasicBooks; Perseus Running [distributor].

BARRON, A. B.; BROWN, M. J. F. (2012): Science journalism: Let's talk about sex. In: *Nature* 488 (7410), pp. 151–152. DOI: 10.1038/488151a.

BARSALOU, L. W. (2008): Grounded Cognition. In: *Annual review of psychology* 59, pp. 617–645. DOI: 10.1146/annurev.psych.59.103006.093639.

BECKER, J. V.; STEIN, R. M.; KAPLAN, M. S.; CUNNINGHAM-RATHNER, J. (1992): Erection Response Characteristics of Adolescent Sex Offenders. In: *Sexual Abuse: A Journal of Research and Treatment* 5 (2), pp. 81–86. DOI: 10.1177/107906329200500202.

BECKER, S. (2007): Poststrukturalismus und Geschlecht. Ein Blick zurück. In: *Z Sex-Forsch* 20 (1), S. 52–68. DOI: 10.1055/s-2007-960551.

BEELMANN, A.; JONAS, K. J. (Hg.) (2009): Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91621-7.

BEIER, K. M. (2006): Biopsychosoziales Verstandnis menschlicher Geschlechtlichkeit. Vorausetzung fur sexualmedizinische Diagnostik und Therapie. In: *Der Urologe. Ausg. A* 45 (8), S. 953-4, 956-9. DOI: 10.1007/s00120-006-1091-x.

BEINSTEINER, A.; KOHN, T. (Hg.) (2016): Körperphantasien. Technisierung – Optimierung – Transhumanismus. 1. Auflage (Edited volume series).

BERKEY, B. R.; PERELMAN-HALL, T.; KURDEK, L. A. (1990): The Multidimensional Scale of Sexuality. In: *Journal of Homosexuality* 19 (4), pp. 67–87. DOI: 10.1300/J082v19n04_05.

BERNER, W. (2002): Pedophilic Sexual Orientation: A Fuzzy Expression. In: *Archives of sexual behavior* 31 (6), pp. 480–481. DOI: 10.1023/A:1020603214218.

BERNER, W.; HILL, A. (2004): Pädophilie – eine sexuelle Orientierung? In: A. Hill und H. Richter-Appelt (Hg.): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Beiträge zur Sexualforschung, 81), S. 153–173.

BERNER, W. (2012): Beiträge zu Psychotherapie und Psychoanalyse in der Zeitschrift für Sexualforschung - Eine Würdigung. In: *Z Sex-Forsch* 25 (02), S. 151–167. DOI: 10.1055/s-0031-1284044.

BERNTSON, G. G.; CACIOPPO, J. T. (Hg.) (2009): Handbook of neuroscience for the behavioral sciences. Hoboken, NJ: Wiley.

BIDWELL-STEINER, M.; BABKA, A. (Hg.) (2013): Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Diskurse der Psychologie).

BISCHOF-KÖHLER, D. (2011): Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

BLACKLESS, M.; CHARUVASTRA, A.; DERRYCK, A.; FAUSTO-STERLING, A.; LAUZANNE, K.; LEE, E. (2000): How sexually dimorphic are we? Review and synthesis. In: *Am. J. Hum. Biol.* 12 (2), pp. 151–166. DOI: 10.1002/(SICI)1520-6300(200003/04)12:2<151::AID-AJHB1>3.0.CO;2-F.

BLAKE, C. (2013): Eye-Tracking: Grundlagen und Anwendungsfelder. In: W. Möhring und D. Schlütz (Hg.): Handbuch standardisierte Erhebungsverfahren in der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS (SpringerLink), S. 367–387.

BLANCHARD, R.; CANTOR, J. M.; BOGAERT, A. F.; BREEDLOVE, S. M.; ELLIS, L. (2006): Interaction of fraternal birth order and handedness in the development of male homosexuality. In: *Hormones and behavior* 49 (3), pp. 405–414. DOI: 10.1016/j.yhbeh.2005.09.002.

BLANCHARD, R.; KUBAN, M. E.; BLAK, T.; KLASSEN, P. E.; DICKEY, R.; CANTOR, J. M. (2012): Sexual attraction to others: a comparison of two models of alloerotic responding in men. In: *Archives of sexual behavior* 41 (1), pp. 13–29. DOI: 10.1007/s10508-010-9675-3.

BLAUSTEIN, J. D. (2008): Neuroendocrine regulation of feminine sexual behavior: lessons from rodent models and thoughts about humans. In: *Annual review of psychology* 59, pp. 93–118. DOI: 10.1146/annurev.psych.59.103006.093556.

BODE, H.; HEßLING, A. (2015): Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14- bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen Repräsentativen Wiederholungsbefragung. Hg. v. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln.

BÖHNISCH, L.; WINTER, R. (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim: Juventa.

BOLLER, H.; FRIEBERTSHÄUSER, B.; LANGER, A.; PRENGEL, A.; RICHTER, S. (Hg.) (2010): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 3., vollst. überarb. Aufl. (Neuausg.). Weinheim [u. a.]: Juventa-Verl. (Juventa-Handbuch).

BOLSØ, A. (2007): Approaches to Penetration – Theoretical Difference in Practice. In: *Sexualities* 10 (5), pp. 559–581. DOI: 10.1177/1363460707083169.

BORTZ, J. (1993): Statistik. Für Sozialwissenschaftler. 4., vollst. überarb. Aufl. Berlin [u. a.]: Springer (Springer-Lehrbuch).

BOUBELA, R. N.; KALCHER, K.; HUF, W.; SEIDEL, E.-M.; DERNTL, B.; PEZAWAS, L. ET AL. (2015): fMRI measurements of amygdala activation are confounded by stimulus correlated signal fluctuation in nearby veins draining distant brain regions. In: *Scientific reports* 5, p. 10499. DOI: 10.1038/srep10499.

BRASSEL-OCHMANN, A. (2016): Die trügerische Akzeptanz von Islam, Homosexualität und Suizid. Das doppelte Meinungsklima in Deutschland. 1. Auflage. Wiesbaden: Springer VS. Online verfügbar unter http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&AN=1085776.

BRAUN, C. VON (2000): Gender, Geschlecht und Geschichte. In: C. von Braun und I. Stephan (Hg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart [u. a.]: Metzler, S. 16–57.

BRAUN, C. VON; STEPHAN, I. (Hg.) (2000): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart [u. a.]: Metzler.

BRIKEN, P. (2012): Totale, kritische oder praktische Sexualmedizin? In: *Z Sex-Forsch* 25 (04), S. 373–385. DOI: 10.1055/s-0032-1330296.

BROCKMAN, J.; COLACCI, D.; ERICKSEN, S. (Hg.) (2015): This idea must die. Scientific theories that are blocking progress. [Old Saybrook, Conn.]: Tantor Media.

BUCCI, W. (2008): The Referential Process, Consciousness, and the Sense of Self. In: *Psychoanalytic Inquiry* 22 (5), pp. 766–793. DOI: 10.1080/07351692209349017.

BUDDEBERG, C.; GÖTZMANN, L. (2005): Kritik und Kritik der Kritik der „Drei Abhandlungen" von Freud. In: *Z Sex-Forsch* 18 (1), S. 30–33. DOI: 10.1055/s-2005-836413.

BUNDESSTIFTUNG MAGNUS HIRSCHFELD (Hg.) (2014): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript Verlag.

BURKART, G. (Hg.) (2009): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Opladen: Budrich (Zeitschrift für Familienforschung Sonderheft, 6). Online verfügbar unter http://fox.leuphana.de/portal/de/publications/zukunft-der-familie(d0563a11-3ad8-4129-b799-d4d0681a5e3f).html.

BUTLER, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Gender studies, 1722 = n.F., Bd. 722).

BUTLER, J. (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 1737 = n.F., Bd. 737).

BUTLER, J. (2006): Hass Spricht. Zur Politik des Performativen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

BUTLER, J. (2012): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1989).

BYNE, W.; STEIN, E. (1997): Ethical implications of scientific research on the causes of sexual orientation. In: *Health care analysis: HCA : journal of health philosophy and policy* 5 (2), pp. 136–148. DOI: 10.1007/BF02678419.

BYNE, W.; TOBET, S.; MATTIACE, L. A.; LASCO, M. S.; KEMETHER, E.; EDGAR, M. A. ET AL. (2001): The interstitial nuclei of the human anterior hypothalamus: an investigation of variation with sex, sexual orientation, and HIV status. In: *Hormones and behavior* 40 (2), pp. 86–92. DOI: 10.1006/hbeh.2001.1680.

CARROLL, R. A. (2011): Psychological Aspects of Erectile Dysfunction. In: K. T. McVary (Hg.): Contemporary Treatment of Erectile Dysfunction. A Clinical Guide. Totowa, NJ: Springer Science+Business Media LLC (Contemporary Endocrinology), pp. 23–38.

CHIVERS, M. L. (2016): The Rainbow Becomes a Spectrum. In: *Archives of sexual behavior* 45 (3), pp. 491–493. DOI: 10.1007/s10508-016-0711-9.

COHEN, L. G.; CELNIK, P.; PASCUAL-LEONE, A.; CORWELL, B.; FALZ, L.; DAMBROSIA, J. ET AL. (1997): Functional relevance of cross-modal plasticity in blind humans. In: *Nature* 389 (6647), pp. 180–183. DOI: 10.1038/38278.

CONNELL, R. (2013): Gender. Geschlecht und Gesellschaft. Herausgegeben von Ilse Lenz und Michael Meuser. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

CONNELL, R. (2015): Der gemachte Mann. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

COTE, K.; EARLS, C. M.; LALUMIERE, M. L. (2002): Birth Order, Birth Interval, and Deviant Sexual Preferences Among Sex Offenders. In: *Sexual Abuse: A Journal of Research and Treatment* 14 (1), pp. 67–81. DOI: 10.1177/107906320201400105.

D'ANGLURE, B. S. (2005): The ‚Third Gender' of the Inuit. In: *Diogenes* 52 (4), pp. 134–144. DOI: 10.1177/0392192105059478.

DANNECKER, M. (2004): Von der Geschlechtsidentität zum sexuellen Selbst. In: A. Hill und H. Richter-Appelt (Hg.): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Beiträge zur Sexualforschung, 81).

DAWKINS, R. (2007): Das egoistische Gen. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg.

DECECCO, J. P. (1990): Zur Schwulen-Politik und Aids-Politik in den USA. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 3 (1), S. 40–47.

DECECCO, J. P.; ELIA, J. P. (1993): A critique and synthesis of biological essentialism and social constructionist views of sexuality and gender. In: *Journal of Homosexuality* 24 (3-4), pp. 1–26. DOI: 10.1300/J082v24n03_01.

DECECCO, J. P.; SHIVELY, M. G. (2010): From Sexual Identity to Sexual Relationships. In: *Journal of Homosexuality* 9 (2-3), pp. 1–26. DOI: 10.1300/J082v09n02_01.

DEKKER, A. (2013): Was heißt. Sexualität ist „bio-psycho-sozial"? In: *Z Sex-Forsch* 26 (01), S. 34–43. DOI: 10.1055/s-0033-1335069.

DELAMATER, J. D.; HYDE, J. S. (1998): Essentialism vs. social constructionism in the study of human sexuality. In: *Journal of Sex Research* 35 (1), pp. 10–18. DOI: 10.1080/00224499809551913.

DERRIDA, J.; ENGELMANN, P. (1986): Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta. Dt. Erstausg. Graz, Wien: Böhlau (Edition Passagen, 8).

DEUTSCHER ETHIKRAT (2012): Intersexualität. Stellungnahme. Hg. v. Deutscher Ethikrat. Berlin.

DIAMOND, L. M. (2009): Sexual fluidity. Understanding women's love and desire. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.

DICKSON, N.; PAUL, C.; HERBISON, P. (2003): Same-sex attraction in a birth cohort. Prevalence and persistence in early adulthood. In: *Social Science & Medicine* 56 (8), pp. 1607–1615. DOI: 10.1016/S0277-9536(02)00161-2.

DIETRICH, W.; SUSANI, M.; STIFTER, L.; HAITEL, A. (2011): Die weibliche Prostata – Immunhistochemischer Nachweis von Prostata-spezifischem Antigen, Prostata-spezifischer Alkalischer Phosphatase und Androgen Rezeptor, sowie Erstellung eines 3D-Modells. In: *Geburtsh Frauenheilk* 71 (05). DOI: 10.1055/s-0031-1278585.

DÖRING, N.; BORTZ, J. (2016a): Datenerhebung. In: N. Döring und J. Bortz (Hg.): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Unter Mitarbeit von Sandra Pöschl. 5., vollständig überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer (Springer-Lehrbuch), S. 321–577.

DÖRING, N.; BORTZ, J. (2016b): Forschungs- und Wissenschaftsethik. In: N. Döring und J. Bortz (Hg.): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Unter Mitarbeit von Sandra Pöschl. 5., vollständig überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer (Springer-Lehrbuch), S. 121–139.

DÖRING, N.; BORTZ, J. (Hg.) (2016): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Unter Mitarbeit von Sandra Pöschl. 5., vollständig überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer (Springer-Lehrbuch). Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-642-41089-5.

DÖRING, N.; BORTZ, J. (2016c): Qualitätskriterien in der empirischen Sozialforschung. In: N. Döring und J. Bortz (Hg.): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Unter Mitarbeit von Sandra Pöschl. 5., vollständig überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer (Springer-Lehrbuch), S. 81–120.

DROGIN, E. Y.; DATTILIO, F. M.; SADOFF, R. L.; GUTHEIL, T. G. (Hg.) (2011): Handbook of forensic assessment. Psychological and psychiatric perspectives. Hoboken, N.J.: John Wiley & Sons.

DÜRING, S. (1994): Über sequentielle Homo- und Heterosexualität. In: *Z Sex-Forsch* 7 (3), S. 193–202.

DUTTGE, G.; ENGEL, W.; ZOLL, B. (Hg.) (2010): Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm. Göttingen, Göttingen: Niedersächsische Staats-und Universitätsbibliothek; Univ.-Verl. Göttingen (Göttinger Schriften zum Medizinrecht, 10).

EBELING, S. (2006): Alles so schön bunt. Geschlecht, Sexualität und Reproduktion im Tierreich. In: S. Ebeling und S. Schmitz (Hg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden (Studien Interdisziplinäre Geschlechterforschung, 14), S. 57–74.

EBELING, S.; SCHMITZ, S. (Hg.) (2006): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden (Studien Interdisziplinäre Geschlechterforschung, 14). Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90091-9.

EISENEGGER, C.; NAEF, M.; SNOZZI, R.; HEINRICHS, M.; FEHR, E. (2010): Prejudice and truth about the effect of testosterone on human bargaining behaviour. In: *Nature* 463 (7279), pp. 356–359. DOI: 10.1038/nature08711.

ELBERT, T.; PANTEV, C.; WIENBRUCH, C.; ROCKSTROH, B.; TAUB, E. (1995): Increased Cortical Representation of the Fingers of the Left Hand in String Players. In: *Science* 270 (5234), pp. 305–307. DOI: 10.1126/science.270.5234.305.

ENGEL, A. (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Teilw. zugl.: Potsdam, Univ., Diss., 2001 u.d.T.: Engel, Antke: Repräsentation als Intervention. Frankfurt/Main: Campus-Verl. (Politik der Geschlechterverhältnisse, 20).

EPSTEIN, R.; MCKINNEY, P.; FOX, S.; GARCIA, C. (2012): Support for a fluid-continuum model of sexual orientation: a large-scale Internet study. In: *Journal of Homosexuality* 59 (10), pp. 1356–1381. DOI: 10.1080/00918369.2012.724634.

EPSTEIN, R.; ROBERTSON, R. E. (2014): How to Measure Sexual Orientation Range and Why It's Worth Measuring. In: *Journal of bisexuality* 14 (3–4), pp. 391–403. DOI: 10.1080/15299716.2014.933378.

FAHS, B.; GONZALEZ, J. (2014): The front lines of the „back door“. Navigating (dis)engagement, coercion, and pleasure in women’s anal sex experiences. In: *Feminism & Psychology* 24 (4), pp. 500–520. DOI: 10.1177/0959353514539648.

FARIA, N. R.; RAMBAUT, A.; SUCHARD, M. A.; BAELE, G.; BEDFORD, T.; WARD, M. J. ET AL. (2014): HIV epidemiology. The early spread and epidemic ignition of HIV-1 in human populations. In: *Science (New York, N.Y.)* 346 (6205), pp. 56–61. DOI: 10.1126/science.1256739.

FAUSTO-STERLING, A. (2000): Sexing the body. Gender politics and the construction of sexuality. 1. ed., [Nachdr.]. New York, NY: Basic Books.

FAUSTO-STERLING, A.; BALABAN, E. (1993): Genetics and Male Sexual Orientation. Letters. In: *Science* 261 (5126), p. 1257.

FAUSTO-STERLING, A. (2005): The Bare Bones of Sex. Part 1—Sex and Gender. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 30 (2), pp. 1491–1527. DOI: 10.1086/424932.

FINE, C. (2012): Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann. Stuttgart: Klett-Cotta.

FIRESTONE, P.; BRADFORD, J. M.; GREENBERG, D. M.; NUNES, K. L. (2000): Differentiation of homicidal child molesters, nonhomicidal child molesters, and nonoffenders by phallometry. In: *The American journal of psychiatry* 157 (11), pp. 1847–1850. DOI: 10.1176/appi.ajp.157.11.1847.

FLAMINI, M. A.; BARBEITO, C. G.; GIMENO, E. J.; PORTIANSKY, E. L. (2002): Morphological characterization of the female prostate (Skene's gland or paraurethral gland) of Lagostomus maximus maximus. In: *Annals of Anatomy - Anatomischer Anzeiger* 184 (4), pp. 341–345. DOI: 10.1016/S0940-9602(02)80051-6.

FRANCIS, A. M. (2008): Family and sexual orientation: the family-demographic correlates of homosexuality in men and women. In: *Journal of Sex Research* 45 (4), pp. 371–377. DOI: 10.1080/00224490802398357.

FRANKLIN, S. (1993): Essentialism, which essentialism? Some implications of reproductive and genetic techno-science. In: *Journal of Homosexuality* 24 (3-4), pp. 27–39. DOI: 10.1300/J082v24n03_02.

FREUD, S. (1908): Die „kulturelle“ Sexualmoral und die moderne Nervosität. London: Imago (Ges. Werke, Bd. 7.).

FREUD, S. (1991): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Einleitung von Reimut Reiche. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (Werke im Taschenbuch/Sigmund Freud, Bd. 10440).

FREUND, K.; WATSON, R.; RIENZO, D. (1988): Signs of feigning in the phallometric test. In: *Behaviour Research and Therapy* 26 (2), pp. 105–112. DOI: 10.1016/0005-7967(88)90109-X.

FRISCH, M.; HVIID, A. (2006): Childhood family correlates of heterosexual and homosexual marriages: a national cohort study of two million Danes. In: *Archives of sexual behavior* 35 (5), S. 533–547. DOI: 10.1007/s10508-006-9062-2.

FRÖHLING, U. (2003): Leben zwischen den Geschlechtern. Intersexualität – Erfahrungen in einem Tabubereich. 1. Aufl. Berlin: Links.

FTHENAKIS, W. E.; LADWIG, A. (2002): Homosexuelle Väter. In: Wassilios E. Fthenakis und Martin R. Textor (Hg.): Mutterschaft, Vaterschaft. Dr. nach Typoskr. Weinheim: Beltz (Beltz-Praxis, 4), S. 129–154.

FTHENAKIS, WASSILIOS E.; TEXTOR, MARTIN R. (Hg.) (2002): Mutterschaft, Vaterschaft. Dr. nach Typoskr. Weinheim: Beltz (Beltz-Praxis, 4). Online verfügbar unter http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-407-62492-5.

GAETZ, M.; WEINBERG, H.; RZEMPOLUCK, E.; JANTZEN, K. J. (1998): Neural network classifications and correlation analysis of EEG and MEG activity accompanying spontaneous reversals of the Necker cube. In: *Cognitive Brain Research* 6 (4), pp. 335–346. DOI: 10.1016/S0926-6410(97)00038-4.

GAGNON, J. H.; GREENBLAT, C. S.; KIMMEL, M. (1994): Bisexualität aus soziologischer Sicht. In: E. J. Haeberle und R. Gindorf (Hg.): Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern. Stuttgart [u. a.]: G. Fischer, S. 69–92.

GARRELS, L. (1999): Somatische Geschlechtsdeterminierung und Geschlechtsdifferenzierung. Eine Übersicht. In: *Z Sex-Forsch* 12 (1), pp. 10–24.

GERGEN, K. J. (2002): Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktionismus. Stuttgart: Kohlhammer.

GERRITSEN, J.; VAN DER MADE, F.; BLOEMERS, J.; VAN HAM, D.; KLEIVERDA, G.; EVERAERD, W. ET AL. (2009): The clitoral photoplethysmograph: a new way of assessing genital arousal in women. In: *The journal of sexual medicine* 6 (6), pp. 1678–1687. DOI: 10.1111/j.1743-6109.2009.01228.x.

GLENK, L. M. (2011): Psychophysiologische Methoden der Stressmessung. In: B. U. Stetina, O. D. Kothgassner und I. Kryspin-Exner (Hg.): Wissenschaftliches Arbeiten und Forschen in der Klinischen Psychologie. 1. Aufl. Wien: Facultas.wuv (UTB, 8461), S. 204–213.

GOLDE, J. A.; STRASSBERG, D. S.; TURNER, C. M. (2000): Psychophysiologic assessment of erectile response and its suppression as a function of stimulus media and previous experience with plethysmography. In: *Journal of Sex Research* 37 (1), pp. 53–59. DOI: 10.1080/00224490009552020.

GOOREN, L. (2006): The biology of human psychosexual differentiation. In: *Hormones and behavior* 50 (4), S. 589–601. DOI: 10.1016/j.yhbeh.2006.06.011.

GOOREN, L. (2011): Is there a hormonal basis for human homosexuality? In: *Asian journal of andrology* 13 (6), pp. 793–794. DOI: 10.1038/aja.2011.127.

GOOß, U. (1995): Sexualwissenschaftliche Konzepte der Bisexualität von Männern. Zugl.: Frankfurt (Main), Univ., Diss., 1993. Stuttgart: Enke (Beiträge zur Sexualforschung, 72).

GOOß, U. (2003): Konzepte der Bisexualität. In: *Z Sex-Forsch* 16 (1), S. 51–65. DOI: 10.1055/s-2003-38718.

GORDON, L.; JOO, J. E.; POWELL, J. E.; OLLIKAINEN, M.; NOVAKOVIC, B.; LI, X. ET AL. (2012): Neonatal DNA methylation profile in human twins is specified by a complex interplay between intrauterine environmental and genetic factors, subject to tissue-specific influence. In: *Genome research* 22 (8), pp. 1395–1406. DOI: 10.1101/gr.136598.111.

GREEN, R. (1994): Die legale Diskriminierung Bisexueller in den Vereinigten Staaten. In: E. J. Haeberle und R. Gindorf (Hg.): Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern. Stuttgart [u. a.]: G. Fischer, S. 165–171.

GRONEBERG, M. (2009): Das Geschlecht des ersten Menschen. In: *Z Sex-Forsch* 22 (02), S. 121–150. DOI: 10.1055/s-0028-1098942.

GROß, M. (2016): Das Genom. In: *Chemie in unserer Zeit* 50 (1), S. 72–73. DOI: 10.1002/ciuz.201690009.

GRZANKA, P. R. (2016): Intersections and Configurations. In: *Archives of sexual behavior* 45 (3), pp. 501–503. DOI: 10.1007/s10508-015-0624-z.

GÜLDENRING, A.-K. (2013): Zur „Psychodiagnostik von Geschlechtsidentität“ im Rahmen des Transsexuellengesetzes. In: *Z Sex-Forsch* 26 (02), S. 160–174. DOI: 10.1055/s-0033-1335618.

HAEBERLE, E. J. (1994): Bisexualitäten – Geschichte und Dimensionen eines modernen wissenschaftlichen Problems. In: E. J. Haeberle und R. Gindorf (Hg.): Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern. Stuttgart [u. a.]: G. Fischer, S. 1–39.

HAEBERLE, E. J.; GINDORF, R. (Hg.) (1994): Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern. 3. Internationale Berliner Konferenz für Sexualwissenschaft; Bisexualitäten-Kongreß; Kongreß. Deutsche Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Sexualforschung. Stuttgart [u. a.]: G. Fischer.

HALL, S. (2004): Ideologie, Identität, Repräsentation. 1. Aufl. Hamburg: Argument-Verl. (Ausgewählte Schriften, 4).

HAMER; D. H. (1999): Genetics and Male Sexual Orientation. Technical Comment. In: *Science* 285 (5429), 803a. DOI: 10.1126/science.285.5429.803a.

HAMER, D. H. (2004): The God gene. How faith is hardwired into our genes. 1. ed. New York NY u. a.: Doubleday.

HAMER, D. H.; HU, S.; MAGNUSON, V. L.; HU, N.; PATTATUCCI, A. M. L. (1993a): A Linkage Between DNA Markers on the X Chromosome and Male Sexual Orientation. In: *Science* 261 (5119), pp. 321–327.

HAMER, D. H.; HU, S.; MAGNUSON, V. L.; HU, N.; PATTATUCCI, A. M. L. (1993b): Respones. Genetics and Male Sexual Orientation. Letters. In: *Science* 261 (5126), pp. 1259.

HARRIS, G. T.; RICE, M. E.; CHAPLIN, T. C.; QUINSEY, V. L. (1999): Dissimulation in Phallometric Testing of Rapists' Sexual Preferences. In: *Archives of sexual behavior* 28 (3),pp. 223–232. DOI: 10.1023/A:1018732225435.

HARTMANN, J. (2014): Re-thinking family norms: Herausforderungen queer-familiärer Lebensweisen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript Verlag, S. 215-232.

HAWKING, S. W. (1998): A brief history of time. Updated and expanded tenth anniversary ed. New York u. a.: Bantam Books (A Bantam book).

HEBB, D. O. (1949): The organization of behavior: A neuropsychological theory. New York: John Wiley & Sons.

HENDERSON, J. M. (1992): Visual Attention and Eye Movement Control During Reading and Picture Viewing. In: K. Rayner (Hg.): Eye movements and visual cognition. Scene perception and reading. New York: Springer (Springer Series in Neuropsychology), S. 260–283.

HENGSTSCHLÄGER, M. (2003): Kranke Gene. Chancen und Risiken von Gentests. Wien: Facultas.

HERAUSGEBER/INNEN (2012): 25 Jahre Zeitschrift für Sexualforschung. In: *Z Sex-Forsch* 25 (01), S. 1–3. DOI: 10.1055/s-0031-1283943.

HERBENICK, D.; REECE, M.; SCHICK, V.; SANDERS, S. A.; DODGE, B.; FORTENBERRY, J. D. (2010): Sexual behavior in the United States: results from a national probability sample of men and women ages 14-94. In: *The journal of sexual medicine* 7 Suppl 5, pp. 255–265. DOI: 10.1111/j.1743-6109.2010.02012.x.

HILL, A. (2010): Soziale Umwelt und sexuelle Identitätsbildung. In: G. Duttge, W. Engel und B. Zoll (Hg.): Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm. Göttingen, Göttingen: Niedersächsische Staats-und Universitätsbibliothek; Univ.-Verl. Göttingen (Göttinger Schriften zum Medizinrecht, 10), S. 37–52.

HILL, A.; RICHTER-APPELT, H. (Hg.) (2004): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Beiträge zur Sexualforschung, 81).

HINTZ, B. (2013): Niklas Luhmann, gender, queer. In: *Soziologie Magazin* 6 (1), S. 45–55.

HIRSCHAUER, S. (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1045).

HIRSCHFELD-EDDY-STIFTUNG (2008): Die Yogyakarta-Prinzipien. Prinzipien zur Anwendung der Menschenrechte in Bezug auf die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität. Hg. v. Hirschfeld-Eddy-Stiftung. Berlin (Schriftenreihe der Hirschfeld-Eddy-Stiftung – Band 1).

HOFFMANN, H. (2012): Considering the role of conditioning in sexual orientation. In: *Archives of sexual behavior* 41 (1), pp. 63–71. DOI: 10.1007/s10508-012-9915-9.

HOLTERHUS, P. M. (2004): Vom Gen zum Körper – Molekulare und zelluläre Biologie der Geschlechtsentwicklung. In: A. Hill und H. Richter-Appelt (Hg.): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Beiträge zur Sexualforschung, 81), S. 77–91.

HOWES, R. J. (1998): Plethysmographic Assessment of Incarcerated Nonsexual Offenders. A Comparison with Rapists. In: *Sexual Abuse: A Journal of Research and Treatment* 10 (3), pp. 183–194. DOI: 10.1177/107906329801000303.

HU, S.; PATTATUCCI, A. M. L.; PATTERSON, C.; LI, L.; FULKER, D. W.; CHERNY, S. S. ET AL. (1995): Linkage between sexual orientation and chromosome Xq28 in males but not in females. In: *Nature genetics* 11, pp. 248–256.

HÜTHER, G. (2016): Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. 12., unveränderte Auflage. Göttingen, Bristol, CT, U.S.A.: Vandenhoeck & Ruprecht.

HÜTHER, G. (2016): Männer–- das schwache Geschlecht und sein Gehirn. 2., unveränderte Auflage. Göttingen, Bristol: Vandenhoeck & Ruprecht.

IMPERATO-MCGINLEY, J.; PETERSON, R. E.; GAUTIER, T.; STURLA, E. (1979): Male pseudohermaphroditism secondary to 5x-reductase deficiency – a model for the role of androgens in both the development of the male phenotype and the evolution of a male gender identity. In: *Journal of Steroid Biochemistry* 11, pp. 637–645.

JAENISCH, R.; BIRD, A. (2003): Epigenetic regulation of gene expression: how the genome integrates intrinsic and environmental signals. In: *Nature genetics* 33 Suppl, pp. 245–254. DOI: 10.1038/ng1089.

JAMES, P. A.; ROSE, K.; FRANCIS, D.; NORRIS, F. (2011): High-level 46XX/46XY chimerism without clinical effect in a healthy multiparous female. In: *American journal of medical genetics. Part A* 155A (10), pp. 2484–2488. DOI: 10.1002/ajmg.a.34123.

JENSEN, T. K.; TOPPARI, J.; KEIDING, N.; SKAKKEBAEK, N. E. (1995): Do environmental estrogens contribute to the decline in male reproductive health? In: *Clinical chemistry* 41 (12 Pt 2), pp. 1896–1901.

JOEL, D.; BERMAN, Z.; TAVOR, I.; WEXLER, N.; GABER, O.; STEIN, Y. ET AL. (2015): Sex beyond the genitalia: The human brain mosaic. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 112 (50), pp. 15468–15473. DOI: 10.1073/pnas.1509654112.

JONG, D. C. DE (2009): The role of attention in sexual arousal: implications for treatment of sexual dysfunction. In: *Journal of Sex Research* 46 (2-3), pp. 237–248. DOI: 10.1080/00224490902747230.

JORDAN, B. K.; MOHAMMED, M.; CHING, S. T.; DÉLOT, E.; CHEN, X. N.; DEWING, P. ET AL. (2001): Up-regulation of WNT-4 signaling and dosage-sensitive sex reversal in humans. In: *American journal of human genetics* 68 (5), pp. 1102–1109. DOI: 10.1086/320125.

KANT, I. (2005): Kritik der reinen Vernunft. Ungekürzte Ausg. nach der zweiten, hin und wieder verb. Aufl. 1787. Paderborn: Voltmedia (Hauptwerke der grossen Denker).

KAPLAN, G. T.; ROGERS, L. J. (2010, ©2003): Gene worship. Moving beyond the nature/nurture debate over genes, brain, and gender. New York: Other Press.

KATHMANN, W. (2014): Epigenetik. Mittler zwischen Genen und Umwelt. In: *Dtsch med Wochenschr* 139 (12), S. 573–574. DOI: 10.1055/s-0033-1353969.

KATZ, V. L. (2013, ©2012): Reproductive Anatomy. Gross and Microscopic, Clinical Correlations. In: G. M. Lentz, R. A. Lobo, D. M. Gershenson und V. L. Katz (Hg.): Comprehensive gynecology. 6th ed. Philadelphia: Mosby Elsevier, pp. 39–66.

KELLER, E. F. (2001): Das Jahrhundert des Gens. Frankfurt, New York: Campus.

KELLER, R.; HIRSELAND, A.; SCHNEIDER, W.; VIEHÖVER, W. (Hg.) (2010): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis. 4. Aufl. Wiesbaden: VS-Verl. (Interdisziplinäre Diskursforschung).

KEMPER, C. J.; BRÄHLER, E.; ZENGER, M.; ABELE, A. E. (2014): Psychologische und sozialwissenschaftliche Kurzskalen. Standardisierte Erhebungsinstrumente für Wissenschaft und Praxis. Berlin, [Germany]: Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.

KINNISH, K. K.; STRASSBERG, D. S.; TURNER, C. W. (2004): Geschlechtsspezifische Differenzen der Flexibilität der sexuellen Orientierung. In: *Z Sex-Forsch* 17 (1), S. 26–45. DOI: 10.1055/s-2004-818779.

KINSEY, A. C.; POMEROY, W. B.; MARTIN, C. E.; ECKARDT-JAFFÉ, M. VON (1964): Das sexuelle Verhalten des Mannes. Berlin [etc.]: Fischer (Fischer paperbacks. Wissenschaft).

KISHIDA, M.; RAHMAN, Q. (2015): Fraternal Birth Order and Extreme Right-Handedness as Predictors of Sexual Orientation and Gender Nonconformity in Men. In: *Archives of sexual behavior* 44 (5), pp. 1493–1501. DOI: 10.1007/s10508-014-0474-0.

KLEIN, F. (2014): Are You Sure You're Heterosexual? Or Homosexual? Or Even Bisexual? In: *Journal of bisexuality* 14 (3-4), S. 341–346. DOI: 10.1080/15299716.2014.953282.

KLEIN, F.; SEPEKOFF, B.; WOLF, T. J. (1985): Sexual orientation: a multi-variable dynamic process. In: *Journal of Homosexuality* 11 (1-2), pp. 35–49. DOI: 10.1300/J082v11n01_04.

KLEINERT, E.; MARTIN, O.; BRAHLER, E.; STOBEL-RICHTER, Y. (2015): Motives and decisions for and against having children among nonheterosexuals and the impact of experiences of discrimination, internalized stigma, and social acceptance. In: *Journal of Sex Research* 52 (2), S. 174–185. DOI: 10.1080/00224499.2013.838745.

KLEINERT, E.; RIEKENA, B.; STOBEL-RICHTER, Y. (2012): Kinder und Kinderwunsch in Abhängigkeit von sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie* 62 (8), S. 310–318. DOI: 10.1055/s-0032-1314807.

KNIPPERS, R. (2012): Eine kurze Geschichte der Genetik. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

KOELSCH, S.; SCHRÖGER, E.; TERVANIEMI, M. (1999): Superior pre-attentive auditory processing in musicians. In: *NeuroReport* 10 (6), pp. 1309–1313. DOI: 10.1097/00001756-199904260-00029.

KOMISARUK, B. R.; WHIPPLE, B.; NASSERZADEH, S.; BEYER-FLORES, C. (2010): The orgasm answer guide. Baltimore: Johns Hopkins University Press. Online verfügbar unter http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10367594.

KOMISARUK, B. R.; WISE, N.; FRANGOS, E.; LIU, W.-C.; ALLEN, K.; BRODY, S. (2011): Women's clitoris, vagina, and cervix mapped on the sensory cortex: fMRI evidence. In: *The journal of sexual medicine* 8 (10), pp. 2822–2830. DOI: 10.1111/j.1743-6109.2011.02388.x.

KORCHMAROS, J. D.; POWELL, C.; STEVENS, S. (2013): Chasing sexual orientation: a comparison of commonly used single-indicator measures of sexual orientation. In: *Journal of Homosexuality* 60 (4),pp. 596–614. DOI: 10.1080/00918369.2013.760324.

KOTHGASSNER, O. D.; STETINA, B. U. (2011): Die Legende perfekter Daten: Operationalisierung und Datenoptimierung in der wissenschaftlichen Praxis. In: B. U. Stetina, O. D. Kothgassner und I. Kryspin-Exner (Hg.): Wissenschaftliches Arbeiten und Forschen in der Klinischen Psychologie. 1. Aufl. Wien: Facultas.wuv (UTB, 8461), S. 130–141.

KRAUß, V. (2014): Epigenetik – der Zugriff aufs Genom. In: V. Krauß (Hg.): Gene, Zufall, Selektion. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg, S. 127–154.

KRAUß, V. (Hg.) (2014): Gene, Zufall, Selektion. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg.

KUCKARTZ, U. (2007): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. [Lehrbuch]. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90664-5.

KÜNZLER, A.; BÖTTCHER, C.; HARTMANN, R.; NUSSBAUM, M.-H. (Hg.) (2010): Körperzentrierte Psychotherapie im Dialog. Grundlagen, Anwendungen, Integration Der IKP-Ansatz von Yvonne Maurer. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag Berlin Heidelberg.

LACLAU, E. (1990): New reflections on the revolution of our time. London, New York: Verso (Phronesis).

LANDER, E. S.; LINTON, L. M.; BIRREN, B.; NUSBAUM, C.; ZODY, M. C.; BALDWIN, J. ET AL. (2001): Initial sequencing and analysis of the human genome. In: *Nature* 409 (6822), pp. 860–921. DOI: 10.1038/35057062.

LANG, C. (2006): Intersexualität. Menschen zwischen den Geschlechtern. Frankfurt am Main, New York: Campus.

LAUMANN, E. O.; GAGNON, J. H.; MICHAEL, R. T.; MICHAELS, S. (1994): The social organization of sexuality. Sexual practices in the United States. Pbk. ed. Chicago: University of Chicago Press.

LAWS, D. R. (2003): Penile Plethysmography: Will We Ever Get It Right? In: T. Ward, D. R. Laws und S. M. Hudson (Hg.): Sexual deviance. Issues and controversies. Thousand Oaks, Calif., London, New Delhi: Sage Publications, pp. 82–102.

LEHMANN, K.; CASELLA, R.; EICHLISBERGER, R.; GASSER, T. C. (1999): Sexual and pharmacostimulated erections are proportional. In: *Urologe* 38 (2), S. 162–167. DOI: 10.1007/s001200050261.

LEIBER, C.; WETTERAUER, U.; BERNER, M. (2010): Testosteron und Psyche. In: *Der Urologe. Ausg. A* 49 (1), S. 43–46. DOI: 10.1007/s00120-009-2197-8.

LENTZ, G. M.; LOBO, R. A.; GERSHENSON, D. M.; KATZ, V. L. (Hg.) (2013, ©2012): Comprehensive gynecology. 6th ed. Philadelphia: Mosby Elsevier.

LERUM, K.; DWORKIN, S. L. (2016): The Power of (But Not In?) Sexual Configurations Theory. In: *Archives of sexual behavior* 45 (3), pp. 495–499. DOI: 10.1007/s10508-015-0669-z.

LEVAY, S. (1991): A difference in hypothalamic structure between heterosexual and homosexual men. In: *Science* 253 (5023), pp. 1034–1037. DOI: 10.1126/science.1887219.

LEWANDOWSKI, S. (2005): Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" oder Wie man mit dem Hammer analysiert. In: *Z Sex-Forsch* 18 (1), S. 70–72. DOI: 10.1055/s-2005-836423.

LEWANDOWSKI, S. (2012): Lauter Lobreden – 25 Jahre Soziologie in der Zeitschrift für Sexualforschung. In: *Z Sex-Forsch* 25 (01), S. 49–65. DOI: 10.1055/s-0031-1283944.

LINDEMANN, G. (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Zugl.: Bremen, Univ., Diss., 1993. Orig.-Ausg. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl. (Fischer-Taschenbücher Zeit-Schriften, 11734).

LITTLETON, J. T.; CADY, J. B. (1978): Free-floating calculi in the pericardial cavity. In: *AJR. American journal of roentgenology* 131 (5), pp. 901–903. DOI: 10.2214/ajr.131.5.901.

LOEWIT, K. (1992): Die Sprache der Sexualität. Überarb. Ausg. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl. (Fischer-Taschenbücher, 10909).

LOMBARDI, G.; ZARRILLI, S.; COLAO, A.; PAESANO, L.; DI SOMMA, C.; ROSSI, F.; ROSA, M. DE (2001): Estrogens and health in males. In: *Molecular and Cellular Endocrinology* 178 (1–2), pp. 51–55. DOI: 10.1016/S0303-7207(01)00420-8.

MAASEN, S. (2010): Zur Therapeutisierung sexueller Selbste. „The Making Of" einer historischen Diskursanalyse. In: R. Keller, A. Hirseland, W. Schneider und W. Viehöver (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis. 4. Aufl. Wiesbaden: VS-Verl. (Interdisziplinäre Diskursforschung), S. 121–148.

MACK, A. (2003): Inattentional blindness. Looking without seeing. In: *Current Directions in Psychol Sci* 12 (5), pp. 180–184. DOI: 10.1111/1467-8721.01256.

MADDOX, J. (1993): Wilful public misunderstanding of genetics. In: *Nature* 364 (6435), S. 281. DOI: 10.1038/364281a0.

MAGUIRE, E. A.; GADIAN, D. G.; JOHNSRUDE, I. S.; GOOD, C. D.; ASHBURNER, J.; FRACKOWIAK, R. S.; FRITH, C. D. (2000): Navigation-related structural change in the hippocampi of taxi drivers. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 97 (8), pp. 4398–4403. DOI: 10.1073/pnas.070039597.

MAHONEY, J. M.; STRASSBERG, D. S. (1991): Voluntary control of male sexual arousal. In: *Arch Sex Behav* 20 (1), S. 1–16. DOI: 10.1007/BF01543003.

MAIER, M. S. (2009): Gleichgeschlechtliche Partnerschaft und Elternschaft. In: Günter Burkart (Hg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Opladen: Budrich (Zeitschrift für Familienforschung Sonderheft, 6), S. 195–210.

MANTEGAZZA, P. (1880): Hygiene der Liebe. Gräfenhainichen: A. Heine GmbH.

MARSHALL, W. L. (2004): Overcoming Deception in Sexual Preference Testing. A Case Illustration With a Child Molester. In: *clin case stud* 3 (3), S. 206–215. DOI: 10.1177/1534650104264921.

MARSHALL, W.L; FERNANDEZ, Y. M. (2000): Phallometric testing with sexual offenders. In: *Clinical Psychology Review* 20 (7), pp. 807–822. DOI: 10.1016/S0272-7358(99)00013-6.

MARTINO, D.; LOKE, Y. J.; GORDON, L.; OLLIKAINEN, M.; CRUICKSHANK, M. N.; SAFFERY, R.; CRAIG, J. M. (2013): Longitudinal, genome-scale analysis of DNA methylation in twins from birth to 18 months of age reveals rapid epigenetic change in early life and pair-specific effects of discordance. In: *Genome biology* 14 (5), R42. DOI: 10.1186/gb-2013-14-5-r42.

MARXHAUSEN, C. (2010): Identität – Repräsentation – Diskurs. Eine handlungsorientierte linguistische Diskursanalyse zur Erfassung raumbezogener Identitätsangebote. Stuttgart: Steiner (Geographie, Bd. 14).

MCCOY, J. A.; PARROTT, B. B.; RAINWATER, T. R.; WILKINSON, P. M.; GUILLETTE, L. J. (2015): Incubation history prior to the canonical thermosensitive period determines sex in the American alligator. In: *Reproduction (Cambridge, England)* 150 (4), pp. 279–287. DOI: 10.1530/REP-15-0155.

MCDOUGALL, J. (1997): Die Couch ist kein Prokrustesbett. Zur Psychoanalyse der menschlichen Sexualität. Stuttgart: Verl. Internat. Psychoanalyse.

MCGUIRE, T. R. (1995): Is homosexuality genetic? A critical review and some suggestions. In: *Journal of Homosexuality* 28 (1–2), pp. 115–145. DOI: 10.1300/J082v28n01_08.

MCKENNA, K. (1999): The brain is the master organ in sexual function: Central nervous system control of male and female sexual function. SSI Grand Master Lecture 3. In: *International Journal of Impotence Research* 11 (Suppl 1), S48–S55.

MCVARY, K. T. (Hg.) (2011): Contemporary Treatment of Erectile Dysfunction. A Clinical Guide. Totowa, NJ: Springer Science+Business Media LLC (Contemporary Endocrinology). Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-1-60327-536-1.

MERTENS, W. (1992): Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. Band 1: Geburt bis 4. Lebensjahr. Stuttgart: W. Kohlhammer (Psychoanalytische Entwicklungspsychologie, Bd. 1).

MERTENS, W. (Hg.) (2014): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 4., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer. Online verfügbar unter http://gbv.eblib.com/patron/FullRecord.aspx?p=1790592.

MEYENBURG, B. (1997): Geschlechtsidentitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter. In: V. Sigusch und N. Becker (Hg.): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung. 2. unveränd. Aufl. Stuttgart: Thieme, S. 312–326.

MICHAUD, P.; PROULX, J. (2009): Penile-response profiles of sexual aggressors during phallometric testing. In: *Sexual abuse: a journal of research and treatment* 21 (3), pp. 308–334. DOI: 10.1177/1079063209342073.

MIDDELTHON, A.-L. (2002): Being Anally Penetrated. Erotic Inhibitions, Improvizations and Transformations. In: *Sexualities* 5 (2), pp. 181–200. DOI: 10.1177/1363460702005002003.

MISHRA, V. C.; BROWNE, J.; EMBERTON, M. (2008): Role of repeated prostatic massage in chronic prostatitis: a systematic review of the literature. In: *Urology* 72 (4), pp. 731–735. DOI: 10.1016/j.urology.2008.04.030.

MITTWOCH, U. (2013): Sex determination. In: *EMBO reports* 14 (7), pp. 588–592. DOI: 10.1038/embor.2013.84.

MÖHRING, W.; SCHLÜTZ, D. (Hg.) (2013): Handbuch standardisierte Erhebungsverfahren in der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS (SpringerLink).

MONEY, J. (1985): Gender: history, theory and usage of the term in sexology and its relationship to nature/nurture. In: *Journal of sex & marital therapy* 11 (2), pp. 71–79. DOI: 10.1080/00926238508406072.

MONEY, J. (1994): Das Konzept der Homosexualität in der Geschichte. In: E. J. Haeberle und R. Gindorf (Hg.): Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern. Stuttgart [u. a.]: G. Fischer, S. 119–130.

MONEY, J. (1994): The concept of gender identity disorder in childhood and adolescence after 39 years. In: *Journal of sex & marital therapy* 20 (3), pp. 163–177. DOI: 10.1080/00926239408403428.

MORRIS, J. A.; GOBROGGE, K. L.; JORDAN, C. L.; BREEDLOVE, S. M. (2004): Brain aromatase: dyed-in-the-wool homosexuality. In: *Endocrinology* 145 (2), S. 475–477. DOI: 10.1210/en.2003-1461.

MOSER, C. (2016): Defining Sexual Orientation. In: *Archives of sexual behavior* 45 (3), pp. 505–508. DOI: 10.1007/s10508-015-0625-y.

MOST, S. B.; SIMONS, D. J.; SCHOLL, B. J.; JIMENEZ, R.; CLIFFORD, E.; CHABRIS, C. F. (2001): How not to be Seen. The Contribution of Similarity and Selective Ignoring to Sustained Inattentional Blindness. In: *Psychological Science* 12 (1), pp. 9–17. DOI: 10.1111/1467-9280.00303.

MÜLLER-WILLE, S.; RHEINBERGER, H.-J. (2009): Das Gen im Zeitalter der Postgenomik. Eine wissenschaftshistorische Bestandsaufnahme. Orig.-Ausg., 1. Aufl. Frankfurt, M.: Suhrkamp (Edition Unseld, 25).

MUSTANSKI, B. S.; DUPREE, M. G.; NIEVERGELT, C. M.; BOCKLANDT, S.; SCHORK, N. J.; HAMER, D. H. (2005): A genomewide scan of male sexual orientation. In: *Human genetics* 116 (4), pp. 272–278. DOI: 10.1007/s00439-004-1241-4.

NORDBERG, J. (2015): Afghanistans verborgene Töchter. Wenn Mädchen als Söhne aufwachsen. Hamburg: Hoffmann und Campe.

OHLSSON, C.; VANDENPUT, L. (2009): The role of estrogens for male bone health. In: *European journal of endocrinology/European Federation of Endocrine Societies* 160 (6), pp. 883–889. DOI: 10.1530/EJE-09-0118.

OSWALD, J. (2016): Disorders of sex development and proximal hypospadias. In: *Der Urologe. Ausg. A* 55 (1), S. 35–43. DOI: 10.1007/s00120-015-0004-2.

PARSONS, O. A. (1996): Human Immunodeficiency Virus (HIV-1). In: R. L. Adams (Hg.): Neuropsychology for clinical practice. Etiology, assessment, and treatment of common neurological disorders. 1st ed. Washington, DC: American Psychological Association, pp. 203–224.

PATHELA, P. (2006): Discordance between Sexual Behavior and Self-Reported Sexual Identity. A Population-Based Survey of New York City Men. In: *Ann Intern Med* 145 (6), pp. 416-425. DOI: 10.7326/0003-4819-145-6-200609190-00005.

PECHRIGGL, A. (2013): Homophobie und die Dialektik der Selbstaufklärung in der Psychoanalyse. In: M. Bidwell-Steiner und A. Babka (Hg.): Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Diskurse der Psychologie), S. 83–99.

PENKE, L.; ASENDORPF, J. B. (2008): Beyond global sociosexual orientations: a more differentiated look at sociosexuality and its effects on courtship and romantic relationships. In: *Journal of personality and social psychology* 95 (5), pp. 1113–1135. DOI: 10.1037/0022-3514.95.5.1113.

PETERSEN, S. E.; VAN MIER, H.; FIEZ, J. A.; RAICHLE, M. E. (1998): The effects of practice on the functional anatomy of task performance. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 95 (3), pp. 853–860.

PEUCKERT, R. (2008): Familienformen im sozialen Wandel. [Lehrbuch]. 7., vollst. überarb. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90876-2.

PIEAU, C.; DORIZZI, M.; RICHARD-MERCIER, N. (1999): Temperature-dependent sex determination and gonadal differentiation in reptiles. In: *CMLS, Cell. Mol. Life Sci.* 55 (7), pp. 887-900. DOI: 10.1007/s000180050342.

PINEL, J. P. J. (1997): Biopsychologie. Eine Einführung. Heidelberg, Berlin: Spektrum, Akad. Verl. (Spektrum-Lehrbuch).

PLETT, K. (2014): Verqueres Recht — von den Schwierigkeiten, Inter* gerecht zu werden. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript Verlag, S. 133–149.

POPE, H. G.; KOURI, E. M.; HUDSON, J. I. (2000): Effects of Supraphysiologic Doses of Testosterone on Mood and Aggression in Normal Men. In: *Arch Gen Psychiatry* 57 (2), pp. 133. DOI: 10.1001/archpsyc.57.2.133.

PÖRKSEN, B. (Hg.) (2015): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

PÖRKSEN, B. (2015): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Eine Einführung. In: B. Pörksen (Hg.): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 3–18.

POUCHKINA-STANTCHEVA, N. N.; MCGEE, B. M.; BOSCHETTI, C.; TOLLETER, D.; CHAKRABORTEE, S.; POPOVA, A. V. ET AL. (2007): Functional divergence of former alleles in an ancient asexual invertebrate. In: *Science (New York, N.Y.)* 318 (5848), pp. 268–271. DOI: 10.1126/science.1144363.

PRIEBE, G.; SVEDIN, C. G. (2013): Operationalization of three dimensions of sexual orientation in a national survey of late adolescents. In: *Journal of Sex Research* 50 (8), pp. 727–738. DOI: 10.1080/00224499.2012.713147.

PRINZ, W. (1998): Wahrnehmung. In: H. Spada (Hg.): Lehrbuch allgemeine Psychologie. Nachdr. der 2., korr. Aufl. 1992. Bern: Huber (Aus dem Programm Huber), S. 25–114.

PROULX, J.; CÔTÉ, G.; ACHILLE, P. A. (1993): Prevention of voluntary control of penile response in homosexual pedophiles during phallometric testing. In: *Journal of Sex Research* 30 (2), pp. 140–147. DOI: 10.1080/00224499309551694.

PURVES, D. (2009): Vision. In: G. G. Berntson und J. T. Cacioppo (Hg.): Handbook of neuroscience for the behavioral sciences. Hoboken, NJ: Wiley, pp. 224–250.

PUTS, D. A.; JORDAN, C. L.; BREEDLOVE, S. M. (2006): O brother, where art thou? The fraternal birth-order effect on male sexual orientation. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 103 (28), pp. 10531–10532. DOI: 10.1073/pnas.0604102103.

QUINDEAU, I. (2008): Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud. Stuttgart: Klett-Cotta. Online verfügbar unter http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-608-94486-0.

RAMAGOPALAN, S. V.; DYMENT, D. A.; HANDUNNETTHI, L.; RICE, G. P.; EBERS, G. C. (2010): A genome-wide scan of male sexual orientation. In: *Journal of human genetics* 55 (2), pp. 131–132. DOI: 10.1038/jhg.2009.135.

RAPP, R. (2013): From Stimulus to Associations and Back. In: B. Sharp und M. Zock (Hg.): Natural Language Processing and Cognitive Science. Proceedings of NLPCS 2013. 10th International Workshop on Natural Language Processing and Cognitive Science. Marseille, France, Oktober 2013, pp. 78–91.

RAUCHFLEISCH, U. (1996): Schwule, Lesben, Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten. 3. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Sammlung Vandenhoeck).

RAUCHFLEISCH, U. (2002): Historischer Abriß. In: U. Rauchfleisch, J. Frossard, G. Waser, K. Wiesendanger und W. Roth (Hg.): Gleich und doch anders. Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 15–37.

RAUCHFLEISCH, U. (2014): Hetero-, Homo-, Bisexualität. In: W. Mertens (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 4., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, S. 355–364.

RAUCHFLEISCH, U.; FROSSARD, J.; WASER, G.; WIESENDANGER, K.; ROTH, W. (Hg.) (2002): Gleich und doch anders. Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen. Stuttgart: Klett-Cotta.

RAYNER, K. (Hg.) (1992): Eye movements and visual cognition. Scene perception and reading. New York: Springer (Springer Series in Neuropsychology).

RECANZONE, G. H. (1998): Rapidly induced auditory plasticity: The ventriloquism aftereffect. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 95 (3), pp. 869–875.

REINGOLD, E. M. (2014): Eye Tracking Research and Technology: Towards Objective Measurement of Data Quality. In: *Visual cognition* 22 (3), pp. 635–652. DOI: 10.1080/13506285.2013.876481.

REMINGTON, R. W. (1980): Attention and saccadic eye movements. In: *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance* 6 (4), pp. 726–744. DOI: 10.1037/0096-1523.6.4.726.

REMSCHMIDT, H.; SCHMIDT, M.; POUSTKA, F. (Hg.) (2001): Multiaxiales Klassifikationsschema für psychische Störungen des Kindes- und Jugendalters nach ICD-10 der WHO. Mit einem synoptischen Vergleich von ICD-10 mit DSM-IV. 4., vollst. überarb. und erw. Aufl. Bern: Huber.

REMUS, J. (2014): Inter*Realitäten. Variabilität und Uneindeutigkeit des Geschlechts als Herausforderung für Recht und Gesellschaft. In: F. Schmidt, A.-C. Schondelmayer und U. B. Schröder (Hg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Aufl. 2014. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, S. 61–74.

RICE, G.; ANDERSON, C.; RISCH, N.; EBERS, G. (1999a): Male Homosexuality. Absence of Linkage to Microsatellite Markers at Xq28. In: *Science* 284 (5414), pp. 665–667. DOI: 10.1126/science.284.5414.665.

RICE, G.; RISCH, N.; EBERS, G. (1999b): Response. Genetics and Male Sexual Orientation. Technical Comment. In: *Science* 285 (5429), 803a.

RICHTER-APPELT, H. (2004): Vom Körper zur Geschlechtsidentität. In: A. Hill und H. Richter-Appelt (Hg.): Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Beiträge zur Sexualforschung, 81), S. 93–112.

RICHTER-APPELT, H. (2007): Intersexuality. Disorders of sex development. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 50 (1), S. 52–61. DOI: 10.1007/s00103-007-0109-x.

RICHTER-APPELT, H. (2012): Irritationen des Geschlechts im Wandel – Beiträge in 25 Jahren Zeitschrift für Sexualforschung. In: *Z Sex-Forsch* 25 (03), S. 252–272. DOI: 10.1055/s-0032-1313195.

RIMML, M. (2000): Sexualitätsstereotype: „Hetero-, Homo- und Bisexualität“. Ein kritischer Diskurs zur menschlichen Sexualität. Diplomarbeit. Universität Innsbruck, Innsbruck. Erziehungswissenschaften.

RIMML, M. (2001): Geschlechtsstereotype Instrumentalisierung der menschlichen Sexualität. In: *Psychologie in Österreich* 21 (4), S. 281–287.

RIMML, M. (2009): Zur Interdependenz des Standes der Sprachentwicklung und der zeitlichen Verarbeitungsprozesse bei fünf- bis fünfeinhalbjährigen Vorschulkindern. Dissertation. Leopold Franzens Universität Innsbruck, Innsbruck. Psychologie.

ROBERTS, C. (2003): Drowning in a Sea of Estrogens. Sex Hormones, Sexual Reproduction and Sex. In: *Sexualities* 6 (2), pp. 195–213. DOI: 10.1177/1363460703006002003.

ROHY, V. (2012): On Homosexual Reproduction. In: *differences* 23 (1), pp. 101–130. DOI: 10.1215/10407391-1533538.

ROWLAND, D. L. (1999): Issues in the laboratory study of human sexual response. A synthesis for the nontechnical sexologist. In: *Journal of Sex Research* 36 (1), pp. 3–15. DOI: 10.1080/00224499909551962.

RUPP, M. (Hg.) (2009): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Universität Bamberg. Köln: Bundesanzeiger-Verl.-Ges (Rechtstatsachenforschung).

SANDERS, A. R.; MARTIN, E. R.; BEECHAM, G. W.; GUO, S.; DAWOOD, K.; RIEGER, G. ET AL. (2015): Genome-wide scan demonstrates significant linkage for male sexual orientation. In: *Psychological medicine* 45 (7), pp. 1379–1388. DOI: 10.1017/S0033291714002451.

SANTOS, F.C.A.DOS; CARVALHO, H. F.; GÓES, R. M.; TABOGA, S. R. (2003): Structure, histochemistry, and ultrastructure of the epithelium and stroma in the gerbil (Meriones unguiculatus) female prostate. In: *Tissue and Cell* 35 (6), pp. 447–457. DOI: 10.1016/S0040-8166(03)00071-5.

SAVIN-WILLIAMS, R. C. (2006): Who's Gay? Does It Matter? In: *Current Directions in Psychol Sci* 15 (1), S. 40–44. DOI: 10.1111/j.0963-7214.2006.00403.x.

SAVIN-WILLIAMS, R. C. (2014): An exploratory study of the categorical versus spectrum nature of sexual orientation. In: *Journal of Sex Research* 51 (4), pp. 446–453. DOI: 10.1080/00224499.2013.871691.

SAVIN-WILLIAMS, R. C.; REAM, G. L. (2007): Prevalence and stability of sexual orientation components during adolescence and young adulthood. In: *Archives of sexual behavior* 36 (3), pp. 385–394. DOI: 10.1007/s10508-006-9088-5.

SCHICK, V. R.; ROSENBERGER, J. G.; HERBENICK, D.; COLLAZO, E.; SANDERS, S. A.; REECE, M. (2016): The Behavioral Definitions of „Having Sex With a Man“ and „Having Sex With a Woman“ Identified by Women Who Have Engaged in Sexual Activity With Both Men and Women. In: *Journal of Sex Research* 53 (4–5), pp. 578–587. DOI: 10.1080/00224499.2015.1061632.

SCHIEBLER, T. H.; SCHMIDT, W. (1991): Anatomie. Zytologie, Histologie, Entwicklungsgeschichte, makroskopische und mikroskopische Anatomie des Menschen. Fünfte, korrigierte Auflage. Berlin, Heidelberg, s.l.: Springer Berlin Heidelberg (Springer-Lehrbuch). Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-662-05733-9.

SCHILDBERGER, B. (2011): Zur sozialen Produktion der Geschlechterdichotomie. In: *Zeitschrift für Geburtshilfe und Neonatologie* 215 (1), S. 6–9. DOI: 10.1055/s-0031-1271741.

SCHMIDT, F.; SCHONDELMAYER, A.-C.; SCHRÖDER, U. B. (Hg.) (2014): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Aufl. 2014. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.

SCHMIDT, G. (1993): Jugendsexualität in den Neunziger Jahren. Eine Synopse in zwölf Thesen. In: G. Schmidt und C. Gaenslen-Jordan (Hg.): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder ; 126 Tabellen. Stuttgart: Enke (Beiträge zur Sexualforschung, 69), S. 1–11.

SCHMIDT, G. (1999): Die Tragik pädophiler Männer. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 12 (2), S. 133–139.

SCHMIDT, G. (2005): Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen. 2., korr. Aufl. Gießen: Psychosozial-Verl. (Reihe „Edition psychosozial“).

SCHMIDT, G.; GAENSLEN-JORDAN, C. (Hg.) (1993): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder ; 126 Tabellen. Stuttgart: Enke (Beiträge zur Sexualforschung, 69). Online verfügbar unter http://d-nb.info/931327326/04.

SCHMIDT, G.; KLUSMANN, D.; ZEITZSCHEL, U. (1993): Veränderungen 1970-1990 (BRD). In: G. Schmidt und C. Gaenslen-Jordan (Hg.): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder ; 126 Tabellen. Stuttgart: Enke (Beiträge zur Sexualforschung, 69), S. 27–48.

SCHMITZ, S. (2006): Geschlechtergrenzen. Geschlechtsentwicklung, Intersex und Transsex im Spannungsfeld zwischen biologischer Determination und kultureller Konstruktion. In: S. Ebeling und S. Schmitz (Hg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden (Studien Interdisziplinäre Geschlechterforschung, 14), S. 33–56.

SCHOBER, J. M.; PFAFF, D. (2007): The neurophysiology of sexual arousal. In: *Best practice & research. Clinical endocrinology & metabolism* 21 (3), pp. 445–461. DOI: 10.1016/j.beem.2007.04.006.

SCHREIBER, C. (2011): Natürlich künstliche Befruchtung? Eine Geschichte Der In-vitro-Fertilisation Von 1878 Bis 1950. Gottingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 178). Online verfügbar unter http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10513985.

SCHUBERT, F. (2014): Sprache in der Werbung. Eine linguistische Untersuchung von Werbeanzeigen in spanischen Printmedien. Hamburg: Disserta-Verl. Online verfügbar unter http://www.disserta-verlag.de/.

SCHÜKLENK, U.; STEIN, E.; KERIN, J.; BYNE, W.; SCHUKLENK, U. (1997): The Ethics of Genetic Research on Sexual Orientation. In: *The Hastings Center Report* 27 (4), pp. 6-13. DOI: 10.2307/3528773.

SCHULTHEISS, O. C.; CAMPBELL, K. L.; MCCLELLAND, D. C. (1999): Implicit power motivation moderates men’s testosterone responses to imagined and real dominance success. In: *Hormones and behavior* 36 (3), pp. 234–241. DOI: 10.1006/hbeh.1999.1542.

SCHÜTZE, B. (2010): Neo-Essentialismus in der Gender-Debatte. Transsexualismus als Schattendiskurs pädagogischer Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript (Gender studies).

SCHWARTZ, P.; BLUMSTEIN, P. (1994): Der Erwerb sexueller Identität: Bisexualität. In: E. J. Haeberle und R. Gindorf (Hg.): Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern. Stuttgart [u. a.]: G. Fischer, S. 214–244.

SCHWEIZER, K. (2010): Grundlagen der psychosexuellen Entwicklung und „ihrer Störungen“. In: G. Duttge, W. Engel und B. Zoll (Hg.): Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm. Göttingen, Göttingen: Niedersächsische Staats-und Universitätsbibliothek; Univ.-Verl. Göttingen (Göttinger Schriften zum Medizinrecht, 10).

SCHWEIZER, K.; BRINKMANN, L.; RICHTER-APPELT, H. (2007): Zum Problem der männlichen Geschlechtszuweisung bei XX-chromosomalen Personen mit Adrenogenitalem Syndrom (AGS). In: *Z Sex-Forsch* 20 (2), S. 145–161. DOI: 10.1055/s-2007-960692.

SCHWEIZER, K.; BRUNNER, F. (2013): Sexuelle Orientierungen. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 56 (2), S. 231–239. DOI: 10.1007/s00103-012-1608-y.

SEISE, J.; BANSE, R.; NEYER, F. J. (2002): Individual differences in terms of implicit and explicit attitudes toward homosexuality. In: *Z Sex-Forsch* 15 (1), pp. 21–42. DOI: 10.1055/s-2002-25178.

SERIN, R. C.; MALCOLM, P. B.; KHANNA, A.; BARBAREE, H. E. (1994): Psychopathy and Deviant Sexual Arousal in Incarcerated Sexual Offenders. In: *Journal of Interpersonal Violence* 9 (1), pp. 3–11. DOI: 10.1177/088626094009001001.

SEVELY, J. LOWNDES; BENNETT, J. W. (2010): Concerning female ejaculation and the female prostate. In: *The Journal of Sex Research* 14 (1), pp. 1–20. DOI: 10.1080/00224497809550988.

SHARP, B.; ZOCK, M. (Hg.) (2013): Natural Language Processing and Cognitive Science. Proceedings of NLPCS 2013. 10th International Workshop on Natural Language Processing and Cognitive Science. Marseille, France, Oktober 2013.

SHERWANI, A. Y.; SHAH, A. Q.; WANI, A. M.; BASHIR, A. C.; BASHIR, A. K.; SOFI, F. A. ET AL. (2014): Hysterectomy in a male? A rare case report. In: *International journal of surgery case reports* 5 (12), pp. 1285–1287. DOI: 10.1016/j.ijscr.2014.10.020.

SHIVELY, M. G.; DECECCO, J. P. (1977): Components of sexual identity. In: *Journal of Homosexuality* 3 (1), pp. 41–48. DOI: 10.1300/J082v03n01_04.

SIGUSCH, V. (2000): Strukturwandel der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. In: *Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie* 68 (2000), S. 97–106.

SIGUSCH, V. (2008): The birth of sexual medicine: Paolo Mantegazza as pioneer of sexual medicine in the 19th century. In: *The journal of sexual medicine* 5 (1), pp. 217–222. DOI: 10.1111/j.1743-6109.2007.00648.x.

SIGUSCH, V. (2011): Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik. Frankfurt, M. [u. a.]: Campus-Verl.

SIGUSCH, V. (2013): Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

SIGUSCH, V.; BECKER, N. (Hg.) (1997): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung. 2. unveränd. Aufl. Stuttgart: Thieme.

SIGUSCH, V.; SCHMIDT, G. (1993): Veränderungen in den Sechziger Jahren (BRD). In: G. Schmidt und C. Gaenslen-Jordan (Hg.): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder ; 126 Tabellen. Stuttgart: Enke (Beiträge zur Sexualforschung, 69), S. 12–26.

SOMMER, F. (2007): Warum Frauen Pornos mögen und Männer einen G-Punkt haben. 296 Wahrheiten über Sex. Rheda-Wiedenbrück u. a.: RM-Buch-und-Medien-Vertrieb; Südwest.

SOMMER, V. (1990): Wider die Natur? Homosexualität und Evolution. München: Beck. Online verfügbar unter http://www.gbv.de/dms/faz-rez/910605_FAZ_0037_37_0002.pdf.

SORGNER, S. L. (2016): Transhumanistische Bilder perfekter Körper. In: A. Beinsteiner und T. Kohn (Hg.): Körperphantasien. Technisierung - Optimierung - Transhumanismus. 1. Auflage (Edited volume series), S. 191–200.

SPADA, H. (Hg.) (1998): Lehrbuch allgemeine Psychologie. Nachdr. der 2., korr. Aufl. 1992. Bern: Huber (Aus dem Programm Huber).

SPITZER, M. (2010): Automatik im Kopf. Wie das Unbewusste arbeitet. In: M. Spitzer, W. Bertram und J. B. Aldenhoff (Hg.): Hirnforschung für Neu(ro)gierige. Braintertainment 2.0 ; 4 Tabellen. 2. Nachdr. der 1. Aufl. Stuttgart: Schattauer, S. 177–245.

SPITZER, M.; BERTRAM, W.; ALDENHOFF, J. B. (Hg.) (2010): Hirnforschung für Neu(ro)gierige. Braintertainment 2.0 ; 4 Tabellen. 2. Nachdr. der 1. Aufl. Stuttgart: Schattauer.

STACEY, J. (2006): Gay Parenthood and the Decline of Paternity as We Knew It. In: *Sexualities* 9 (1), pp. 27–55. DOI: 10.1177/1363460706060687.

STACEY, J.; BIBLARZ, T. (2001): (How) Does the Sexual Orientation of Parents Matter? In: *American Sociological Review* 66 (2), pp. 159–183.

STELMACH, L. B.; CAMPSALL, J. M.; HERDMAN, C. M. (1997): Attentional and ocular movements. In: *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance* 23 (3), pp. 823–844. DOI: 10.1037/0096-1523.23.3.823.

STETINA, B. U.; KOTHGASSNER, O. D.; KRYSPIN-EXNER, I. (Hg.) (2011): Wissenschaftliches Arbeiten und Forschen in der Klinischen Psychologie. 1. Aufl. Wien: Facultas.wuv (UTB, 8461). Online verfügbar unter http://www.utb-studi-e-book.de/9783838584614.

STOLLFUß, S. (2016): Differently Constituted Bodies and Minds. Transhumanistische Ansätze in der Beschleunigungsgesellschaft. In: A. Beinsteiner und T. Kohn (Hg.): Körperphantasien. Technisierung - Optimierung - Transhumanismus. 1. Auflage (Edited volume series), S. 175–189.

STRAUSS, B. (2007): Sexuelle Entwicklung im Kontext soziokulturellen Wandels. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 50 (1), S. 3–10. DOI: 10.1007/s00103-007-0105-1.

STÜRMER, S. SALEWSKI, C. (2009): Chronische Krankheit als Stigma - Das Beispiel HIV/AIDS. In: A. Beelmann und K. J. Jonas (Hg.): Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss, S. 263–282.

SWAAB, D. F.; HOFMAN, M. A. (1995): Sexual differentiation of the human hypothalamus in relation to gender and sexual orientation. In: *Trends in Neurosciences* 18 (6), pp. 264–270. DOI: 10.1016/0166-2236(95)80007-O.

TALLAL, P.; GAAB, N. (2006): Dynamic auditory processing, musical experience and language development. In: *Trends in Neurosciences* 29 (7), pp. 382–390. DOI: 10.1016/j.tins.2006.06.003.

TASKER, F. (2005): Lesbian mothers, gay fathers, and their children: a review. In: *Journal of developmental and behavioral pediatrics : JDBP* 26 (3), pp. 224–240.

TEPE, P. (2006): Entwurf einer Theorie des politischen Mythos. Mit einem Analysemodell für politische Helden. In: P. Tepe und Y. Bizeul (Hg.): Politische Mythen. Würzburg: Königshausen & Neumann (Mythos, 2), S. 46–65.

TEPE, P.; BIZEUL, Y. (Hg.) (2006): Politische Mythen. Würzburg: Königshausen & Neumann (Mythos, 2).

THORNE, B. (1993): Gender play. Girls and boys in school. New Brunswick, N.J.: Rutgers University Press.

TOMASELLI, S.; MEGIORNI, F.; LIN, L.; MAZZILLI, M. C.; GERRELLI, D.; MAJORE, S. ET AL. (2011): Human RSPO1/R-spondin1 is expressed during early ovary development and augments β-catenin signaling. In: *PloS one* 6 (1), S. e16366. DOI: 10.1371/journal.pone.0016366.

TROTTIER, D.; ROULEAU, J.-L.; RENAUD, P.; GOYETTE, M. (2014): Using eye tracking to identify faking attempts during penile plethysmography assessment. In: *Journal of Sex Research* 51 (8), pp. 946–955. DOI: 10.1080/00224499.2013.832133.

TSCHACHER, W.; STORCH, M. (2010): Embodiment und Körperpsychotherapie. In: A. Künzler, C. Böttcher, R. Hartmann und M.-H. Nussbaum (Hg.): Körperzentrierte Psychotherapie im Dialog. Grundlagen, Anwendungen, Integration Der IKP-Ansatz von Yvonne Maurer. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, S. 161–175.

UHLENDORFF, H.; PRENGEL, A. (2010): Forschungsperspektiven quantitativer Methoden im Verhältnis zu qualitativen Methoden. In: H. Boller, B. Friebertshäuser, A. Langer, A. Prengel und S. Richter (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 3., vollst. überarb. Aufl. (Neuausg.). Weinheim [u. a.]: Juventa-Verl. (Juventa-Handbuch), S. 137–148.

UNAIDS (2016): Global AIDS update. Response Progress Reporting (GARPR). Hg. v. UNAIDS. Joint United Nations Programme on HIV/AIDS.

UNHCR (2002): Stellungnahme zur Verfolgungssituation Homosexueller in der Islamischen Republik Iran. Hg. v. UNHCR Germany. Berlin, [Germany]. Online verfügbar unter http://www.unhcr.de/fileadmin/rechtsinfos/fluechtlingsrecht/6_laenderinformationen/6_2_asien/IRN_012002.pdf, zuletzt geprüft am 08.01.2017.

VAN ANDERS, S. M. (2015): Beyond Sexual Orientation: Integrating Gender/Sex and Diverse Sexualities via Sexual Configurations Theory. In: *Archives of sexual behavior* 44 (5), pp. 1177–1213. DOI: 10.1007/s10508-015-0490-8.

VAN ANDERS, S. M.; STEIGER, J.; GOLDEY, K. L. (2015): Effects of gendered behavior on testosterone in women and men. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 112 (45), S. 13805–13810. DOI: 10.1073/pnas.1509591112.

VANWESENBEECK, I. (2016): More Colors in a Rainbow. In: *Archives of sexual behavior* 45 (3), pp. 521–523. DOI: 10.1007/s10508-015-0627-9.

VASEY, P. L.; LALUMIERE, M. L. (2012): Introduction to the special section „the puzzle of sexual orientation: what is it and how does it work?“. In: *Archives of sexual behavior* 41 (1), pp. 11–12. DOI: 10.1007/s10508-012-9932-8.

VEALE, D.; MILES, S.; BRAMLEY, S.; MUIR, G.; HODSOLL, J. (2015): Am I normal? A systematic review and construction of nomograms for flaccid and erect penis length and circumference in up to 15,521 men. In: *BJU international* 115 (6), pp. 978–986. DOI: 10.1111/bju.13010.

VENRATH, B. (1994): AIDS. Die soziale Definition einer Krankheit. Zugl.: Oldenburg, Univ., Diss., 1994. Oldenburg: Bis (Studien zur Soziologie und Politikwissenschaft).

VENTER, J. C.; ADAMS, M. D.; MYERS, E. W.; LI, P. W.; MURAL, R. J.; SUTTON, G. G. ET AL. (2001): The sequence of the human genome. In: *Science (New York, N.Y.)* 291 (5507), pp. 1304–1351. DOI: 10.1126/science.1058040.

VIDAL, C. (2005): Brain, Sex and Ideology. In: *Diogenes* 52 (4), pp. 127–133. DOI: 10.1177/0392192105059477.

VILLA, P.-I. (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Teilw. zugl.: Bonn, Univ., Diss., 1998. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss (Geschlecht & Gesellschaft, 23). Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93415-0.

VINKEN, B. (2014): Angezogen. Das Geheimnis der Mode. 7., durchgesehene Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

VLASSENKO, I. (2015): Sprechen über HIV/AIDS. Narrative Rekonstruktionen und multimodale Metaphern zur Darstellung von subjektiven Krankheitstheorien. Berlin: Lit (Germanistik (Münster in Westfalen, Germany), Band 46).

VOLLMANN, M. (2014): Freud gegen Kant? 1. Aufl. Bielefeld: transcript (Philosophie). Online verfügbar unter http://www.content-select.com/index.php?id=bib_view&ean=9783839413609.

VOß, H.-J. (2013a): Biologie & Homosexualität. Theorie und Anwendung im gesellschaftlichen Kontext. 1. Aufl. Münster: Unrast (Unrast transparent : […], Geschlechterdschungel, Bd. 3).

VOß, H.-J. (2013b): Biologisches Geschlecht ist ein Produkt von Gesellschaft! In: *Soziologie Magazin* (1), S. 87–91.

VOß, H.-J. (2011a): Geschlecht. Wider die Natürlichkeit. 1. Auflage. Stuttgart: Schmetterling Verlag (Reihe Theorie.org).

VOß, H.-J. (2011b): Making sex revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. 3., unveränderte Auflage. Bielefeld: transcript (KörperKulturen).

VRANGALOVA, Z.; SAVIN-WILLIAMS, R. C. (2010): Correlates of same-sex sexuality in heterosexually identified young adults. In: *Journal of Sex Research* 47 (1), pp. 92–102. DOI: 10.1080/00224490902954307.

VRANGALOVA, Z.; SAVIN-WILLIAMS, R. C. (2012): Mostly heterosexual and mostly gay/lesbian: evidence for new sexual orientation identities. In: *Archives of sexual behavior* 41 (1), pp. 85–101. DOI: 10.1007/s10508-012-9921-y.

WAGENLEHNER, F. M. E.; NABER, K. G. (2001): Therapie des Prostatitissyndroms. In: *Der Urologe A* 40 (1), S. 24–28. DOI: 10.1007/s001200050429.

WALDSCHMIDT, A. (2010): Der Humangenetik-Diskurs der Experten: Erfahrungen mit dem Werkzeugkasten der Diskursanalyse. In: R. Keller, A. Hirseland, W. Schneider und W. Viehöver (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis. 4. Aufl. Wiesbaden: VS-Verl. (Interdisziplinäre Diskursforschung), S. 147–170.

WALTER, W. (2000): Gender, Geschlecht und Männerforschung. In: C. von Braun und I. Stephan (Hg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart [u. a.]: Metzler, S. 97–115.

WALTON, M. T.; LYKINS, A. D.; BHULLAR, N. (2016): Beyond Heterosexual, Bisexual, and Homosexual: A Diversity in Sexual Identity Expression. In: *Archives of sexual behavior* 45 (7), pp. 1591–1597. DOI: 10.1007/s10508-016-0778-3.

WARD, T.; LAWS, D. R.; HUDSON, S. M. (Hg.) (2003): Sexual deviance. Issues and controversies. Thousand Oaks, Calif., London, New Delhi: Sage Publications. Online verfügbar unter http://www.loc.gov/catdir/enhancements/fy0658/2002007105-d.html.

WEEKS, J. (2004): „Homosexualität und Heterosexualität sind doch Fiktionen …“. In: *Z Sex-Forsch* 17 (1), S. 60–69. DOI: 10.1055/s-2004-822588.

WEGENER, A. (2005): Regenbogenfamilien. Lesbische und schwule Elternschaft zwischen Heteronormativität und Anerkennung als Familienform. In: *Feministische Studien* 23 (1), S. 53–67. DOI: 10.1515/fs-2005-0106.

WEINRICH, J. D. (2014): Multidimensional Measurement of Sexual Orientation. Ideal. In: *Journal of bisexuality* 14 (3-4), pp. 544–556. DOI: 10.1080/15299716.2014.960958.

WEINRICH, J. D.; KLEIN, F. (2002): Bi-Gay, Bi-Straight, and Bi-Bi. In: *Journal of bisexuality* 2 (4), S. 109–139. DOI: 10.1300/J159v02n04_07.

WEINRICH, J. D.; KLEIN, F.; MCCUTCHAN, J. A.; GRANT, I. (2014): Cluster Analysis of the Klein Sexual Orientation Grid in Clinical and Nonclinical Samples: When Bisexuality Is Not Bisexuality. In: *Journal of bisexuality* 14 (3–4), pp. 349–372. DOI: 10.1080/15299716.2014.938398.

WEIß, M. G. (Hg.) (2009): Bios und Zoë. Die menschliche Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Orig.-ausg. Frankfurt, M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1899).

WEIß, M. G. (2009): Die Auflösung der menschlichen Natur. In: M. G. Weiß (Hg.): Bios und Zoë. Die menschliche Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Orig.-ausg. Frankfurt, M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1899), S. 34–54.

WENZLAFF, F.; BRIKEN, P.; DEKKER, A. (2015): Video-Based Eye Tracking in Sex Research: A Systematic Literature Review. In: *Journal of Sex Research*, pp. 1–12. DOI: 10.1080/00224499.2015.1107524.

WERBIK, H.; BENETKA, G. (2016): Kritik der Neuropsychologie. Eine Streitschrift. Originalausgabe. Gießen: Psychosozial-Verlag (Diskurse der Psychologie).

WESTMEYER, H. (2015): Communicamus ergo sum oder Am Anfang stehen die Beziehungen. Kenneth Gergens Konstruierte Wirklichkeiten. In: B. Pörksen (Hg.): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 401–413.

WETTLER, M.; RAPP, R.; SEDLMEIER, P. (2005): Free Word Associations Correspond to Contiguities Between Words in Texts*. In: *Journal of Quantitative Linguistics* 12 (2–3), pp. 111–122. DOI: 10.1080/09296170500172403.

WEYERSTAHL, T.; STAUBER, M. (Hg.) (2013): Gynäkologie und Geburtshilfe. 4., vollst. überarb. Aufl. Stuttgart: Thieme (Duale Reihe). Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1055/b-002-94109.

WICKELGREN, I. (1999): GENETICS. Discovery of ‚Gay Gene‘ Questioned. In: *Science* 284 (5414), p. 571. DOI: 10.1126/science.284.5414.571.

WIEACKER, P. (2010): Geschlechtsdifferenzierung und ihre Abweichungen. In: G. Duttge, W. Engel und B. Zoll (Hg.): Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm. Göttingen, Göttingen: Niedersächsische Staats-und Universitätsbibliothek; Univ.-Verl. Göttingen (Göttinger Schriften zum Medizinrecht, 10), S. 1–9.

WILSON, J. D. (2001): Androgens, androgen receptors, and male gender role behavior. In: *Hormones and behavior* 40 (2), pp. 358–366. DOI: 10.1006/hbeh.2001.1684.

WITT, P. H.; DATTILIO, F. M.; BRADFORD, J. M. (2011): Sex Offender Evaluations. In: E. Y. Drogin, F. M. Dattilio, R. L. Sadoff und T. G. Gutheil (Hg.): Handbook of forensic assessment. Psychological and psychiatric perspectives. Hoboken, N.J.: John Wiley & Sons, pp. 97–120.

WU, E.; AL-MURRANI, A.; DOHERTY, E.; AFTIMOS, S.; GEORGE, A.; LOVE, D. R. (2009): Chimerism detected in fraternal twins using ABI AmpFlSTR® Identifiler. In: *Forensic Science International: Genetics Supplement Series* 2 (1), pp. 226–227. DOI: 10.1016/j.fsigss.2009.08.144.

WYLIE, K.; REES, M.; HACKETT, G.; ANDERSON, R.; BOULOUX, P.-M.; CUST, M. ET AL. (2010): Androgens, health and sexuality in women and men. In: *Maturitas* 67 (3), pp. 275–289. DOI: 10.1016/j.maturitas.2010.07.011.

ZEHNDER, K. (2014): Perspektiven und Debatten um körperliche Varianten der Geschlechtsentwicklung – eine Übersicht. In: *genderstudies* 25, S. 6–8.

ZEPLIN, P. H. (Hg.) (2017): Rekonstruktive und Ästhetische Intimchirurgie. Stuttgart: Georg Thieme Verlag.

ZIMMER, C. (2004): Faith-Boosting Genes. In: *Sci Am* 291 (4), pp. 110–111. DOI: 10.1038/scientificamerican1004-110.

ZUMBUSCH-WEYERSTAHL, S. VON; TESCHNER, A. (2013): Sexuelle Differenzierung und ihre Störungen. In: T. Weyerstahl und M. Stauber (Hg.): Gynäkologie und Geburtshilfe. 4., vollst. überarb. Aufl. Stuttgart: Thieme (Duale Reihe), S. 39–58.

9 ABBILDUNGSVERZEICHNIS

ABB. 1: Bipotente Anlage der äußeren Geschlechtsmerkmale des Menschen 24

ABB. 2: Diagramm der Penislängen in cm und Prozentanteil der Stichproben 25

ABB. 3: Klein Sexual Orientation Grid 61

ABB. 4: Penile Plethysmographieprofile von sechs Probandengruppen nach Geschlechts- und Alterspräferenz eingeteilt 68

ABB. 5: Grundtypen des intersexuellen Urogenitalsystems (nach Overzier) 77

ABB. 6: Weibliche Prostata 85

ABB. 7: Männliche Prostata 86

ABB. 8: Ergebnisse zu INAH 3 112

ABB. 9: Neue HIV-Infektionen 2015 121

ABB. 10: Neue HIV-Infektionen 2015 bei der afrikanischen Bevölkerung südlich der Sahara 121

ABB. 11: Häufigkeitsverteilung der Fachartikel im Datenpool 144

ABB. 12: Artikelanzahl pro Heft sowie Jahr 145

ABB. 13: Häufigkeitsverteilung der Suchbegriffe in % 153

ABB. 14: Netzdiagramm der Suchbegriffshäufigkeiten in % 153

ABB. 15: Suchbegriffshäufigkeiten nach Kategorien in % 154

ABB. 16: Verteilung der stereotypen Begriffstrias 155

ABB. 17: Fachartikelhäufigkeiten 156

ABB. 18: Häufigkeitsverteilung Suchbegriffe in % 157

ABB. 19: Balkendiagramm der Suchbegriffshäufigkeitsverteilungen 158

ABB. 20: Netzdiagramm der Suchbegriffshäufigkeitsverteilung 159

ABB. 21: Häufigkeitsverteilung nach Schlüsselbegriffsthemen in % 162

ABB. 22: Häufigkeitsverteilung der Schlüsselbegriffe in % 162

ABB. 23: Ergebnisse zu „engen gleichgeschlechtlichen körperlichen Kontakten“ 185

ABB. 24: Ergebnisse zur gleichgeschlechtlichen sexuellen Orientierung 186

10 TABELLENVERZEICHNIS

TAB. 1: Suchbegriffshäufigkeiten (gesamter Datenpool) 152

TAB. 2: Suchbegriffshäufigkeiten (relevanter Datenpool) 157

TAB. 3: Häufigkeiten der Schlüsselbegriffe 161

TAB. 4: Korrelationsanalyseergebnisse nach Pearson 165

TAB. 5: Signifikanzen der Korrelationsanalyse nach Pearson 171

11 ANHANG A	DATENPOOL Zeitschrift für Sexualforschung (ab: **2005/Jg. 18/Heft 1** bis: **2014/Jg. 27/Heft 4**)

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2005	18	1	**001**	*1*	*4*	3	keine Rubrik	Provokation Sexualität		Aigner Josef Christian
2005	18	1	**002**	*5*	*9*	4	keine Rubrik	On revient toujours à ses premiers amours		Azoulay Isabelle
2005	18	1	**003**	*10*	*13*	3	keine Rubrik	Ende einer Party		Bech Henning
2005	18	1	**004**	*14*	*17*	3	keine Rubrik	Jenseits von Lüsternheit und Prüderie		Becker Sophinette
2005	18	1	**005**	*18*	*23*	5	keine Rubrik	Beobachtungen und Hypothesen in den "Drei Abhandlungen"		Berner Wolfgang
2005	18	1	**006**	*24*	*29*	5	keine Rubrik	Sadomasochismus 100 Jahre nach den "Drei Abhandlungen"		Böllinger Lorenz
2005	18	1	**007**	*30*	*33*	3	keine Rubrik	Kritik und Kritik der Kritik der "Drei Abhandlungen" von Freud		Buddeberg Claus, Götzmann Lutz
2005	18	1	**008**	*34*	*35*	1	keine Rubrik	Positive und negative Bisexualität		Dannecker Martin
2005	18	1	**009**	*36*	*38*	2	keine Rubrik	Sieben Anmerkungen zu den "Drei Abhandlungen"		Düring Sonja
2005	18	1	**010**	*39*	*40*	1	keine Rubrik	Die Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung und die psychoanalytische Kulturtheorie		Erdheim Mario
2005	18	1	**011**	*41*	*44*	3	keine Rubrik	Stadien des Zerfalls einer Theorie		Etgeton Stefan
2005	18	1	**012**	*45*	*48*	3	keine Rubrik	Eine kontinuierlich fließende Quelle der Stimultion		Everaerd Walter
2005	18	1	**013**	*49*	*50*	1	keine Rubrik	Eros - verschüttet		Fichtel Folker
2005	18	1	**014**	*51*	*55*	4	keine Rubrik	Bekehrung missglückt		Gagnon John H.
2005	18	1	**015**	*56*	*61*	5	keine Rubrik	Paralipomena zur Sexualtheorie		Green Richard
2005	18	1	**016**	*62*	*66*	4	keine Rubrik	Zur pädosexuellen Objektwahl		Gschwind Herbert
2005	18	1	**017**	*67*	*69*	2	keine Rubrik	Der Mann auf dem Podest		Lautmann Rüdiger
2005	18	1	**018**	*70*	*72*	2	keine Rubrik	Freuds "Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" oder Wie man mit dem Hammer analysiert		Lewandowski Sven
2005	18	1	**019**	*73*	*75*	2	keine Rubrik	Sexueller Leib und Kultur		Lohmann Hans-Martin

Gesamter Datenpool *(N= 238)*

ausgeschieden *(N= 26)* | keine SB *(N= 87)* | 1 – 9 SB *(N= 99)* | ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52)*

10 Suchbegriffe = **SB**

(‚schwul', ‚homosexuell', ‚heterosexuell', ‚lesbisch', ‚homosexualität', ‚bisexuell', ‚bisexualität', ‚sexuelle orientierung', ‚heterosexualität', ‚sexuelle identität')

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2005	18	1	**020**	*76*	*78*	2	keine Rubrik	Ein anderer Kern des Unbewussten		Mertens Wolfgang
2005	18	1	**021**	*79*	*83*	4	keine Rubrik	Wunsch - Traum - Kindheit		Nitzschke Bernd
2005	18	1	**022**	*84*	*87*	3	keine Rubrik	Ein erhellendes Scheitern		Passett Peter
2005	18	1	**023**	*88*	*90*	2	keine Rubrik	Sexuelles Begehren als Einschreibung		Quindeau Ilka
2005	18	1	**024**	*91*	*92*	1	keine Rubrik	Vom Triebgeschehen bei Mensch und Tier		Richter-Appelt Hertha
2005	18	1	**025**	*93*	*97*	4	keine Rubrik	Sexualwissenschaft als Fußnote		Sigusch Vokmar
2005	18	1	**026**	*98*	*112*	14	keine Rubrik	Fenichels 175 Fragen zu Freuds "Drei Abhandlungen"		Mühlleitner Elke, Giefer Michael, Reichmayr Johannes
2005	18	2	**027**	*115*	*134*	19	Originalarbeit	Lebensverläufe und Delinquenz von älteren Pädophilen		Wendt Frank, Kröber Hans-Ludwig
2005	18	2	**028**	*135*	*147*	12	Originalarbeit	Die deutschsprachige Version der Sexual Sensation Seeking Scale und der Sexual Compulsivity Scale		Hammelstein Philipp
2005	18	2	**029**	*148*	*154*	6	Debatte	Wer hat Angst vorm Sensate Focus?	Anmerkungen zu Ulrich Clements Kritik am Hamburger Modell der Paartherapie sexueller Störungen	Schmidt Gunter
2005	18	2	**030**	*155*	*162*	7	Debatte	Tanz den Sensate Focus!	Antworten auf Gunter Schmidts Anmerkungen	Clement Ulrich
2005	18	2	**031**	*163*		1	Dokumentation	Verstörte Erregung	2. Klinische Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, Teil I	Die Redaktion
2005	18	2	**032**	*164*	*184*	20	Dokumentation	Lust - Funktion - Verstörung	Zur aktuellen Präsentation sexueller Probleme	Hauch Margret
2005	18	2	**033**	*185*	*197*	12	Dokumentation	Sexuelle Sucht: Diagnostik, Ätiologie, Behandlung		Briken Peer, Hill Andreas, Berner Wolfgang
2005	18	2	**034**	*198*	*201*	3	Dokumentation	Fallbericht eines Patienten mit sexueller Sucht		Berner Wolfgang
2005	18	3	**035**	*215*	*242*	27	Originalarbeit	"Eine merkwürdige Methode zur Verhinderung der Onanie"	Zur Geschichte der Genitalverstümmelung von Frauen im deutschsprachigen Raum	Hulverscheidt Marion A.
2005	18	3	**036**	*243*	*257*	14	Originalarbeit	Homosexualität in der Kindheit - Wie offen sind wir für gleichgeschlechtliche Entwicklungen von Mädchen und Jungen?		Schmauch Ulrike
2005	18	3	**037**	*258*	*271*	13	Debatte	Transsexualität im Spannungsfeld juristischer und medizinischer Diskurse		de Silva Adrian
2005	18	3	**038**	*272*		1	Dokumentation	Verstörte Erregung	2. Klinische Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, Teil II	Die Redaktion
2005	18	3	**039**	*273*	*279*	6	Dokumentation	Der Unbursch - Option Frau-Sein als Ausweg aus gescheiterter Männlichkeit?		Becker Sophinette

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N=* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2005	18	3	**040**	*280*	*286*	6	Dokumentation	Kasuistik einer transsexuellen Entwicklung von Mann zu Frau		Preuss Wilhelm F.
2005	18	4	**041**	*311*	*331*	20	Originalarbeit	Benedict Friedlaender und die Anfänge der Sexualwissenschaft		Keilson-Lauritz Marita
2005	18	4	**042**	*332*	*351*	19	Originalarbeit	"... als Conträrsexual und als Päderast verleumdet ..." - Der Prozess um den Naturforscher Theodor Beer (1866 - 1919) im Jahre 1905		Mildenberger Florian
2005	18	4	**043**	*352*		1	Dokumentation	Verstörte Erregung	2. Klinische Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, Teil III	Die Redaktion
2005	18	4	**044**	*353*	*363*	10	Dokumentation	Genitaler Schmerz bei Frauen		Richter-Appelt Hertha, Karg Maren
2005	18	4	**045**	*364*	*380*	16	Dokumentation	Sexuelles Begehren und sexuelle Erregung	Sexuelle Motivation aus psychophysiologischer Sicht	Both Stephanie, Everaerd Walter, Laan Ellen
2006	19	1	**046**	*1*	*14*	13	Originalarbeit	"Du bist so 'ne Schwuchtel, Alter"	Männlichkeit in der Adoleszenz und der "Schwuchteldiskurs"	Pascoe C.J.
2006	19	1	**047**	*15*	*35*	20	Originalarbeit	Über den Gleichheitsmythos: Lesben und Schwule als Avantgarde emotionaler und sexueller Demokratisierung?		Klesse Christian
2006	19	1	**048**	*36*	*62*	26	Originalarbeit	Ejaculatio praecox im psychoanalytischen Diskurs		Knapp-Lackinger Andrea
2006	19	1	**049**	*63*	*67*	4	Debatte	Abschied von Aids		Dannecker Martin
2006	19	2	**050**	*97*	*117*	20	Originalarbeit	Die neoliberale Ethik und der Geist des Sexualstrafrechts		Klimke Daniela, Lautmann Rüdiger
2006	19	2	**051**	*118*	*132*	14	Originalarbeit	Mode und Leidenschaft	Frauen und die Vermarktung von Sex	Attwood Feona
2006	19	2	**052**	*133*	*153*	20	Originalarbeit	Sexuelle Selbstdarstellung im Internet	Ergebnisse einer Inhaltsanalyse und einer explorativen Befragung zu privaten Websites	Eichenberg Christiane, Döring Nicola
2006	19	2	**053**	*154*	*158*	4	Kommentar	Abschied vom "echten" Transsexuellen	Zum Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 6. Dezember 2005	Becker Sophinette
2006	19	2	**054**	*159*	*172*	13	Dokumentation	"Sexfront". Revisited		Amendt Günter
2006	19	3	**055**	*187*	*214*	27	keine Rubrik	Schwule Männer im dritten Lebensalter	Ergebnisse einer qualitativen Studie	Bochow Michael
2006	19	3	**056**	*215*	*233*	18	keine Rubrik	Wer war Eduard Fuchs?	Zur Historiografie der erotischen Kunst	Gorsen Peter
2006	19	3	**057**	*234*	*240*	6	Debatte	Kann die neosexuelle Revolution ohne Neoliberalismus gedacht werden?	Eine Antwort auf Daniela Klimke und Rüdiger Lautmann	Sigusch Volkmar
2006	19	3	**058**	*241*	*250*	9	Im Gespräch	"Die Quellen waren mit Sexualität gesättigt"		Herzog Dagmar
2006	19	4	**059**	*279*	*294*	15	Originalarbeit	Die paradoxale Grundstruktur des Sadomasochismus		Ahrens Sönke

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2006	19	4	**060**	*295*	*314*	19	Originalarbeit	Paraphilien und Sexualdelinquenz: Neurobiologische und neuropsychologische Aspekte	Eine Übersicht	Briken Peer, Hill Andreas, Berner Wolfgang
2006	19	4	**061**	*315*	*333*	18	Originalarbeit	Sexualität im Gefängnis: Forschungsstand und perspektiven		Döring Nicola
2006	19	4	**062**	*334*	*358*	24	Originalarbeit	Jungschwangerschaften in Deutschland	Ergebnisse einer Studie mit 1801 schwangeren Frauen unter 18 Jahren	Schmidt Gunter, Thoß Elke, Matthiesen Silja, Weiser Sigrid, Block Karin, Mix Svenja
2006	19	4	**063**	*359*	*366*	7	Dokumentation	Jenseits der Zonengrenze	Über die Schwierigkeiten der Altbundesdeutschen, die Ostdeutschen als zugehörig zu erkennen - am Beispiel von Partnerschaft und Sexualität	Starke Kurt
2007	20	1	**064**	*1*	*20*	19	Originalarbeit	Heterosexuelle Freier - zwischen Intimate citizenship und Sexismus	Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie	Grenz Sabine
2007	20	1	**065**	*21*	*41*	20	Originalarbeit	Sexuelle Zufriedenheit von Frauen: Psychosoziale Faktoren	Eine Übersicht	Schönbucher Verena
2007	20	1	**066**	*42*	*51*	9	Kommentar	Folgerungen aus der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts für die Reform des Transsexuellengeetzes		Bruns Manfred
2007	20	1	**067**	*52*	*68*	16	Debatte	Poststrukturalismus und Geschlecht: Ein Blick zurück		Becker Sophinette
2007	20	1	**068**	*69*	*76*	7	Debatte	Die neosexuelle Revolution und die funktional differenzierte Gesellschaft	Eine Antwort auf Volkmar Sigusch	Lewandowski Sven
2007	20	2	**069**	*93*	*98*	5	keine Rubrik	Intersexualität im Wandel		Richter-Appelt Hertha
2007	20	2	**070**	*99*	*106*	7	keine Rubrik	Störungen der Geschlechtsentwicklung: Konsequenzen der neuen Nomenklatur und Klassifikation	Ergebnisse der Chicago Konsensus Konferenz 2005	Hiort Olaf
2007	20	2	**071**	*107*	*112*	5	keine Rubrik	Hormonelle Behandlung bei verschiedenen Störungen der Geschlechtsentwicklung (DSD)		Richter-Unruh Annette, Engel Katja
2007	20	2	**072**	*113*	*120*	7	keine Rubrik	Grenzen und Möglichkeiten chirurgischer Eingriffe bei Störungen der sexuellen Differenzierung		Krege Susanne
2007	20	2	**073**	*121*	*128*	7	keine Rubrik	Zur psychosozialen Versorgung von Familien mit Kindern und Jugendlichen mit Störungen der Geschlechtsentwicklung		Kleinemeier Eva, Werner-Rosen Knut, Jürgensen Martina, Thyen Ute
2007	20	2	**074**	*129*	*144*	15	keine Rubrik	Geschlechtsidentität und psychische Belastungen von erwachsenen Personen mit Intersexualität	Ergebnisse der Hamburger Intersex Studie	Brinkmann Lisa, Schweizer Katinka, Richter-Appelt Hertha

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N=* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2007	20	2	**075**	*145*	*161*	16	keine Rubrik	Zum Problem der männlichen Geschlechtszuweisung bei XX-chromosomalen Personen mit Adrenogenitalem Syndrom (AGS)		Schweizer Katinka, Brinkmann Lisa, Richter-Appelt Hertha
2007	20	2	**076**	*162*	*175*	13	keine Rubrik	Rechtliche Aspekte der Intersexualität		Plett Konstanze
2007	20	2	**077**	*176*	*185*	9	keine Rubrik	Physische Integrität und Selbstbestimmung: Kritik medizinischer Leitlinien zur Intersexualität		de Silva Adrian
2007	20	2	**078**	*186*	*193*	7	keine Rubrik	Die Chicago Konsensus Konferenz 2005 aus der Sicht einer Patientin		Thomas Barbara
2007	20	3	**079**	*199*	*209*	10	Originalarbeit	Vorwärts zur Freiheit! - "Zurück zur Natur"?	Wilhelm Reich (1897 - 1957) zum 50. Todestag	Nitzschke Bernd
2007	20	3	**080**	*210*	*215*	5	Originalarbeit	Anhang: Brief Wilhelm Reichs an Elise Ottesen-Jensen vom 9. Januar 1936		Nitzschke Bernd
2007	20	3	**081**	*216*	*246*	30	Originalarbeit	Das Frankfurter Institut für Sexualwissenschaft (1973 - 2006)	Protokoll einer Abwicklung	Sigusch Volkmar
2007	20	3	**082**	*247*	*262*	15	Originalarbeit	Online-Sexualberatung: Wirksamkeit und Wirkweise	Evaluation eines Pro Familia-Angebots	Eichenberg Christiane
2007	20	3	**083**	*263*	*266*	3	Bericht	Splash and Clash in Regensburg?	Eine Tagung der DGfS über "Sadomasochistische Perspektiven"	Dekker Arne
2007	20	4	**084**	*285*	*299*	14	Originalarbeit	Verschwindende Opfer, entwertetes Begehren	Vergewaltigung, Homophobie und Männlichkeit in südafrikanischen Männergefängnissen	Gear Sasha
2007	20	4	**085**	*300*	*315*	15	Originalarbeit	Selbstwertgefühl, Psychohygiene und sexualisierte Repressionsmoral	Die USA an der Jahrtausendwende	Herzog Dagmar
2007	20	4	**086**	*316*	*330*	14	Originalarbeit	Polyamory - von dem Versprechen, viele zu lieben	Ein Kommentar zum Forschungsstand	Klesse Christian
2007	20	4	**087**	*331*	*339*	8	Dokumentation	Sexualität und Internet		Dannecker Martin
2008	21	1	**088**	*1*	*25*	24	Originalarbeit	Wenn Verhütung scheitert - Qualitative und quantitative Analysen zu Verhütungspannen bei Jugendlichen	Ergebnisse eines Pro Familia Forschungsprojekts	Matthiesen Silja
2008	21	1	**089**	*26*	*55*	29	Originalarbeit	Sexuelle Lebensqualität von Personen mit Intersexualität und 46 XY Karyotyp	Eine Übersicht über die internationale Forschung	Schönbucher Verena, Schweizer Katinka, Richter-Appelt Hertha
2008	21	1	**090**	*56*	*75*	19	Originalarbeit	Sexueller Kindesmissbrauch und die Wirkmacht der Kultur		Janssen Diederik F.
2008	21	1	**091**	*76*	*87*	11	Originalarbeit	Zyklusabhängigkeit mimischer Reaktionen auf erotische Bilder	Eine EMG-Studie zur Evolutionspsychologie der Sexualität	Maß Reinhard, Bauer Renate, Wolf Karsten
2008	21	2	**092**	*105*	*123*	18	Originalarbeit	Mann-männliche Prostitution und HIV / Aids	Der Einfluss des Framings auf das HIV-Schutzverhalten von Sexarbeitern	Pfister Andreas, Parpan-Blaser Anne, Nideröst Sibylle, Gredig Daniel

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N=* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** *(N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2008	21	2	**093**	*124*	*164*	40	Originalarbeit	Der Sexualforscher Max Marcuse in bisher unveröffentlichten Selbstzeugnissen		Sigusch Volkmar
2008	21	2	**094**	*165*	*180*	15	Originalarbeit	Sexualität und Schizophrenie	Eine Übersicht	Kammerahl Dürten, Schöttle Daniel, Huber Christian G.
2008	21	2	**095**	*181*	*184*	3	Dokumentation	Stellungnahme zur geplanten Sexualstrafrechtsreform	Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung, Pro Familia Bundesverband	Brandenburg Ulrike, Richter-Appelt Hertha, Böllinger Lorenz, Notz Gisela
2008	21	3	**096**	*199*	*202*	3	Editorial	Junge Sexualstraftäter		Briken Peer
2008	21	3	**097**	*203*	*221*	18	Originalarbeit	Entwicklungspfade zu sexuellen Tötungen durch Jugendliche		Habermann Niels, Hill Andreas, Berner Wolfgang, Briken Peer
2008	21	3	**098**	*222*	*235*	13	Originalarbeit	Was unterscheidet junge Sexual- und Gewaltstraftäter?		Hinrichs Günter, Köhler Denis, Kraft Uta
2008	21	3	**099**	*236*	*248*	12	Dokumentation	Ersterfassung jugendlicher Sexualstraftäter	Über die deutschsprachige Version eines aktuellen Screeninginstruments	Gutschner Daniel, Perret Aïsha, Völkl-Kernstock Sabine, Doreleijers Theo, Fegert Jörg M., Schmeck Klaus
2008	21	3	**100**	*249*	*268*	19	Dokumentation	Rückfallprophylaxe bei jungen Sexualstraftätern	Erfahrungen aus der ambulanten Arbeit mit sexuell grenzverletzenden Kindern und Jugendlichen	Priebe Bernd
2008	21	4	**101**	*291*	*318*	27	Originalarbeit	Sexualität im Internet	Ein aktueller Forschungsüberblick	Döring Nicola
2008	21	4	**102**	*319*	*340*	21	Originalarbeit	Familien mit lesbischen Eltern in Deutschland		Herrmann-Green Lisa, Herrmann-Green Monika
2008	21	4	**103**	*341*	*355*	14	Originalarbeit	Einstellungen zum Kindesmissbrauch	Untersuchungen mit der Bumby Child Molest Scale bei Missbrauchs- und Gewalttätern	Rambow Jana, Elsner Klaus, Feelgood Steve, Hoyer Jürgen
2008	21	4	**104**	*356*	*362*	6	Bericht	Die Soziologie und das Sexuelle	Ein Bericht vom Soziologentag 2008 in Jena	Lewandowski Sven
2008	21	4	**105**	*369*	*376*	7	Im Gespräch	"Das wichtigste Sexualorgan sitzt zwischen den Ohren"		Diamond Milton, Richter-Appelt Hertha
2009	22	1	**106**	*1*	*12*	11	Originalarbeit	Raumkonstruktion beim Cybersex		Dekker Arne
2009	22	1	**107**	*13*	*23*	10	Originalarbeit	Pornografiekonsum in Pubertät und Adoleszenz	Gibt es Auswirkungen auf sexuelle Skripte, sexuelle Zufriedenheit und Intimität im jungen Erwachsenenalter?	Štulhofer Aleksandar, Schmidt Gunter, Landripet Ivan
2009	22	1	**108**	*24*	*48*	24	Originalarbeit	Sexualität und Naturheilkunde 1850 - 1914		Mildenberger Florian
2009	22	1	**109**	*49*	*66*	17	Fallbericht	Alles kann offen bleiben	Analytische Behandlung eines Kindes mit einer Störung der Geschlechtsidentität	Schlich-Dannenberg Sibylle
2009	22	1	**110**	*67*	*69*	2	Kommentar	Nicht alles kann offen bleiben	Anmerkung zu Sibylle Schlich-Dannenbergs Fallbericht	Möller Birgit, Härtel Insa
2009	22	2	**111**	*97*	*120*	23	Originalarbeit	Sexuelle Erfahrungen und Beziehungen adoleszenter Frauen	Qualitative Interviews mit 60 Teenagern, die ungewollt schwanger wurden	Matthiesen Silja, Schmidt Gunter
2009	22	2	**112**	*121*	*150*	29	Originalarbeit	Das Geschlecht des ersten Menschen	Zur mythologischen Herkunft der Ausdrücke Androgynie und Hermaphrodit	Groneberg Michael

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** *(N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2009	22	2	**113**	*151*	*162*	11	Dokumentation	Plünderung und Raub des Instituts für Sexualwissenschaft		Herzer Manfred
2009	22	2	**114**	*163*	*168*	5	Bericht	Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendliche	Ein Tagungsbericht	Yoon Dahlnym, Driemeyer Wiebke
2009	22	3	**115**	*189*	*206*	17	Originalarbeit	Rat und Wissen suchen in Zeiten von Aids	Zwei Briefkorpora aus den Jahren 1983 - 1995 im Vergleich	Bänziger Peter-Paul
2009	22	3	**116**	*207*	*226*	19	Originalarbeit	Aldo Mielis Emigration aus dem faschistischen Italien	Ein bisher unveröffentlichter Briefwechsel zwischen Aldo Mieli und Albert Moll	Sigusch Volkmar
2009	22	3	**117**	*227*	*254*	27	Originalarbeit	Geschlechtsidentitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter		Möller Birgit, Schreier Herbert, Romer Georg
2009	22	3	**118**	*255*	*267*	12	Dokumentation	"Du kannst Dir Deine Identität doch selber wählen ..."	... auch in der Psychotherapie?	Binswanger Ralf
2009	22	3	**119**	*268*	*276*	8	Debatte	Wie frei ist der Mensch mit einer Paraphilie?	Überlegungen im sexualforensischen Kontext	Briken Peer
2009	22	3	**120**	*277*	*280*	3	Debatte	Willensfreiheit bei Störungen der Sexualpräferenz	Kommentar zu den Überlegungen von Peer Briken	Fromberger Peter, Müller Jürgen L.
2009	22	3	**121**	*281*	*283*	2	Debatte	Wille, Schuld und Störung	Kommentar zu den Überlegungen von Peer Briken sowie von Peter Fromberger und Jürgen L. Müller	Berner Wolfgang
2009	22	3	**122**	*284*	*290*	6	Nachruf	Eine Mini-Ethnie im Dienst von Psychoanalyse und Sexualforschung	Zum Tod von Paul Parin (1916 - 2009)	Binswanger Ralf
2009	22	4	**123**	*297*	*317*	20	Originalarbeit	Sexuell werden	Vom Überwinden der Grenzen weiblicher Sexualität	Wagner Brooke
2009	22	4	**124**	*318*	*339*	21	Originalarbeit	Das Mayer-Rokitansky-Küster-Hauser Syndrom	Eine Übersicht über den Stand der internationalen psychosomatischen Forschung	Huber Kerstin, Hoffmann Simone, Richter-Appelt Hertha
2009	22	4	**125**	*340*	*352*	12	Originalarbeit	Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens heute		Berner Wolfgang, Koch Judith
2009	22	4	**126**	*353*	*358*	5	Kommentar	Autoethnografie als Methode kritischer Sexualforschung		Klesse Christian
2009	22	4	**127**	*359*	*368*	9	Dokumentation	Schuld, Scham und Wiedergutmachung in der Therapie sexuell grenzverletzender Jugendlicher		Machlitt Klaus
2009	22	4	**128**	*369*	*385*	16	Buchbesprechung			
2010	23	1	**129**	*1*	*22*	21	Originalarbeit	Eine Vereinigung von "Klemmschwestern"?	Zur Geschichte der Internationalen Homophilen Welt-Organisation (IHWO)	Wolfert Raimund
2010	23	1	**130**	*23*	*35*	12	Originalarbeit	Psychiatrische Diagnosen von Sexualstraftätern	Eine empirische Untersuchung von 807 inhaftierten Kindesmissbrauchstätern und Vergewaltigern	Eher Reinhard, Rettenberger Martin, Schilling Frank

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N=* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2010	23	1	**131**	*36*	*52*	16	Originalarbeit	Impulsivität und "sexuelle Sucht"	Ein empirischer Vergleich der sogenannten "Sexsucht" mit Störungen der Impulskontrolle und Alkoholabhängigkeit	Wörmann Viktoriya
2010	23	1	**132**	*53*	*62*	9	Dokumentation	Geschlechtsidentität und Geschlechtsidentitätsstörungen		Dannecker Martin
2010	23	1	**133**	*63*	*70*	7	Dokumentation	Transsexuelle Entwicklungen und therapeutische Praxis		Nieder Timo O.
2010	23	1	**134**	*71*	*85*	14	Fallbericht	Das Kallmann-Syndrom	Medizinische Hintergründe und psychische Folgen anhand eines Erfahrungsberichts	Hofmann Johannes, Richter-Appelt Hertha
2010	23	1	**135**	*86*	*91*	5	Buchbesprechung			
2010	23	2	**136**	*99*	*113*	14	Originalarbeit	Max Marcuse in Frankfurt am Main	Bisher unveröffentlichte Dokumente über eine ärztliche Tätigkeit	Sigusch Volkmar
2010	23	2	**137**	*114*	*129*	15	Originalarbeit	Homophobe Tendenzen in der Wahrnehmung des (Hoch-)Leistungssports als Herausforderung für die Sportberichterstattung		Schweer Martin K.W., Vaske Ann-Kathrin, Gerwinat Alexandre
2010	23	2	**138**	*130*	*138*	8	Originalarbeit	Sexuelle Lebensqualität bei Patienten mit Epilepsie	Eine Übersicht über die internationale Forschung	Mölleken Daniela, Richter-Appelt Hertha, Stodieck Stefan, Bengner Thomas
2010	23	2	**139**	*139*	*154*	15	Originalarbeit	Sexuell auffällige Minderjährige	Erste Ergebnisse eines Hamburger Modellprojektes	Spehr Aranke, Yoon Dahlnym, Briken Peer
2010	23	2	**140**	*155*	*164*	9	Im Gespräch	Erinnerungen an die frühen Jahre	50 Jahre Sexualforschung am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf	Schmidt Gunter, Briken Peer
2010	23	2	**141**	*165*	*169*	4	Debatte	Wes Brot ich ess', des Lied ich sing	Anmerkung zur Bedeutung von Sponsoring und anderen Zuwendungen der Pharmaindustrie	Maß Reinhard
2010	23	2	**142**	*170*	*173*	3	Bericht	Sexualität im Kindes- und Jugendalter	Tagungsbericht über das 3. Kinderanalytische Symposium	Schlich-Dannenberg Sibylle
2010	23	2	**143**	*174*	*183*	9	Buchbesprechung			
2010	23	3	**144**	*191*	*193*	2	Editorial	Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen	Vorstand der DGfS	Briken Peer
2010	23	3	**145**	*194*	*219*	25	Originalarbeit	Nähe, Distanz und Grenzen im psychosozialen und pädagogischen Berufen	Ein Beitrag zur aktuellen Debatte über sexuellen Kindesmissbrauch	Schmauch Ulrike
2010	23	3	**146**	*220*	*237*	17	Originalarbeit	Uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten bei jungen Paaren	Token Resistance, Compliance und der Einfluss der Bindungsrepräsentation	Wendt Eva-Verena
2010	23	3	**147**	*238*	*246*	8	Dokumentation	Medizinische Diagnostik und interdisziplinäres Fallmanagement bei Verdacht auf sexuellen Missbrauch von Kindern	Das Modell der Hamburger Rechtsmedizin	Görndt Jennifer, Püschel Klaus, Wilke Nadine

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N=* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** *(N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2010	23	3	**148**	*247*	*257*	10	Debatte	Sexualwissenschaftliche Thesen zur Missbrauchsdebatte		Sigusch Volkmar
2010	23	3	**149**	*258*	*261*	3	Debatte	"Rückzüge in den homosozialen Bunker"		Schmidt Gunter, Kotte Hans-Hermann
2010	23	3	**150**	*262*	*267*	5	Debatte	Ende des Schweigens		Berkel Irene
2010	23	3	**151**	*268*	*276*	8	Debatte	Wir gegen die Kinderschänder	Kritische Anmerkungen zur Einführung des erweiterten Führungszeugnisses für kinder- und jugendnah Beschäftigte	Walentowitz Gerhard
2010	23	3	**152**	*277*	*282*	5	Debatte	Das erweiterte Führungszeugnis: Eine Hilfestellung für die Prävention von sexuellem Missbrauch		Spehr Aranke, Ganschow Rainer
2010	23	3	**153**	*283*	*284*	1	Nachruf	Zum Tod von Ulrike Brandenburg (1954 - 2010)		Clement Ulrich
2010	23	3	154	*285*	*292*	7	Buchbesprechung			
2010	23	4	**155**	*299*	*327*	28	Originalarbeit	Pädosexuelle Männer	Eine psychoanalytische Untersuchung	Gschwind Herbert
2010	23	4	**156**	*328*	*347*	19	Originalarbeit	Komplikationen, subjektive Zufriedenheit und sexuelles Erleben nach geschlechtsangleichender Operation bei Mann-zu-Frau-Transsexualität		Löwenberg Hagen, Lax Hildegard, Neto Roberto Rossi, Krege Susanne
2010	23	4	**157**	*348*	*364*	16	Dokumentation	Robert Stollers *Sex and Gender*: 40 Jahre danach		Green Richard
2010	23	4	**158**	*365*	*376*	11	Dokumentation	Scham und Sexualität. Ein verqueres Verhältnis		Hauch Margret
2010	23	4	**159**	*377*	*380*	3	Bericht	Prag transnational	Bericht von der 36. Jahrestagung der IASR	Martyniuk Urszula
2010	23	4	160	*381*	*398*	17	Buchbesprechung			
2011	24	1	**161**	*1*	*30*	29	Originalarbeit	Der aktuelle Diskussionsstand zur Pornografie-Ethik: Von Anti-Porno- und Anti-Zensur- zu Pro-Porno-Positionen		Döring Nicola
2011	24	1	**162**	*31*	*48*	17	Originalarbeit	Geschlechterbilder zwischen Daily Soap und Castingshow	Eine Online-Befragung zur Mediennutzung Jugendlicher und ihrem Bild der weiblichen Geschlechtsrolle	Weber Mathias
2011	24	1	**163**	*49*	*76*	27	Originalarbeit	Lust auf Rezept?	Medikamentöse Therapieoptionen bei Frauen mit sexuellen Problemen	Schwenkhagen Anneliese
2011	24	1	**164**	*77*	*83*	6	Kommentar	Erwachsene Kinder und Harry Potter als Kinderporno?	Eine neue EU-Richtlinie soll Pornografie, Kunst und Pubertätskomödien verbieten	Graupner Helmut
2011	24	1	165	*84*	*99*	15	Buchbesprechung			
2011	24	2	**166**	*105*	*110*	5	Editorial	Evolutionspsychologie der Sexualität		Maß Reinhard

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N=* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** *(N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2011	24	2	**167**	*111*	*133*	22	Originalarbeit	Sexueller Zwang bei Primaten: Evolutionäre Ursachen und Gegenstrategien der Weibchen		Weingrill Tony, van Schaik Carel
2011	24	2	**168**	*134*	*154*	20	Originalarbeit	Eifersucht in Liebesbeziehungen		Schützwohl Achim
2011	24	2	**169**	*155*	*169*	14	Originalarbeit	Effekte der weiblichen Fertilität auf das Verhalten und die Informationsverarbeitung im Kontext von Partnerschaft		Schwarz Sascha, Gand Kristina, Hassebrauck Mandfred
2011	24	2	**170**	*170*	*186*	16	Originalarbeit	Veränderungen weiblicher Partnerpräferenzen im Menstruationszyklus		Klusmann Dietrich, Berner Wolfgang
2011	24	2	**171**	*187*	*190*	3	Nachruf	Günter Amendt	8. Juni 1939 - 12. März 2011	Schmidt Gunter
2011	24	2	172	*191*	*195*	4	Buchbesprechung			
2011	24	3	**173**	*199*	*227*	28	Originalarbeit	Zur Neurobiologie transsexueller Entwicklungen	Eine Diskussion der Befunde zu Sexualdifferenzierung, zu geschlechtsatypischen Verhaltensweisen und zur Geschlechtsidentität	Nieder Timo O., Jordan Kirsten, Richter-Appelt Hertha
2011	24	3	**174**	*228*	*255*	27	Originalarbeit	Pornografie-Kompetenz: Definition und Förderung		Döring Nicola
2011	24	3	**175**	*256*	*271*	15	Originalarbeit	Der Multidimensionale Fragebogen zur Sexualität (MFS)	Erste Evalution der deutschsprachigen Version des Mulidimensional Sexuality Questionnaire (MSQ)	Brenk-Franz Katja, Strauß Bernhard
2011	24	3	**176**	*272*	*278*	6	Debatte	Rettet die Scham!	Über Abgrenzung und Bedrängnis	Azoulay Isabelle
2011	24	3	**177**	*279*	*291*	12	Debatte	Kritik evolutionspsychologischer Sexualforschung		Sigusch Volkmar
2011	24	3	**178**	*292*	*294*	2	Nachruf	Igor Semjonowitsch Kon	21. Mai 1928 - 27. April 2011	Starke Kurt
2011	24	3	179	*295*	*305*	10	Buchbesprechung			
2011	24	4	**180**	*309*	*311*	2	Editorial	Jugend und Pornografie		Matthiesen Silja
2011	24	4	**181**	*312*	*325*	13	Originalarbeit	Pornografiekonsum unter Jugendlichen und die Flexibilisierung der Geschlechterrollen		Zillich Norbert
2011	24	4	**182**	*326*	*352*	26	Originalarbeit	"What do girls do with porn?"	Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 1	Matthiesen Silja, Martyniuk Urszula, Dekker Arne
2011	24	4	**183**	*353*	*378*	25	Originalarbeit	"What do boys do with porn?"	Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 2	Schmidt Gunter, Matthiesen Silja
2011	24	4	**184**	*379*	*396*	17	Originalarbeit	Pronografiekonsum bei Jugendlichen	Ein Überlick über die empirische Wirkungsforschung	Hill Andreas
2011	24	4	185	*397*	*404*	7	Buchbesprechung			
2012	25	1	**186**	*1*	*3*	2	Editorial	25 Jahre Zeitschrift für Sexualforschung		Die Herausgeberinnen und Herausgeber

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** *(N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2012	25	1	**187**	*4*	*25*	21	Originalarbeit	Erotischer Fotoaustausch unter Jugendlichen: Verbreitung, Funktionen und Folgen des Sexting		Döring Nicola
2012	25	1	**188**	*26*	*48*	22	Originalarbeit	Körper- und Geschlechtserleben bei Personen mit kompletter Androgeninsensitivität		Brunner Franziska, Prochnow Caroline, Schweizer Katinka, Richter-Appelt Hertha
2012	25	1	**189**	*49*	*65*	16	Jubiläumsbeitrag	Lauter Lobreden - 25 Jahre Soziologie in der Zeitschrift für Sexualforschung		Lewandowski Sven
2012	25	1	**190**	*66*	*69*	3	Debatte	Hätte er geschwiegen, wäre er Philosoph geblieben	Eine Replik auf den Beitrag von Volkmar Sigusch: "Kritik evolutionspsychologischer Sexualforschung"	Maß Reinhard
2012	25	2	**191**	*93*	*130*	37	Originalarbeit	Standardisierte Verfahren in der empirischen Sexualforschung - Ein Update		Richter Diana, Spangenberg Lena, Matthes Anke, Brähler Elmar, Strauß Bernhard
2012	25	2	**192**	*131*	*150*	19	Originalarbeit	Zoophilie. Eine Online-Befragungsstudie zur Ätiologie und Rolle des Internet		Eichenberg Christiane, Surangkanjanajai Benjamin
2012	25	2	**193**	*151*	*167*	16	Jubiläumsbeitrag	Beiträge zu Psychotherapie und Psychoanalyse in der Zeitschrift für Sexualforschung - Eine Würdigung		Berner Wolfgang
2012	25	2	**194**	*168*	*184*	16	Dokumentation	Probleme der sexuellen Erregung und des sexuellen Verlangens. Bemerkungen zu Begrifflichkeit, Forschungsgeschichte und klinischer Anwendung, oder: Je mehr sich ändert, desto mehr bleibt gleich		Kleinplatz Peggy J.
2012	25	2	**195**	*185*	*197*	12	Buchbesprechung			
2012	25	3	**196**	*203*	*223*	20	Originalarbeit	Homosexualität und Kinderwunsch		Kleinert Evelyn, Gansera Lutz, Stöbel-Richter Yve
2012	25	3	**197**	*224*	*251*	27	Originalarbeit	Affektiv und kognitiv basierte Einstellungen von Jugendlichen zu sexuellen Orientierungen		Huch Sarah, Urhahne Detlef, Krüger Dirk
2012	25	3	**198**	*252*	*272*	20	Jubiläumsbeitrag	Irritationen des Geschlechts im Wandel - Beiträge in 25 Jahren Zeitschrift für Sexualforschung		Richter-Appelt Hertha
2012	25	3	**199**	*273*	*285*	12	Debatte	Warum braucht die kritische Sexualwissenschaft die Psychoanalyse?	Antworten für den Sexualanalytiker Martin Dannecker zum 70. Geburtstag	Sigusch Volkmar
2012	25	3	**200**	*286*	*292*	6	Dokumentation	Häufigkeit, Erklärungsmodelle und Folgen sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen: Zielsetzungen des deutschlandweiten MiKADO-Projekts		Osterheider Michael, Banse Rainer, Briken Peer, Goldbeck Lutz, Hoyer Jürgen, Santtila Pekka, Eisenbarth Hedwig
2012	25	3	**201**	*293*	*294*	1	Nachruf	Elisabeth Müller-Luckmann	16. Oktober 1920 - 6. Juli 2012	Schmidt Gunter
2012	25	3	**202**	*295*	*302*	7	Buchbesprechung			
2012	25	4	**203**	*309*	*313*	4	Editorial	Editorial		Lewandowski Sven

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** *(N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2012	25	4	**204**	*314*	*338*	24	Originalarbeit	Bisexualität als Überschuss sexueller Ordnung	Eine biografieanalytische Fallstudie zur sexuellen Selbstwerdung	Kemler Eva, Löw Martina, Ritter Kim
2012	25	4	**205**	*339*	*355*	16	Originalarbeit	Körper - Praxis - Sexualität: soziologische Positionen		Lautmann Rüdiger
2012	25	4	**206**	*356*	*372*	16	Originalarbeit	Elemente einer Sexualtheorie der Praxis		Benkel Thorsten
2012	25	4	**207**	*373*	*385*	12	Jubiläumsbeitrag	Totale, kritische oder praktische Sexualmedizin?	25 Jahre Sexualmedizin in der Zeitschrift für Sexualforschung	Briken Peer
2012	25	4	**208**	*386*	*397*	11	Buchbesprechung			
2013	26	1	**209**	*1*	*18*	17	Originalarbeit	Schamlos ausgestellt?	Arbeiten Tracey Emins	Härtel Insa
2013	26	1	**210**	*19*	*33*	14	Originalarbeit	Spielarten der Liebe	Eine Betrachtung zu Polyamory	Klesse Christian
2013	26	1	**211**	*34*	*43*	9	Originalarbeit	Was heißt: Sexualität ist "bio-psycho-sozial"?	Über die erkenntnistheoretischen Grundlagen interdisziplinärer Sexualforschung	Dekker Arne
2013	26	1	**212**	*44*	*52*	8	Debatte	Das Strafrecht ist keine Lösung.	Zum Plädoyer der Deutschen AIDS-Hilfe für die Entkriminalisierung der (potenziellen) HIV-Übertragung	Wicht Holger
2013	26	1	**213**	*53*	*95*	42	Buchbesprechung			
2013	26	2	**214**	*99*	*121*	22	keine Rubrik	Leben mit dem Kallmann-Syndrom	Narrative Erfahrungsberichte von Männern	Hofmann Johannes, Watzlawik Meike, Richter-Appelt Hertha
2013	26	2	**215**	*122*	*142*	20	keine Rubrik	Sexuelle Erfahrungen, Gesundheitsverhalten und Zukunftsvorstellungen von Prostituierten aus Bulgarien in Deutschland	Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie	Hinz Arnold, Petrova Neli
2013	26	2	**216**	*143*	*144*	1	Debatte	Debatte zum Reformbedarf des Transsexuellengesetzes (TSG)	Abschaffen, ändern oder pragmatisch anwenden? Eine Einführung	Schweizer Katinka, Strauß Bernhard
2013	26	2	**217**	*145*	*159*	14	Debatte	MRT statt TSG	Vom Essentialismus zum Konstruktivismus und wieder zurück	Becker Sophinette
2013	26	2	**218**	*160*	*174*	14	Debatte	Zur "Psychodiagnostik von Geschlechtsidentität" im Rahmen des Transsexuellengesetzes		Güldenring Annette-Kathrin
2013	26	2	**219**	*175*	*177*	2	Debatte	Viel Aufwand und wenig Effekt	Anmerkungen zum Transsexuellengesetz	Schmidt Gunter
2013	26	2	**220**	*178*	*184*	6	Debatte	Anmerkungen zur Debatte über das TSG aus Sicht eines praktisch tätigen Psychiaters		Vogel P. Christian
2013	26	2	**221**	*185*	*187*	2	Debatte	Liquid Gender		Sigusch Volkmar
2013	26	2	**222**	*188*	*198*	10	Dokumentation	Die latente Struktur sexueller Präferenzstörungen am Beispiel des Sadismus und der Pädophilie		Mokros Andreas
2013	26	2	**223**	*199*	*206*	7	Bericht	Sexualität zwischen Alltag und Exzess	Zur 6. Klinischen Tagung der DGfS am 21. und 22. September 2012 in Münster	Kleber Reinhardt

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		Σ	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2013	26	2	224	207	208	1	Redaktionelle Mitteilungen			
2013	26	3	225	211	231	20	Originalarbeit	Das Duale Kontrollmodell	Eine Theorie von John Bancroft und Erick Janssen über die interindividuelle Variabilität im sexuellen Erleben und Verhalten	Rettenberger Martin, Briken Peer
2013	26	3	226	232	244	12	Originalarbeit	Sexuelle Bildung und Koitusaktivität bei Jugendlichen mit und ohne Behinderung		Wienholz Sabine, Seidel Anja, Schiller Christina, Michel Marion, Häußler-Sczepan Monika, Riedel-Heller Steffi G.
2013	26	3	227	245	265	20	Originalarbeit	"[P]lumpe [...] Versuche der weiblichen Wissenschaftlichkeit"?	Sexualität, soziale Rolle und Intelligenz der Frau bei deutschsprachigen Autorinnen des frühen 20. Jahrhunderts	Schröter Anika, Riha Ortrun, Steinberg Holger
2013	26	3	228	266	273	7	Bericht	Entwicklungsverläufe von Kindern und Jugendlichen mit Geschlechtsdysphorie	Bericht über das bundesweite Arbeitsgruppentreffen zu "Kindern und Jugendlichen mit Geschlechtsidentitätsstörungen" am 12.11.2012 in Hamburg	Becker Inga, Möller Birgit, Schweizer Katinka
2013	26	3	229	274	275	1	Nachruf	Helmut Leiblein (1954 - 2013)		Hill Andreas
2013	26	3	230	276	281	5	Nachruf	Virginia E. Johnson (1925 - 2013)		Sigusch Volkmar
2013	26	3	231	282	299	17	Buchbesprechung			
2013	26	3	232	300	302	2	Redaktionelle Mitteilungen			
2013	26	4	233	305	329	24	Originalarbeit	Wie wird Pornografie in Online-Foren diskutiert?	Ergebnisse einer Inhaltsanalyse	Döring Nicola
2013	26	4	234	330	371	41	Originalarbeit	Transvestitismus in der NS-Zeit - Ein Forschungsdesiderat		Herrn Rainer
2013	26	4	235	372	383	11	Originalarbeit	Masturbation und sexuelle Gesundheit - Ein Forschungsüberblick		Driemeyer Wiebke
2013	26	4	236	384	387	3	Bericht	Intersexualität kommunizieren.	Über das I-DSD-Symposium im Juni 2013 in Glasgow	Wolf Laura, Handford Christina, Brunner Franziska
2013	26	4	237	388	389	1	Nachruf	Gerlinde Galedary (1950 - 2013)		Kleber Reinhardt
2013	26	4	238	390	400	10	Buchbesprechung			
2013	26	4	239	401	402	1	Redaktionelle Mitteilungen			
2014	27	1	240	1	3	2	Editorial	Leitlinienentwicklung Geschlechtsdysphorie		Strauß Bernhard, Nieder Timo O.
2014	27	1	241	4	30	26	Originalarbeit	Perspektivenwechsel: Vorschläge für eine menschenrechts- und bedürfnisorientierte Trans-Gesundheitsversorgung		Hamm Jonas A., Sauer Arn Thorben

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52*)

Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2014	27	1	**242**	*31*	*43*	12	Originalarbeit	Informierte Zustimmung in der Trans-Gesundheitsversorgung	Erfahrungen eines US-amerikanischen *Community Health Center*	Radix Anita, Eisfeld Justus
2014	27	1	**243**	*44*	*58*	14	Originalarbeit	Die Rolle der Psychotherapie in einem integrativen Behandlungsansatz bei Geschlechtsdysphorie		Löwenberg Hagen, Ettmeier Werner
2014	27	1	**244**	*59*	*76*	17	Originalarbeit	Leitlinie zur Diagnostik, Beratung und Behandlung bei Geschlechtsdysphorie	Stand der aktuellen Entwicklungen	Nieder Timo O., Strauß Bernhard
2014	27	1	**245**	*77*	*94*	17	Buchbesprechung			
2014	27	1	**246**	*95*	*96*	1	Redaktionelle Mitteilungen			
2014	27	2	**247**	*99*	*137*	38	Originalarbeit	Prostitution in Deutschland: Eckdaten und Veränderungen durch das Internet		Döring Nicola
2014	27	2	**248**	*138*	*149*	11	Originalarbeit	Psychometrische Eigenschaften einer deutschsprachigen Kurzversion des Sexual Desire Inventory (SDI-2)		Kuhn Wolfgang, Koenig Julian, Donoghue Alexander, Hillecke Thomas K., Warth Marco
2014	27	2	**249**	*150*	*160*	10	Debatte	Der Indikationsbereich des Hamburger Modells der Sexualtherapie	Eine kritische Analyse	Maß Reinhard
2014	27	2	**250**	*161*	*175*	14	Dokumentation	Sozialtherapie, was nun?	Die Anordnung der nachträglichen Sicherungsverwahrung gegen zwei nach Jugendstrafrecht Verurteilte	Boetticher Axel
2014	27	2	**251**	*176*	*196*	20	Buchbesprechung			
2014	27	2	**252**	*197*	*198*	1	Redaktionelle Mitteilungen			
2014	27	3	**253**	*201*	*219*	18	Originalarbeit	Wenn Vorlieben zum Leiden werden	Eine soziologische Analyse pädophilen Begehrens im Diskurs sexualmedizinischer Primärprävention	Lipp Benjamin
2014	27	3	**254**	*220*	*236*	16	Originalarbeit	Zusammenhänge zwischen sozialer Unterstützung und Suizidalität bei homo- und bisexuellen Personen		Widmer Adrian, Regli Daniel, Frei Lukas, Znoj Hansjörg
2014	27	3	**255**	*237*	*252*	15	Originalarbeit	Sodomie/Zoophilie im neuen deutschen Tierschutzrecht	§ 175b StGB a.F. in neuem Gewand?	Jahn Jens-Eberhard
2014	27	3	**256**	*253*	*257*	4	Debatte	Zweierlei Maß?	Replik auf den Beitrag "Der Indikationsbereich des Hamburger Modells der Sexualtherapie" von Reinhard Maß	Cassel-Bähr Sabine, Kleber Reinhardt
2014	27	3	**257**	*258*	*277*	19	Dokumentation	Der erotische Raum	Weibliches Begehren in der systemischen Sexualtherapie	Eck Angelika
2014	27	3	**258**	*278*	*297*	19	Buchbesprechung			
2014	27	3	**259**	*298*	*299*	1	Redaktionelle Mitteilungen			

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** *(N= 52)*

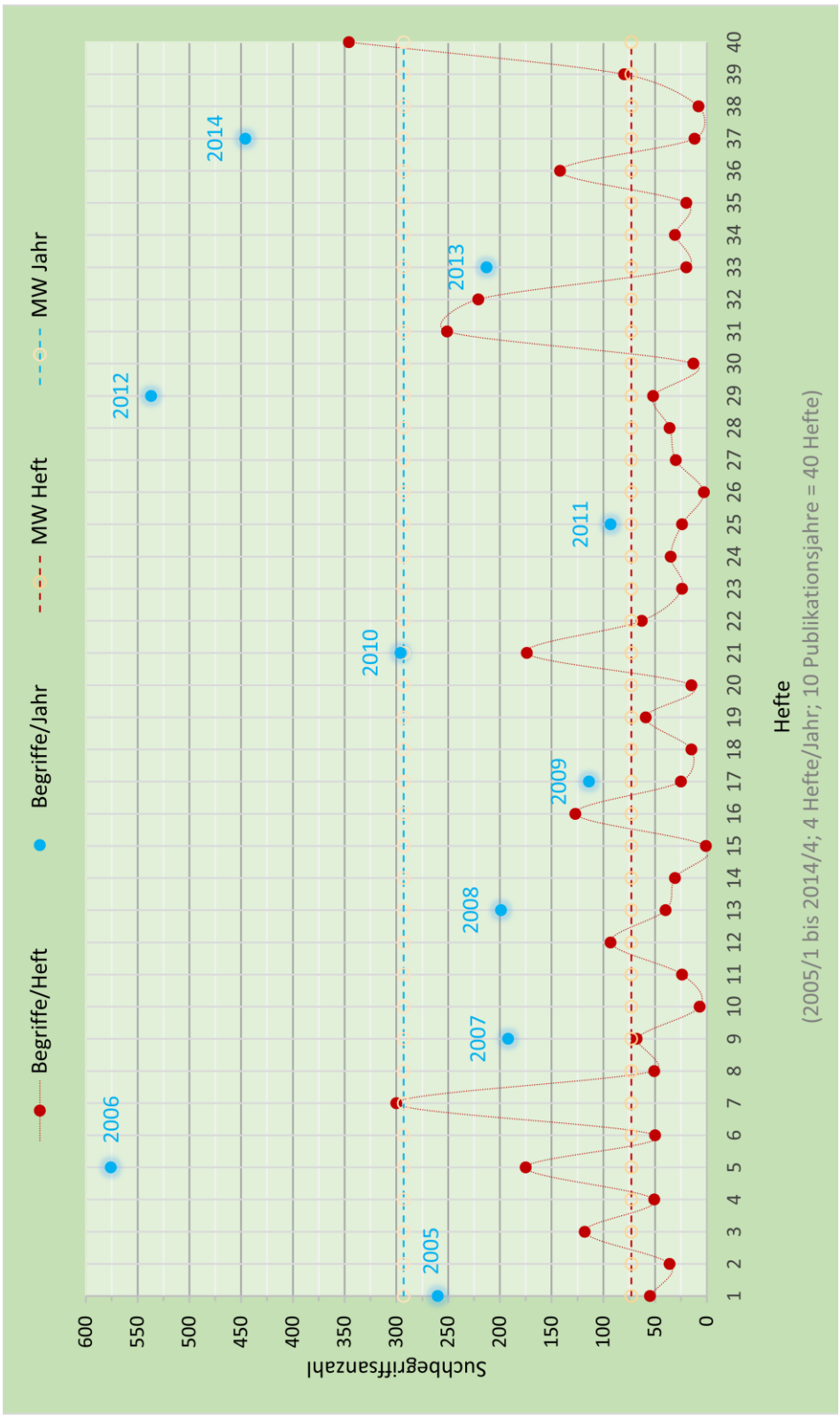
Suchbegriffe = **SB**

Signatur				Seite		∑	Rubrik	Titel	Untertitel	Autor/in/n/en
Jahr	Jg.	H	Nr.	von	bis	Seiten				
2014	27	4	**260**	*303*	*327*	24	Originalarbeit	Gleichgeschlechtliche Familiengründungen	Eine qualitative Studie in Israel	Schmauch Ulrike
2014	27	4	**261**	*328*	*351*	23	Originalarbeit	Die Arbeitssituation von LSBT-Beschäftigten	Reanalyse einer Online-Befragung unter differenzieller Perspektive	Frohn Dominic
2014	27	4	**262**	*352*	*370*	18	Originalarbeit	Das Hamburger Modell der Sexualtherapie	Evaluation der Intensivtherapien 1995 bis 2011	Maß Reinhard, Bauer Renate, Briken Peer
2014	27	4	**263**	*371*	*393*	22	Buchbesprechung			
2014	27	4	**264**	*394*	*395*	1	Redaktionelle Mitteilungen			

ausgeschieden *(N= 26)* keine SB *(N= 87)* 1 – 9 SB *(N= 99)* ≥ 10 SB, **Relevanter Datenpool** (*N= 52)*

Suchbegriffe = **SB**

12 ANHANG B/Suchbegriffsfunde im gesamten Datenpool pro Heft|Jahr



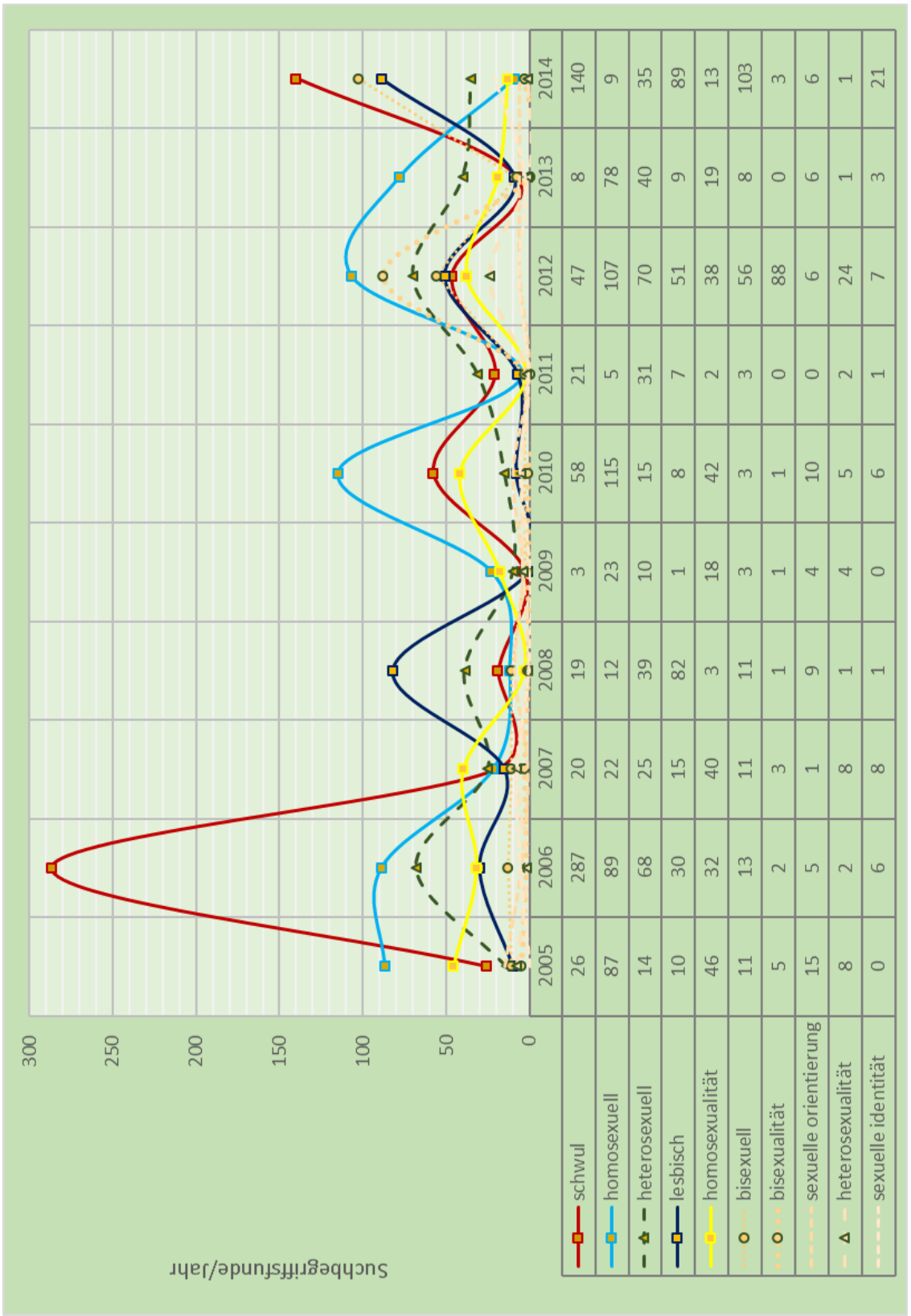
Datenpool Heftnr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
Jahrgang	2005				2006				2007				2008				2009				2010				2011				2012				2013				2014			
Heftnummer	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4
Fachartikelanzahl	55	36	118	51	175	50	300	51	68	7	24	93	40	31	1	127	25	15	59	15	174	63	24	35	24	3	30	36	52	13	251	221	20	31	20	142	12	8	80	346
	260				576				192				199				114				296				93				537				213				446			

13 **ANHANG C**/Begriffsfunde im relevanten Datenpool pro Heft|Jahr

RELEVANTER DATENPOOL			2005				2006				2007				2008				2009				2010				2011				2012				2013				2014			
R	Suchbegriff	N	%	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV
1	schwul	629	24,4	0	4	16	6	84	1	199	3	6	2	12	0	6	13	0	2	1	51	7	0	6	6	9	3	34	10	5	1	2	3	137							
2	homosexuell	547	21,2	8	15	37	27	28	9	38	14	10	6	6	8	0	4	6	1	16	78	27	10	1	1	3	12	83	12	1	4	73	4	5							
3	heterosexuell	347	13,5	2	6	6	0	25	12	16	15	13	0	12	13	10	16	1	3	6	8	2	5	10	7	14	0	36	34	2	3	35	7	28							
4	lesbisch	302	11,7	0	0	10	0	18	0	11	1	0	0	15	0	0	82	0	1	0	4	3	1	3	2	2	0	49	2	2	2	5	2	87							
5	homosexualität	253	9,8	8	0	24	14	7	4	20	1	6	5	29	1	0	2	9	2	7	20	15	7	2	0	0	9	23	6	0	2	17	1	12							
6	bisexuell	222	8,6	8	2	1	0	5	7	1	0	4	0	7	2	5	4	0	0	3	2	0	1	1	2	0	1	4	51	5	0	3	51	52							
7	bisexualität	104	4,0	2	0	2	1	0	2	0	0	1	0	2	0	0	1	0	0	1	0	0	1	0	0	0	0	1	87	0	0	0	2	1							
8	sexuelle orientierung	62	2,4	0	3	12	0	0	3	1	1	0	1	0	5	1	3	0	1	3	3	6	1	0	0	0	2	4	0	0	3	3	4	2							
9	heterosexualität	56	2,2	1	0	5	2	1	0	1	0	7	0	1	1	0	0	2	0	2	2	3	0	1	0	1	5	10	9	0	1	0	0	1							
10	sexuelle identität	53	2,1	0	0	0	0	0	0	1	5	8	0	0	1	0	0	0	0	0	6	0	0	0	0	1	6	0	1	0	1	2	0	21							
	Summen Suchbegriffe	**2575**	**100,0**	29	30	113	50	168	38	288	40	55	14	84	31	22	125	18	10	39	174	63	26	24	18	30	38	244	212	15	17	140	74	346							
				222				534				153				178				67				263				72				494				172				420			

R	Schlüsselbegriffe	N	%	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV	I	II	III	IV
1	aids	53	14,4	0	0	0	0	23	4	6	3	0	5	3	0	3	1	0	0	0	1	2	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0	0	0							
2	kinderwunsch	49	13,3	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	6	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	34	0	0	0	1	0	7							
3	häufigkeit	39	10,6	0	16	0	0	1	3	0	1	1	0	0	1	1	1	1	0	0	0	2	2	0	0	0	0	0	1	0	0	1	0	1							
4	psychoanalyse	35	9,5	2	0	6	1	0	0	0	0	6	4	0	0	0	0	0	0	9	2	0	3	0	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0							
5	hiv	34	9,2	0	2	0	0	2	0	0	0	4	0	5	5	0	6	7	0	0	0	1	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0	0	0							
6	reproduktion	18	4,9	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	2	0	0	0	0	1	1	0	1	0	0	0	0	2	6	1	0	0	1	0	2							
7	minderheit	17	4,6	0	0	0	0	0	1	3	0	1	0	0	0	0	3	1	0	0	0	0	0	0	2	1	0	0	0	0	1	3	1	0							
8	analverkehr	17	4,6	0	7	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	2	1	0	0	0	0	0	0	1	0	3	0	0	0	0	0	2	0	0							
9	befruchtung	16	4,3	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	6	0	0	0	0	0	0	10							
10	risikoverhalten	15	4,1	0	13	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
11	prävalenz	14	3,8	0	0	0	0	0	0	0	3	0	0	0	0	4	0	0	0	4	0	0	0	0	0	0	0	2	0	0	0	0	1	0							
12	testosteron	13	3,5	0	0	1	0	0	0	0	10	0	0	0	0	0	0	0	0	1	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
13	fortpflanzung	11	3,0	0	0	0	1	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	5	1	0	0	0	1	0	0	0	1	0	0	0	0	1	0	0							
14	kortex	8	2,2	0	0	0	0	0	0	0	8	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
15	msm	4	1,1	0	4	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
16	sexualhormon	3	0,8	0	0	0	0	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
17	genetisch	3	0,8	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
18	gehirn	3	0,8	0	0	0	0	0	0	0	0	2	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
19	infektion	3	0,8	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
20	hormon	3	0,8	0	0	0	0	0	0	0	3	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
21	hormonell	2	0,5	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1							
22	neurowissenschaft	2	0,5	0	0	0	0	0	0	0	0	0	2	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
23	östrogen	1	0,3	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
24	psychoanalytisch	1	0,3	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
25	randgruppe	1	0,3	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
26	polymorph	1	0,3	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
27	genetik	1	0,3	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
28	sexualpraktik	1	0,3	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0							
	Summen Schlüsselbegriffe	**368**	**100,0**	4	42	7	2	26	9	10	37	12	16	12	5	13	21	4	6	19	4	7	7	1	2	14	2	51	2	0	1	9	2	21							
				55				82				40				39				29				18				17				55				10				23			

14 **ANHANG D**/Suchbegriffsfunde im relevanten Datenpool pro Jahr



	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012	2013	2014
schwul	26	287	20	19	3	58	21	47	8	140
homosexuell	87	89	22	12	23	115	5	107	78	9
heterosexuell	14	68	25	39	10	15	31	70	40	35
lesbisch	10	30	15	82	1	8	7	51	9	89
homosexualität	46	32	40	3	18	42	2	38	19	13
bisexuell	11	13	11	11	3	3	3	56	8	103
bisexualität	5	2	3	1	1	1	0	88	0	3
sexuelle orientierung	15	5	1	9	4	10	0	6	6	6
heterosexualität	8	2	8	1	4	5	2	24	1	1
sexuelle identität	0	6	8	1	0	6	1	7	3	21

Coverbild:

© Can Stock Photo Inc./focalpoint

Lizenz: csp31906723
Reproduktion/unbegrenzte Druckauflage

English Title

Sexual Orientation Myths

The prevalence of the classical concept of sexual orientation and its stereotypical categories of heterosexuality, bisexuality, and homosexuality within the field of sexology

---

Mario Rimml wurde am 14.12.1969 in Innsbruck geboren. Das Psychologiestudium schloss er 1999 mit dem Magistergrad (Mag. rer. nat.), 2009 mit dem Doktorgrad (Dr. rer. nat.) und 2001 ein Studium der Erziehungswissenschaften (Mag. phil.) an der Universität Innsbruck ab. Seit 2000 ist er durch Eintrag in die amtliche Liste des zuständigen Bundesministeriums als Gesundheitspsychologe und Klinischer Psychologe sowie seit 2007 als Psychotherapeut (Hypnosepsychotherapie) zugelassen. 2012 schloss er an der ARGE Bildungsmanagement Wien einen Masterlehrgang zur Psychotherapie mit dem „Master of Science – Psychotherapy“ (MSc) ab. 2013 wurde er nach Absolvierung des entsprechenden Universitätslehrgangs von der Sigmund Freud Privat Universität (SFU) zum Notfallpsychologen und psychologischen Krisenmanager zertifiziert. Seit 1996 arbeitet er bei der „Heilpädagogischen Familien gGmbH“ in der mobilen Familienarbeit mit Kindern aller Altersstufen, Jugendlichen und jungen Erwachsenen sowie deren Bezugssystemen.

Wissenschaftliche Arbeitsschwerpunkte: Sprach- und Wahrnehmungsentwicklung, Sexualwissenschaft